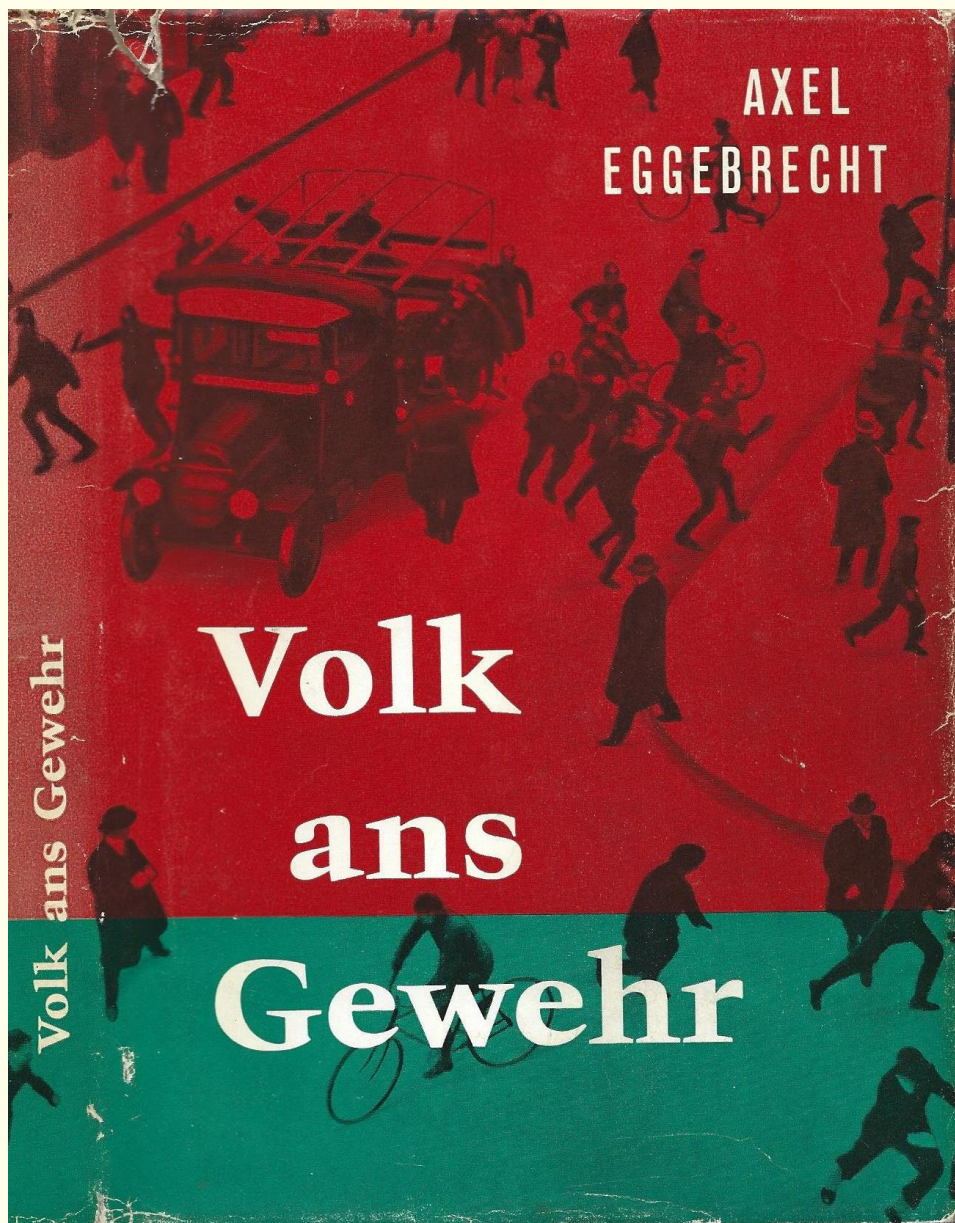


AXEL EGGBRECHT • VOLK ANS GEWEHR



AXEL
EGGBRECHT

Volk
ans

Gewehr

Volk ans Gewehr

AXEL EGGBRECHT

Volk ans Gewehr

CHRONIK EINES

BERLINER HAUSES 1930-34

MIT 68 FOTOS

1960

IM BERTELSMANN LESERING

Geradezu unüberschbar ist die Literatur geworden, die den Zusammenbruch des Dritten Reiches im Kriege schildert. Über die Anfänge des Terrorstaates dagegen gibt es – neben einigen ausgezeichneten wissenschaftlichen Arbeiten – kaum populäre Literatur, die auf die so bedeutsame Frage antwortet: Wie war es nur möglich, daß Hitler 1933 ungehindert an die Macht kam?

Das vorliegende Buch »Volk ans Gewehr« schließt also eine fast unerträglich gewordene Lücke, wenn es packend und anschaulich jene Zeit noch einmal lebendig werden läßt, in der die letztlich schauerlichste Epoche deutscher Geschichte ihren Anfang nahm. Eggebrecht zeigt am Beispiel der Bewohner eines Berliner Mietshauses, wie ohnmächtig die meisten Deutschen den Verwirrungen jener Jahre ausgeliefert waren. Die Arbeitslosenzahl stieg auf über sechs Millionen. Die führenden Staatsmänner fanden weder die rechten Methoden noch die Energie zur Verteidigung der Demokratie, die immer mehr in Mißkredit geriet. Beinahe jeder beschäftigte sich damals mit Politik,

und doch begriffen nur wenige, welche Kräfte zielbewußt auf den Untergang der Weimarer Republik hinarbeiteten.

Das aber zeigt Eggebrechts Buch in nächster Linie: daß nämlich Hitler nie jener allmächtige Diktator geworden wäre, ohne die teils verhüllte, teils augenfällige Hilfe einflußreicher Kreise, die sich einbildeten, den kleinen Demagogen später für ihre Zwecke ausnutzen zu können – und die nachher alle von ihm glatt überspielt wurden. In historisch verbürgten Szenen treten daher Männer wie Hugenberg, Papen, Schacht, Hindenburg und dessen Sohn auf, dazu schwankende Charaktere von der Art Schleichers. Und natürlich auch Hitler selbst mit seinen Paladinen, vor allem Goebbels.

Das Buch ist also in mehrfacher Hinsicht eine »Chronik«: Es berichtet von den Verführern und ihren Opfern, vom Schicksal der großen Akteure und dem des kleinen Mannes. Es zeichnet Menschen und Ereignisse, und so entsteht ein Zeitbild von geradezu dokumentarischem Wert.

Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering
mit Genehmigung des Autors

© 1959 by Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.

Einband und Schutzumschlag Rolf Bunermann

Umschlagfoto H. Hoffmann

Schrift Borgis Garamond Linotype

Druck F. L. Wagener, Lemgo

Printed in Germany

Buch-Nr. 20Z5

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Schrift auf Times abgeändert

VOR DER WAHL...

Oben auf dem leeren Papier standen die drei Worte in grossen Lettern, vorgestern hingetippt, als Helmut noch dachte, er müsste für die Sonntagsausgabe des *Morgenblattes* die sogenannte Lokalspitze liefern. Dann hatte der dicke Dr. Taschner das selbst übernommen. Wenn es dem Chef so wichtig war, bitte, sollte er nur, es war ein Glück, dass Helmut am Donnerstag faul gewesen war.

Nun war schon Sonnabend Mittag. Eben kam er nach Haus, sah den Bogen, riss ihn aus der Maschine, knüllte ihn zusammen und spielte Fussball damit, bis er im Papierkorb gelandet war. Dabei lächelte er ironisch, es war ihm bewusst, dass er durchaus keine sportliche Erscheinung war.

Dann liess er sich auf die Gebirgswiese fallen, so nannte er die altersschwache Lagerstatt, die tagsüber Diwan, nachts Bett war. Zwischen vielen kleinen Gipfeln und Schluchten suchte sich sein Rücken einen halbwegs ebenen Ruheplatz, missmutig quarrten unter ihm die Spiralfedern.

Im Grunde wieder eine Blamage, eine Zurücksetzung, ein Reinfall. Müfte er sich nicht darüber ärgern? Er konnte es nicht, er wusste selbst, dass er von Politik nichts verstand, sie war ihm gleichgültig, neidlos überliess er es anderen, eine Meinung zu haben und auszusprechen. Das machte ihn seinen Auftraggebern angenehm, ohne dass dies in seiner Absicht lag. Manche Kollegen fanden, der Chefredakteur sei diesem kleinen Hagenow ausnehmend gewogen, das sei ein rechter Fuchs und Hansdampf in allen Gassen.

Vierzehn Monate war Helmut nun schon beim *Morgenblatt*. In letzter Zeit begann er, über sich selbst ärgerlich zu werden. Er wurde bequem. Manchmal kam er sich mit siebenundzwanzig schon müde vor, so jetzt eben, da er unwillkürlich die Augen geschlossen hatte. In plötzlicher Wut rieb er mit beiden Fäusten auf den Lidern, bis grelle Funken sprühten. – Feuerwerk der Träume, dachte er spöttisch. Wo hatte er das neulich gelesen? In irgendeinem dummen Gedicht wohl. Helmut verachtete Träume, oder er redete sich jedenfalls ein, dass er es tue. Früher war das anders gewesen. Was alles hatte er sich schwärmerisch erhofft, als er 1922 in diese Stadt gekommen war, kaum neunzehn Jahre alt, ein angehender Studiosus, entkommen dem strengen Elternhaus im engen, kleinen Nordhausen. Dreihundert Mark monatlich

hatte der hochachtbare Gymnasialrektor Professor Hagenow seinem ältesten zugesagt, das war damals schon weniger als hundert Mark vor dem Kriege. Dann stürzte die Währung ins Nichts. Viele Kommilitonen flüchteten ins Elternhaus zurück, Helmut wollte sich allein über Wasser halten. Das gelang nicht einmal schlecht. Er machte den Laufburschen für eine Versandbuchhandlung, die zweideutige Bildbände unter die Leute brachte; dann den Kellner in Nachbars, den Anreisser für eine Kosmetikfirma. Irgendwann bekam er statt des Lohnes Bürsten und französische Seifen in die Hand. Das waren hochbegehrte Sachwerte. Helmut tauschte, handelte, bald nannte er sich stolz Kaufmann und schliesslich – er war eben zwanzig – für ein paar wilde Wochen gar Bankier; da hatte er sechs Angestellte im eigenen Büro und jonglierte mit Billionen.

Als alles vorüber war, gehörten ihm noch siebzehn Dollar, das waren siebzig neue Mark. Ungefähr ebensoviel konnte er fortan monatlich aus Nordhausen erwarten, wenn er sein Studium wiederaufnahm. Aber im Wirbel verrückter Abenteuer war die Lust am Lehrerberuf vergangen, für immer. Der Rektor verzieh ihm das niemals ganz, wenn Vater und Sohn sich später auch versöhnten.

Helmut schlug sich weiter mit Zufallsberufen durch, bis er herausfand, dass Geschriebenes sich verkaufen liess. Erst mühsame Versuche hier und da, dann spann er Verbindungen an, die solideste zum *Morgenblatt*. Das war eine kleinere, erklärt demokratische Zeitung, die sich unabhängig nannte, aber doch wohl insgeheim an den grossen Pressekonzern gebunden war, in dessen riesigem neuem Druckhaus das Blatt hergestellt wurde. Auch die Redaktion bewohnte gastweise eine halbe Etage, und hier war Helmut nun täglich zu finden, als sechzehnter oder achtzehnter von zwanzig Kollegen.

Sein Ressort war nicht scharf begrenzt, doch umfasste es immer nur die kleinen Ereignisse. Der Sportredakteur schickte ihn zu den Nachwuchskämpfen der Boxer in die Spichernsäle und ging selber zur Meisterschaft in den Sportpalast. Im Reichstag war Helmut noch nie gewesen, aber wenn die Schöneberger Stadtverordneten sich um den Zuschuss für ein Heimatfest stritten, war das ein Thema für ihn. Auch über Bücher schrieb er, zum Beispiel, wenn ein Bestseller das hundertste Tausend überschritt.

Zuweilen hatte er Gelegenheit zu kleinen Spässen: Bühnenstücke, die der erste Kritiker, ein uralter Professor, bei der Premiere zerzaust hatte, bekamen bei der fünfzigsten Wiederholung ein betont freundliches Zehnzeilenreferat, «H. H.» gezeichnet.

Helmut Hagenow lernte bei alledem, sich mit tausend Dingen zu befassen, ohne eines zu beherrschen. Er kannte Plünderte von Leuten, viele nannten sich seine Freunde, keiner war es. Vielleicht mit einer Ausnahme: Der alte Setzer Karl Radegast hatte seit ein paar Monaten eine väterliche Neigung zu ihm gefasst.

Manchmal lud er Helmut ein, Frau Meta tischte dann Buletten und Flaschen-

bier auf, gemeinsam redeten sie dem jungen Redakteur ins Gewissen und stachelten seinen Ehrgeiz an.

Es kam auch vor, dass Radegast ihn mit in eine sozialdemokratische Lokalversammlung nahm.

Die Radegasts bewohnten eine Zweizimmerwohnung im Gartenhaus, Herderstrasse 58. Ihnen verdankte Helmut den Hinweis auf das spottbillige Zimmerchen, das Frau Prachvogel, vorn drei Treppen, immer nur schwer vermieten konnte. Der Raum war ein schmaler Schlauch, aber sehr ruhig. Im Frühjahr war Helmut eingezogen.

Hier würde er ungestört arbeiten können. Hier würde *das Buch* entstehen, das hatte er sich vorgenommen. *Das Buch* – heimlicher Mittelpunkt aller seiner Pläne und Hoffnungen: Es sollte der umfassende und gültige Roman der Stadt Berlin werden. Es gab ein paar Entwürfe, es gab zehn, fünfzehn Seiten, die immer wieder geändert und verworfen wurden. Der erste Satz hiess: «H. glaubte nicht mehr an die sogenannten ewigen Werte.»

Von diesem Satz konnte er sich nicht trennen, obwohl er sich manchmal sagte: Dann braucht H. auch kein solches Buch zu schreiben. Auf diese Art begannen unübersteigbare Hindernisse bei den ersten zehn Worten. Nun, Fontane hatte seinen ersten Roman mit siebenundfünfzig veröffentlicht, da blieben Helmut noch dreissig Jahre Frist.

Ein kümmerlicher Trost, er wusste es. Und überhaupt war wenig zu beschönigen an seinem ganzen nichtssagenden und unbedeutenden Dasein. Vielleicht spielte die Erkenntnis dabei mit, dass er vor Frauen noch immer ein wenig Angst hatte. Seine beste Eigenschaft war Ehrlichkeit gegen sich selbst. Er wusste, wie unsicher er war und wie leicht zu verletzen. Nur keinen Anlass bieten zu Angriffen, zu Blamagen. Das war seine Schwäche, jedenfalls empfand er es so und litt darunter. Manchmal suchte er sich daran zu erinnern, wie das eigentlich damals im Tollhaus der Inflation gewesen war. Da hatte er sich doch recht munter behauptet? War ihm irgendeine Fähigkeit seitdem abhandengekommen?

Vielleicht sass die Scheu des Provinzjünglings vor den Frauen der Grossstadt noch immer tief in ihm. Er hatte dies und das erlebt, natürlich, aber meist war er aus der Entfernung verliebt. So auch jetzt wieder: in seine Nachbarin, eine junge, selbstbewusste, kühle Dame, die schräg über den Korridor wohnte, im Galazimmer der kleinen, drittklassigen Pension.

Einen Augenblick lang dachte Helmut daran, bei ihr anzuklopfen und ihr mitzuteilen, dass er sie heute Abend noch treffen werde. Dann fiel ihm ein, dass sie dann vermutlich einen Grund fände, jetzt schon abzusagen. Er beschloss, sie lieber zu überraschen, und begann, eine unterwegs gekaufte Mittagszeitung zu lesen. Da standen dieselben Neuigkeiten, die er eine Stunde zuvor in seiner eigenen Redaktion erfahren hatte. Zeitungsmenschen können nichts Gedrucktes ungelesen lassen, in diesem Punkt war Helmut schon ein Journalist.

An diesem Sonnabend, dem 13. September 1930, brachten die Blätter unter anderem folgende Meldung:

Drei schwerverletzte Männer, offenbar Mitglieder einer linksradikalen Organisation, waren letzte Nacht ins Virchowkrankenhaus eingeliefert worden.

Zwischen den Bahnhöfen Alexanderplatz und Schönhauser Tor war ein SA-Mann aus der fahrenden Untergrundbahn geworfen worden; das war der Abschluss einer Schlägerei mit den eigenen Kameraden gewesen. Deshalb wählte eine Zeitung die fette Überschrift:

EIN FEMEMORD?

Dergleichen ereignete sich fast jeden Tag, die meisten lasen darüber hinweg. Mehr Beachtung fand die Wettervoraussage: Kleine Störungen nicht ausgeschlossen, das kräftige Hoch hält an, im Wesentlichen bleibt es warm und sonnig.

Darauf entschloss sich ein grosser Teil der Berliner, für die nächsten sechsunddreissig Stunden Ärger und Sorgen zu vergessen.

Es gab genug Sorgen, mehr als vor einem Jahr. Damals hatte alles begonnen, mit jener Panik an der Börse von New York, die inzwischen jedes Kind den *Schwarzen Freitag* nannte. Immer länger wurden die Listen der Konkurse, die Arbeitsplätze immer knapper. Nur wenige begriffen den Zusammenhang ganz, aber alle spürten die zunehmende Unsicherheit. Ab und zu liess ein Minister oder ein Bankpräsident verlauten, das Schlimmste wäre bald vorbei. Doch in Werkhallen, Büros und Stempelstellen fragten die Menschen sich sorgenvoll, woher jetzt, kurz vor dem Winter, eine Besserung kommen sollte.

Redner der radikalen Parteien tauchten überall auf und priesen ihre unterschiedlichen Rezepte an. Die meisten hörten dann zu, nickten hier und schüttelten dort den Kopf, dann nahmen sie alles Unheil weiter hin wie ein Stück Schicksal, an dem sich doch nicht viel ändern liesse.

Würde sich morgen, am Sonntag, nicht doch einiges ändern lassen? Das Datum war längst im Kalender rot angestrichen. Der Reichstag, im Sommer durch Kanzler Brüning aufgelöst, sollte neu gewählt werden. Drei von vier Deutschen würden sicherlich ihre Bürgerpflicht erfüllen, das war immer so. Aber sie erhofften sich wenig davon.

Manche würden morgen früh, wenn die Wahllokale öffneten, schon in ihren Schrebergärten sein oder draussen an den Havelseen.

Wählen war gewiss wichtig. Das Weekend war heilig.

Weekend: ein neues, noch immer ein wenig fremdartiges Wort, seit ein paar Jahren im Schwange. Es klang hell und freudig, nach kleinem Abenteuer, nach Weite und Freiheit. Ein rechtes Trostwort für viele.

Doch da gab es Leute, die solche Wörter verachteten. Diese Leute machten sich nichts aus Freiheit und Weite. Sie hassten alles Fremde. Ihnen bedeutete das Ende jeder Woche eine strenge Pflicht. Da zogen sie Uniform an und stapften nach den Kommandos strammer Exerziermeister durch tiefen Sand. Nachts schlichen sie durch die Strassen und malten an alle Wände ihr Hakenkreuzzeichen, von dem man ihnen gesagt hatte, es wäre ein uraltes Symbol der nordischen Reinheit und Kraft.

In den Hinterstuben dunstiger Bierlokale wurden ihre unruhigen, unzufriedenen Gehirne einheitlich hergerichtet. Eines Tages würden sie das ganze Volk zur Gewalt bekehren: durch das unwiderlegliche Mittel der Gewalt. Vorläufig erprobten sie ihren Mut in fortwährenden Schlägereien mit ihren Gegnern. Auch liessen sich die Einrichtungen derselben Staatsordnung, die sie vernichten wollten, vielfach missbrauchen. Morgen früh würden diese Verächter des freien Willens vollzählig an den Wahlen aufmarschieren, darauf konnte man sich verlassen, das gehörte diesmal zu ihrem Dienstplan.

In manchen Gegenden Deutschlands hatten diese Leute schon Erfolg, weit mehr jedenfalls als in Berlin. Hierher passten sie nicht ganz. Hier nahm man sie nicht für voll.

Deshalb hasste der Führer der Gewalt-Bewegung die Stadt, wo er dereinst zu residieren hoffte, ingrimmig. Er hatte seinen klügsten Helfer dazu aussersehen, die widerspenstigen Berliner zu gewinnen oder einzuschüchtern.

Nun spielte der kleine, aus dem Rheinland stammende Doktor der Philosophie seit ein paar Jahren den stürmischen Liebhaber Berlins. Er schmeichelte und drohte der Stadt, er warb um sie wie um eine Frau, die er in bessener Hassliebe endlich willenlos zu seinen Füssen sehen wollte.

Aber noch hatte Berlin einen eigenen, starken Willen.

In der drittgrössten Metropole der Erde ballten sich auf 883 Quadratkilometern zwischen Müggelsee und Havel viereinviertel Millionen zusammen. Fast alle liebten sie ihre Stadt, ohne viel darüber nachzudenken.

Freilich nannte kaum einer den riesigen Steinhaufen schön. Berlin hatte sich nicht wie andere Hauptstädte durch lange Zeiträume hin stetig entwickelt. Binnen weniger Jahrhunderte wurde es von Fürsten geplant, von Unternehmern zusammengefügt, schliesslich wucherte es wild ins Brandenburger Land hinaus.

Da konnte sich kaum jemals ein Baustil ausprägen. Vieles wirkte, als sei es zufällig, vorläufig hergesetzt. Berlin war nicht gewachsen, sondern zustande gekommen.

Seine Einwohner waren aus allen Himmelsrichtungen zusammengeströmt. Noch immer fiel der geborene Berliner in Berlin auf. Dennoch war beinahe jedermann hier binnen kurzem heimisch. Die lärmende, hastige Stadt brachte es fertig, ihre Menschen nachhaltiger zu formen, als unter solchen Umständen zu erwarten war.

Berlin hatte etwas, was mancher uralten Stadt voller Glanz und Tradition nicht in gleichem Masse eignete: Berlin hatte Charakter. Einen spröden, eigenwilligen Charakter, der nicht ganz so leicht zu durchschauen war, wie es Besuchern auf den ersten Blick vorkam.

Häufig wurde die Berliner Taktlosigkeit gerügt; wer ein wenig genauer zusah, entdeckte hinter dem lauten Auftrumpfen und Wichtigton eine jugendliche, zuweilen wohl eine kindliche Unbefangenheit. Schnoddrige Reden verbargen oft eine aufrichtige Hilfsbereitschaft, die sich nur nicht aufdrängen wollte. Überhaupt versteckte Berlin gern sein fröhliches und standhaftes Herz; so gut, dass manche annahmen, Berlin hätte gar keins.

Den hellen Kopf freilich konnte niemand übersehen. Der Berliner Geist hatte in Deutschland nicht seinesgleichen. Er war das Ergebnis einer glücklichen Kreuzung zwischen märkischer Trockenheit und heiterem gallischem Schwung. Vor zehn Generationen waren hugenottische Flüchtlinge hierhergekommen. Der französische Einschuss blieb wirksam bis in unsere Tage, gerade bei den einfachen Leuten.

Ungern liess diese Stadt sich etwas vormachen. Es konnte aber geschehen, dass sie sich selber etwas vormachte, und möglicherweise bestand eben jetzt diese Gefahr; sonst hätte man jene Leute in ihren Wochenenduniformen ein wenig ernster genommen.

Vier Millionen Berliner lebten in Mietskasernen und Villen, in Lauben, Kellern und Mansarden.

Bis zum Kriege waren die verschiedenen Schichten ziemlich genau nach Stadtvierteln getrennt. Die Inflation wühlte, wie ein Riesenbagger, auch die Bevölkerung um und um. Im Osten waren sie nun nicht reicher, im Westen bestimmt ärmer als früher. Zu viele Prunkwohnungen standen hier leer, sie wurden nach und nach aufgeteilt, aus den volkreichen Bezirken zogen neue Mieter zu.

Nicht selten wohnte jetzt im selben Hause der gutverdienende Kaufmann neben dem arbeitslosen Dreher, der stempeln ging. Die Unterschiede also waren noch genauso schroff, aber die Fronten wurden unübersichtlicher. Nachbarschaft minderte den Klassenkampf. Wer dem anderen ins Einkaufsnetz guckte, war vielleicht neidisch, aber er musste sich mit ihm vertragen, sonst wurde das Nebeneinander zur Hölle. So spielte sich in solchen Häusern ein vorsichtiges, oft verlogenes Zusammenleben ein. Vorspiel der klassenlosen Volksgemeinschaft, die von den braunen Beglückern als Zukunftsparole ausposaunt wurde.

Herderstrasse 58, Postbezirk Charlottenburg 2, zuständiges Finanzamt Charlottenburg-Ost, Polizeirevier 122, Kantstrasse. Errichtet kurz nach der Jahrhundertwende, in einem überladenen Mischstil, den der Architekt für Renaissance ausgab.

Bis zum Kriege galt die Gegend als besonders vornehm. Geheimräte zogen gern hierher. Gewerbliche Betriebe wurden nicht geduldet. Inzwischen hatte sich das gründlich gewandelt.

Zwar wurde das pompöse Portal noch immer von zwei keulenbewehrten Herkulesen bewacht, die scheinbar den oberen Querbalken trugen. Der war aus Gips, wie man jetzt an zahlreichen Rissen sah; auch die Stuckleiber der Heroen hatten in den letzten beiden Jahrzehnten tiefe Wunden davongetragen.

Unverändert hing noch die einst streng befolgte Vorschrift da:

NUR FÜR HERRSCHAFTEN

Aber neben den Schildern des Sanitätsrats Dr. med. Brake und des Rechtsanwalts und Notars S. Corduba zeigte Frau Frieda Prachvogel an, dass sie im dritten Stock elegante Zimmer vermiete; und auf einer schwarzen Glas-tafel stand in schmissiger Faksimileschrift zu lesen:

OLGA SCHRIMPF - MODES

Der Salon nahm, neben der Vermieterin, die andere Hälfte des dritten, obersten Geschosses im Vorderhause ein.

Nicht genug mit diesen, immerhin halbwegs gesellschaftsfähigen beiden Unternehmungen, waren nun zu ebener Erde drei Läden eingebaut: das Papiergeschäft der Witwe Anna Grautz, das Bettenhaus von Leon Schritznitz mit zwei Schaufenstern voller Kissen und Plumeaux und die kleine Installation von Kuno Klamke, der nebenher die Portierstelle innehatte, gemeinsam mit seiner gelähmten Frau.

Ein solches Haus durfte sich kaum noch hochherrschaftlich nennen. Überdies bevölkerten allerlei Handwerker, etwa ein Instrumentenmacher und ein Malermeister, gemeinsam mit einigen Arbeiterfamilien das Hinterhaus; dieses hiess natürlich, wie üblich, offiziell *Gartenhaus*. Als Vorwand dafür mochten drei staubgraue Sträucher dienen, die im sonnenlosen Schacht des Durchgangshofes verkümmerten.

Von dort führte eine schmale Treppe mit hohen, abgetretenen Stufen zu vierzehn kleinen Wohnungen. Doch auch der Vorderaufgang mit seinen uralten, verschlissenen Läufern wirkte nicht nobler.

Jämmerlich sahen dort die drei grossen Prunkfenster aus, die einst zu Kaisers Zeiten ein Glasmaler mit Hingabe verfertigt und zusammengesetzt hatte. Sie stellten den Gang der deutschen Historie dar, fortschreitend vom Hoch-parterre bis zum dritten Stock.

Unten stand man zuerst vor der *Vorzeit*, wie ein Spruchband mit Schnörkellettern erläuterte. Da stiess ein Germane seinen Ger wuchtig in den Bauch eines dicken Auerochsen. Dass es solch ein Untier war, liess sich nur noch erraten; der Schädel war verschwunden und durch ein Stück Milchglas ersetzt worden.

Im *Mittelalter*, achtundzwanzig Stufen höher, blätterte links ein noch leidlich kompletter Mönch in einer dicken Postille. Hinter ihm ritt ein kopfloser Ritter in den Kreuzzug, ohne sich umzublicken nach dem Edelfräulein, das ihm von rechts her nachwinkte, in spitzem Hut und wehendem Schleier lieblich anzusehen. Nur leider war die Dame vom Gürtel abwärts nicht mehr vorhanden.

Und wieder empor, fünfundzwanzig Stufen, schon wurden die Abstände geringer, die Räume niedriger. Die *Neuzeit* hatte sich einst in einem Schlachtenbild dargeboten. Doch davon waren überhaupt nur noch zwei Fahnen erhalten, umwölkt von dichtem Pulverdampf; das oberste Viertel eines Tableaus, das jeder nach seiner Vorliebe ergänzen mochte. Ob hier nun Rossbach, Leipzig oder Sedan siegreich geschlagen wurde, gleichviel, jetzt blickte man durch simple, trübe Scheiben hinüber zum *Gartenhaus*, wo beim alten Schriftsetzer Radegast die brave Ehefrau Meta Wäsche ins Küchenfenster gehängt hatte.

Eine gründliche Erneuerung schien in diesem Hause dringend geboten.

Doch die schob der Besitzer Franz Friedrich Unschein, wohnhaft in der zweiten Etage vorn, Jahr um Jahr hinaus. Nicht etwa aus Knauserigkeit, durchaus nicht, er war ein grosszügiger Mann und stets bereit, innerhalb der vielen Wohnungen die notwendigen Reparaturen machen zu lassen; auch bei den Mietern, die jetzt mit ihren Zahlungen in Verzug gekommen waren. Unschein war, das erklärte vieles, ein Mann von Welt, in jüngeren Jahren als Exportkaufmann in allen Erdteilen herumgekommen und von Natur unfähig, sich mit Kleinkram abzugeben. Ausserdem liebte er dieses Haus nicht. Seine Frau hatte er sich einst aus Brasilien geholt, dorthin sehnte Maria sich von jeher zurück. Vier von ihren fünf Kindern waren versorgt. Vermutlich würde sie ihren Mann eines Tages so weit bekommen, dass er den Lebensabend mit ihr in Minas Geraes verbrachte, wo ihre Familie grosse Besitzungen hatte.

Da war allerdings noch Hugo, der jüngste Sohn, ein von klein auf verwöhnter Spätling und wohl ein hoffnungsloser Fall, darüber gab die energische Mutter sich keinen Täuschungen hin. Was sollte aus ihm werden? Er war begabt, in der Schule fiel ihm alles mühelos zu. Nachher hatte er ein bisschen studiert und ein bisschen volontiert. Mit Vaters Geld war er in die Welt hinaus gereist; das hatte ihn nicht reifer gemacht, sondern nur noch begehrllicher nach billigen Genüssen.

Mit Ende Zwanzig war Hugo ein törichter Knabe, der immer noch meinte, alles werde einem geschenkt.

An diesem Sonnabendnachmittag rief er mehrere gute Freundinnen an. Zu seinem Unglück hatte er auf diesem Gebiet die einzigen Erfolge im Leben gehabt. Sein etwas grober, bengelhafter Scharm zog viele Frauen an, solange er noch jung war. Nun aber begann er zuzunehmen, das war fast ein Todesurteil in einer Zeit, da sportliche Haltung alles galt.

Die Amouren liefen nicht mehr glatt, auch heute hatte er das gerade wieder zu spüren bekommen, auf einmal lag der Abend leer und öde vor ihm. In seinem Zimmer, das er seit neuestem *Studio* nannte, plumpste er auf das flache, breite Lotterbett und grübelte in träger Entrüstung über den Wankelmut der Weiber nach. Dabei starrte er zur Decke empor, und auf einmal begann er zu grinsen.

Wenn alle Stricke rissen, dort oben wäre wohl noch immer jemand für ihn zu finden.

Fünf Meter über Hugo Unschein lag auf der Couch im besten Zimmer der Frau Prachvogel jene junge Dame, an die vorhin auch Helmut Hagenow dachte.

Susi hatte gleichfalls Sorgen mit dem Wochenende, aber bei ihr ging es nicht ums Amüsement. Vorgestern hatte sie zum letztenmal eine Mahlzeit gehabt, die diesen Namen verdiente. In ihrer Geldtasche steckten noch genau sechs Groschenstücke.

Es war denkbar, dass heute, an einem Sonnabend, im Kabarett *Das Salzfass* ausnahmsweise die lumpigen fünf Mark Gage ausgezahlt würden; doch es war nicht wahrscheinlich, dazu kannte Susi die mageren Kassen des winzigen Kunstunternehmens zu genau.

Was tun?

Sonst fand sich meist jemand, der das schlanke, auffallende Mädchen einlud, mit nach Rheinsberg hinauszufahren oder wenigstens an den Stölpchensee, und sei es nur, um sich mit ihr zu zeigen. Diesmal schienen die Kavaliere wie ausgestorben. Susi fürchtete sich vor den nächsten anderthalb Tagen. Grund genug zu bitteren Gefühlen, in einem Alter, wo man sich nach allgemeiner Ansicht auf jeden Sonntag zu freuen hat.

Sie pflegte dieses Alter mit zwanzig anzugeben; danach sah sie auch aus. In Wirklichkeit war sie erst achtzehn. Sie hatte herausgefunden, dass es recht anstrengend war, als kindlich, sanft und hilfsbedürftig zu gelten, und dass sie davon wenig hatte.

Susi war voll Verachtung für die Einfalt der meisten Männer, die von einer blauäugigen Blondine ohne weiteres annahmen, sie müsse zärtlich und hin-

gebend sein. Nichts lag ihr weniger, und wer unbefangen ihr Gesicht prüfte, hätte das rasch erkennen müssen.

Die schmalen Lippen verrieten nüchterne Berechnung. Das erstaunlich helle Blau der Augen war kalt wie der Glanz von Steinen. Es strahlte daraus eine forschende, fordernde Neugier, die erfahrene Männer denn auch zur Vorsicht mahnte.

Nie fiel es Susi schwer, unerwünschte Bewerber loszuwerden. Jetzt aber kam es darauf an, einen zu finden, gleichviel woher, und dazu mangelte ihr jede Begabung, das wusste sie selbst sehr genau.

Angestrengt überlegte sie. Die glatte Stirn legte sich in scharfe Falten, während sie böse zu dem Plakat hinaufblinzelte, das mit sechs Reißnägeln über ihrem Lager angeheftet war.

DAS SALZFASS – LITERARISCHES KABARETT

An dritter Stelle unter den Mitwirkenden stand ihr Name:

SUSANNE VON STAUPITZ

TANZ – PANTOMIME – PARODIE

EINE KLEINE SENSATION!

Eine verdammt kleine..., dachte sie höhnisch. Ihr Magen knurrte laut, sie zog die langen, durch frühes strenges Training ein wenig muskulösen Beine an und hockte nun da in ihrem dünnen Morgenmäntelchen, dessen ordinäres Karomuster sie täglich aufs neue anwiderte.

Dann streifte ihr Blick die beiden Fotografien unter dem Plakat.

Die eine stellte Mama dar, in altmodischer, hochgeschlossener Spitzenbluse. Das Lorgnon hing an einer dünnen Stahlkette; einst eingetauscht gegen die schöne, goldene Hochzeitskette, als patriotisches Opfer, im selben Jahre, da Papa bei Arras fiel. Als Major. Es blieben das Häuschen in Liegnitz und die schmale Pension. Arme, ahnungslose Mama... Sie glaubte noch immer, man könnte in Berlin ganz gut für hundert Mark im Monat leben. Wie schwer fiel es ihr, die Summe jedesmal zu schicken!

Erst recht keinen Trost bot das andere Bild: Es zeigte Marlene Dietrich als Sängerin Lola in einer ihrer rasch berühmt gewordenen Posen aus dem Film *Der Blaue Engel*. Ein paar Monate erst lag die Premiere zurück, schon war die erfolgreiche Schauspielerin ein Idol, zehntausend Mädchen träumten von dieser Karriere.

Susi gehörte nicht zu ihnen.

Bei ihr hing Marlenes Konterfei als eine Warnung vor Selbsttäuschungen. Mehr als einmal hatten banale Schmeichler ihr ins Gesicht gesagt, sie sähe aus wie Marlenes jüngere Schwester. Aber da gab Susi sich keiner Illusion hin: Im Profil hatte sie eine Stupsnase.

Nein, auf ihre Entdeckung für den Film würde sie warten müssen, bis sie eine komische Alte wäre. Das bisschen Sprechunterricht hatte sie denn auch bald wieder aufgegeben; für die Tingelei reichte es auch so.

Blieb das Tanzen. Das hatte Susi schon mit neun, mit zehn Jahren sehr ernst

genommen, und erstaunlicherweise hatte Mama ihre Einzige der renommierten Ballettmeisterin des Liegnitzer Theaters anvertraut. Seit nämlich, noch vor dem Kriege, ein Fräulein aus sächsischem Adel unter dem Namen Clotilde von Derp eine tänzerische Weltberühmtheit geworden war, galt der Freifrau von Staupitz Terpsichore als eine standesgemässe Muse.

Sollte das Kind etwa Sekretärin werden oder Gouvernante? Mitgift war nicht vorhanden, es galt also, alle Vorzüge ins rechte Licht zu setzen, und am Ende könnte Susi von der Bühne aus einen Kammerherrn oder Magnaten erobern. Mama dachte zwar in etwas überholten Begriffen, doch dann nüchtern und zielbewusst.

Nach Abschluss ihrer Ausbildung durfte Susi nach Berlin fahren, versehen mit den Adressen einiger befreundeter Familien. Davon machte sie nach ein paar Antrittsbesuchen keinen Gebrauch mehr.

Bald hatte sie erfasst, dass ihre provinziellen Ballettkünste bestenfalls ein Sprungbrett sein könnten; man musste sich nur entscheiden, wohin man springen wollte, es gab da sehr verschiedenartige Möglichkeiten. Bald landete sie bei Kleinkunsth Bühnen wie dem *Salzfass*. Sie hatte ein wenig zu tanzen, vor allem in musikalischen Szenen und Sketchen mitzuwirken. Dabei kam ihre spröde Grazie recht gut zur Wirkung.

Eine Weile lang ging alles leidlich gut. Im Sommer kam die tote Zeit, Susi blieb die Miete schuldig und schränkte sich ein. Leider war auch der Beginn der neuen Saison kümmerlich, Gage gab es nur selten.

Natürlich wusste sie längst, wie sich viele ihrer Kolleginnen durchbrachten. Manche hatten einen grosszügigen Freund. Das bedeutete, sich anzupassen, das war Susi unmöglich. Oder man hielt sich durch wechselnde Bekanntschaften über Wasser, ohne mehr zu gewähren, als unvermeidlich war. Susi machte ein paar solcher Versuche, Hugo Unschein war dabei einer der zufälligen Partner gewesen.

Rasch sprach es sich in den beteiligten Kreisen herum, diese kleine Baronesse sei eigentlich nur auf unverbindliche Einladungen aus. Susi hatte so viel nüchternen Tatsachensinn, dass sie insgeheim denen recht gab, die das unfair fanden. Aber ihre Lage wurde allmählich bedrohlich, etwas musste geschehen, rasch, bald, sofort!

Da fiel ihr, nicht zum erstenmal, Madame Katja ein.

Diese stattliche, unauffällig elegant gekleidete Frau hatte sich vor Wochen an Susis Tisch im *Café Kranzler* gesetzt, mit höflicher Frage und scheinbar ganz zufällig. Ein Gespräch entwickelte sich, in zehn Minuten war die Unbekannte über die Lebenslage Susis ungefähr im klaren. Sie lud sie zu einem Besuch ein, der wenige Tage später erfolgte.

Madame Katja verstand es, Menschen zu behandeln. Taktvoll vermied sie, das Mädchen nach ihrem Namen zu fragen; bewies aber selbst ein erstaunliches Vertrauen, indem sie unbefangen deutlich machte, was sie zu bieten hätte.

Katja bewohnte eine weitläufige Etagenwohnung in der Budapester Strasse, unweit des *Edenhotels*, gegenüber dem Zoologischen Garten. Auch sie betrieb sozusagen einen Tierpark; vielerlei seltsame Abarten der Spezies *Homo sapiens* liessen sich hier beobachten.

Vom frühen Nachmittag an kamen Frauen hierher, sehr unterschiedliche Frauen. Erst zum Tee, dann auf einen Likör, spätabends noch zu einem Glase Sekt, so lauteten die Formeln.

Männliche Besucher aber parkten ihre Wagen lieber schon an der nächsten Ecke und schauten sich unruhig um, ehe sie hastig ins Haus verschwanden. Madame machte die Honneurs in untadeliger Haltung. Sie verstand es, ihre männlichen Gäste beinahe noch mehr einzuschüchtern als die weiblichen Klienten. Auf irgendeine Weise brachte sie es zustande, dass jeder sich in ihrer Schuld fühlte. Kein derbes Wort durfte fallen. Und zu unerwünschten Begegnungen liess sie es, offenbar mit Hilfe eines sechsten Sinnes, gar nicht kommen. Oder doch fast niemals.

Zuerst wurde eine Weile geplaudert, über Theaterereignisse, über neue Filme. Dann zog die Hausherrin sich diskret zurück. Wenn später alles vorüber war, wurde die jeweilige Besucherin noch einmal in den Privatsalon gebeten. Dort fand sie unter der Teetasse unauffällig einen Geldschein.

Von alledem hatte Susi damals ohne Umschweife Kenntnis erhalten. Katja war von einer entwaffnenden Unbefangenheit. Für diesmal wurde nichts von dem Mädchen verlangt. Nur ihre Telefonnummer erbat Madame sich beim Abschied.

Susi dachte an die dicke, biedere Frau Prachvogel, an das Telefon in der Ecke des düsteren Pensionsflurs, und schüttelte den Kopf:

«Lieber nicht.»

«Ganz, wie Sie wollen, mein Kind», lächelte Katja freundlich. «Dann müssen eben Sie selbst sich einmal bei mir anmelden. Hoffentlich recht bald.»

War es nun soweit?

Susi war von Natur alles andere als leichtfertig. Sie wollte ihren Weg machen. Sie hatte viele Jahre lang ernsthaft an ihrer Ausbildung gearbeitet. Ohne sich für ein ungewöhnliches Talent zu halten, fand sie mit Recht, dass sie mindestens soviel könnte wie Dutzende halbwegs erfolgreicher Kolleginnen.

Aber sie schaffte es nicht, davon zu leben.

Die Begegnung mit Katja erschien ihr anfangs als ein skurriler Zufall und weiter nichts. Je mehr sie in Bedrängnis kam, desto öfter sagte sie sich: Warum nicht ein Experiment machen? Irgendwann ... Später einmal... Schliesslich wurde ihr diese Überlegung vertraut. Der Weg in die Budapester Strasse erschien als denkbare Rettung.

Jetzt eben, binnen weniger Sekunden, hatte sie sich entschlossen. Heute Abend sollte es sein, nach der Vorstellung. Sie sprang auf, um sich sogleich telefonisch anzumelden.

Als sie nach der Klinke griff, klopfte es. Vor ihr stand die massige Figur der Wirtin, sie balancierte ein Tablett und fragte geziert:

«Wünschen Baronesse denn heute keinen Tee?»

«Lass den Quatsch!» brummte Susi, sie war durchaus nicht in Laune, eine der törichtesten Zeremonien mitzuspielen, welche die Wirtin täglich mit ihr aufführte.

Frieda Prachvogel zuckte nur die Schultern und folgte ihr zum Sofa, auf das Susi sich sogleich wieder fallen liess. Sie griff nach der Tasse, der heisse Tee tat ihren rebellischen Magenerven wohl. Sie achtete nicht darauf, was die Alte unter den Arm geklemmt hielt, während sie prüfend auf das Mädchen hinabschaute.

Zwischen den beiden bestand eine sonderbare Beziehung. Susis unzweifelhafter Adel bot der sonst handfesten und gewitzten Kleinbürgerin immer von neuem Anlass zum Entzücken.

Susi war fast alles erlaubt, sie konnte die Miete schuldig bleiben, unverfroren duzte sie die Alte, die das Mädchen nur noch ehrerbietiger behandelte. Sie genoss die Rolle als zugleich mütterliche und dienende Vertraute eines Fräuleins von Stande, das hilflos aus der Provinz in die Gefahren Berlins verschlagen war. Dabei musste ihr längst klar sein, welche Erfahrungen Susi hinter sich hatte; um so mehr, als diese Erfahrungen nicht ohne ihr Wissen und Zutun zustande gekommen waren. Beide hielten nämlich nicht selten förmlich Kriegsrat ab über Susis Hoffnungen und Nöte, Eroberungen und Verluste. Von Natur war die nicht besonders schwatzhaft, doch die Alte wusste sich auf eine gefühlige Art in ihr Vertrauen zu drängen. Oft hatte Susi das ganze Gerede gründlich satt; aber sie konnte sich dieser Intimität nicht entziehen, ohne das nützliche Wohlwollen der Dicken zu verlieren.

Jetzt war ihr sofort klar, dass Frieda Prachvogel wieder ein Palaver erwartete. Dazu hatte Susi nicht die mindeste Lust. Während sie noch überlegte, wie sie die Frau rasch wieder loswerden könnte, brachte diese einen bis dahin verborgenen kleinen Asternstrauss zum Vorschein und lächelte:

«Da wäre ein bescheidener Trost – Baronesse brauchen *ja* wohl ein bisschen Trost – an diesem einsamen Nachmittag. Oder?»

Mit einem Blick wusste Susi Bescheid:

«Ach so. Von Bob ... Schon wieder ... Na, gib her!»

Ihre Finger spielten mit den Blumen. Dann kam ihr ein Einfall:

«Ganz nett. – Was meinst du: Wollen wir doch mal auf den guten Jungen zurückgreifen?»

Das war so hingesagt, nicht im Traum dachte Susi an diese Möglichkeit. Aber sogleich hob Frieda Prachvogels mächtiger Busen sich voll Entrüstung, und sie stammelte:

«Baronesse vergessen sich!»

«Findest du? Was hast du eigentlich im Ernst gegen unsern Bob einzuwenden?»

«Was ich ...» Entgeistert starrte die Frau sie an:
«So ein Lausejunge! Ein Nichts! Ein Botenlummel! Ausserdem ist er ein Nazi.»
«Ach? Und ich dachte, du wählst morgen auch deinen Hitler?»
Heuchlerisch lieb lächelte Susi die Frau an, die grollend murrte:
«Jetzt wähle ich überhaupt nicht mehr.»
Mit einem Sprung war Susi auf den Beinen, haute der Dicken einen deftigen Klaps hintendrauf und lachte:
«Du alte Reaktionärin! Hast du überhaupt schon mal gesehen, wie famos ihm seine Uniform steht? Wer weiss: Vielleicht wird Bob noch mal Minister oder General. Wenn die erst ans Ruder kommen ...»
Kopfschüttelnd betrachtete Frieda ihren Schützling. Was war heute nur in Susi gefahren? Mit dumpfer Würde zog sie sich zur Tür zurück:
«Baronesse belieben zu scherzen. Wir sprechen ein andermal darüber.»
«Gern.»
Kaum war die Frau beleidigt abgezogen, atmete Susi tief auf. Das war noch einmal gut gegangen, ohne peinliche Erkundigungen nach ihren Wochenendplänen. Aber telefonieren konnte sie jetzt nicht mehr, sie musste sich anziehen und Weggehen.
War sie wirklich fest entschlossen? Mit zögernden Schritten ging sie hin und her.
Als sie den Morgenmantel abwerfen wollte, merkte sie, dass sie den Strauss noch in der Hand hatte. Die Blumen flogen auf das Sofa, mit schnellem Griff öffnete sie den Kleiderschrank.

Zur selben Zeit öffnete sich nebenan die Tür des Modosalons. Heraus kam ein hochaufgeschossener Jüngling von etwa neunzehn, gekleidet in eine knappsitzende graue Livree, auf dem Kopf eine Kappe mit der Goldinschrift *Salon Schrimpf*, unterm Arm einen Karton. Von drinnen mahnte die Stimme der Chefin:

«Dalli, dalli, Bob! Frau Lebenstein hat eben noch mal angerufen!»
Mit gelassener Ironie, die leider niemand sah, tippte Bob an die Mütze und zog die Tür ins Schloss. Er dachte nicht daran, sich zu beeilen. Solch einer wegen auch noch Sprünge machen? Kam nicht in Frage.
Zunächst einmal baute er sich vor dem schmalen, schon fast blind gewordenen Spiegel zwischen den beiden Wohnungstüren auf und musterte sich. Er nahm die Mütze ab und klemmte sie sich unter den Arm, zum Karton. Robert Schulz, genannt Bob, hasste diese Mütze, gerade weil sie einer andern ziemlich

ähnlich sah, die er in einer halben Stunde aufsetzen würde; der Mütze eines SA-Truppführers.

Nun einen raschen, leisen Schritt bis vor die Tür der Pension. Er horchte – es könnte ja sein, dass Susi eben herauskäme.

Aber nichts rührte sich. So strich er über sein dichtes, weich gelocktes Haar. Es gefiel den Mädchen, das war ganz hübsch, aber die Kameraden im Sturm hänselten ihn damit. Längst hätte er sich militärisch kurz scheren lassen müssen. Morgen sollte es geschehen, beschloss er. Wer weiss, vielleicht würde er dann sogar mehr Eindruck machen auf Susi? Oder auf andere? Aber er dachte in Wahrheit nur an Susi, die ihm Unerreichbare.

Langsam ging er die Treppe hinunter und piff dabei vor sich hin die Melodie:

«Verflossen die Nacht,
und der Morgen erwacht –
Hitlers Flotte mit Volldampf voraus!»

Das Lieblingslied seines Sturmes 90. Bob war noch nie am Meer gewesen, aber bei diesem Lied sah er sich jedesmal auf einer Kommandobrücke und gab den Befehl: Feuer!

Unter dem ersten Stock, bei dem bunten Glasfenster mit dem Bilde der Vorzeit, hielt er inne.

Hundertmal hatte er es betrachtet, immer von neuem gefiel ihm der grimme germanische Jäger. Wenn er doch endlich allen Feinden seines Führers genauso den Spiess ins Gedärm rennen könnte.

Das nur noch halb vorhandene Mosaik bildete Bobs nahezu einzige Beziehung zu den höheren Lebenswerten. Zuweilen erschien im Sturmlokal *Tante Ida*, Ecke Grolman- und Goethestrasse, ein dürrer alter Professor ausser Diensten, namens Kramhold, und sprach zu den braunen Männern über die deutsche Kunst. Er brachte Reproduktionen mit, nach Knackfuss und Anton von Werner. Er belehrte sie, dass echte Kunst erheben und stärken müsse, und dann eiferte er gegen die Afterkunst der französischen Impressionisten und ihrer deutschen Nachahmer. Das tat er seit dreissig Jahren, die neueste Entwicklung kannte er gar nicht, aber es war für ihn ausgemacht, dass es sich dabei um jüdischen Schwindel handelte. Solche Tiraden hörte sich Bob mit den Kameraden schläfrig an.

Aber der und jener Satz blieb doch hängen. Wenn er fortan das Wort Kunst hörte, stand vor seinem inneren Auge dieses Vorzeit-Glasbild.

Auf dem untersten Absatz stutzte er. Stimmen im Hausflur, zwei Männer in eifrigem Wortwechsel. Aha, diese Roten: Portier Klamke und der Radegast aus dem Gartenhaus. Vorsichtig lehnte Bob sich zurück ins Halbdunkel.

Mal hören, was solche Untermenschen miteinander reden.

«Nee, nee, Kuno. Ich sage dir: Mindestens fuffzig Mandate kriegen die diesmal. Da beisst die Maus kein' Faden ab.»

Das war der alte Setzer. Interessant. Wütend protestierte der kleine, etwas bucklige Klamke:

«Nich doch, Karl! Woher soll'n denn die komm'?»

«Werd' ich dir sagen. Die ollen Lateiner hatten so'n Sprichwort...»

«'k weess, det de sehr jebildet bist, Karl.»

«Mundus vult decipi. Auf deutsch: Die Leute lassen sich jerne bescheissen. Na, und davon verstehn die Nazis ehmd eine Menge.»

Bob in seinem Winkel grinste. Unten ging es weiter:

«Den Bauern versprechen sie höhere Butterpreise, den Ruhrbaronen die Ausrüstung, und den kleinen Leuten erzählen sie was von den blutsaugerischen jüdischen ...»

Unvermittelt brach Radegast ab. Vom Hauseingang her kam ein junges Mädchen in salopper, fast ungepflegter Kleidung. Sie schob ihr Fahrrad.

Karl Radegast griff zu, er hoffte, dass sie seine letzten Worte nicht gehört hätte:

«Geben Sie man her, Fräulein Schrinitzer!»

Mit deutlicher Verlegenheit liess sie sich helfen, nickte dabei den beiden zu, ihr Lächeln war etwas abwesend; gleich darauf war sie durch die Hintertür ins väterliche Bettengeschäft verschwunden.

Bob, von seinem verborgenen Ausguck aus, hatte unwillkürlich erfreut auf die straffe Figur, die schlanken Beine geschaut. Dann wurde ihm auf einmal klar, wem das alles gehörte. Verdammt – solch eine Judenschickse darf einem nicht gefallen! Wütend biss er sich auf die Lippen.

Unten redeten die beiden schon wieder:

«Nettes Mädchen, die Leonore.»

«Hm – spinnt 'n bissken, wa?»

«Wieso?»

«Na, ick jedenfalls liesse meine Tochter nich in Lokale 'rumhocken.»

Radegast lachte auf:

«Du bist 'n Spiesser, Kuno. Das ‚Romanische Café‘ ist kein Lokal. Das ist Literatur. Ausserdem geht sie oft mit ihrem Vater zusammen hin.»

«Ehmd. Die janze Familje hat'n Knall. Wat macht so'n Bettenfritze bei die Kinstler?»

«Na, die Leonore ist selber eine halbe Malerin, das weisst du doch. Hast du dir schon mal angeguckt, wie die sich die zwei Kammern hinten unterm Dach hergerichtet hat? Piekfein.»

Eine wegwerfende Geste Klamkes:

«'Ick weess. Ateljeh nennt sie det. Wofür wird das jut sein? Fliejenfangen und mit junge Leute 'rumlungern. Hugo zum Beispiel. Oder euer kleener Schreiber, der Hagenow. Ibrigens, wie macht sich der denn bei euch im Blatt?»

«Ganz gut.»

«Klingt nicht jade bejeistert.»

Radegast brach ab:

«Lass man, der wird noch. Tja, ich will nu 'rauf und auspennen. Morgen gibt's bei uns 'ne heisse Nacht. Wahldienst, Sonderausgaben. Hoffentlich steht nicht zuviel Mieses drin ...»

«Oller Pessimiste! Dreissig Nazis – und nich einen mehr!»

«Fuffzich, Kuno. Wetten?»

«Sechzig!» schrillte Bobs krähende Kommandostimme dazwischen, das konnte er sich nicht verkneifen. Die beiden fuhren herum. Er sprang die letzten Stufen hinunter, zog sein Fahrrad aus dem Winkel und wollte hinaus.

Klamke fasste sich:

«Sie da! Wie oft soll ick Ihn' noch saren! Die Karre jehört uff'n Hof!»

Bob zog den Mund schief:

«Ach nee? Und der Dame aus Jerusalem helfen Sie selber hier durch? Das wird auch mal anders. Verlasst euch drauf!»

«Schnauze, du Rotzjunge!» brüllte Klamke jähzornig, es sah etwas komisch aus, wie der kleine Mann auf den langen Lümmel losstürzte. Doch schon erschien im Guckfensterchen neben der Haustür das Gesicht seiner Frau: «Was'n da los?»

Gleich kuschte Kuno. Bob aber näherte sich mit übertrieben freundlichem Gruss:

«Oh, Frau Klamke – nur die übliche kleine Meinungsverschiedenheit. Was macht das werte Befinden?»

Flink liefen ihre Mäuseaugen zwischen den dreien hin und her, dann siegte das Verlangen, sich bemitleiden zu lassen:

«Jott, wat soll et machen? Sie wissen ja: det Bein ... Ick bin ehmd 'ne arme, jelähmte Frau ...»

Bob, schon in der Tür, erklärte grossartig:

«Sie werden morgen durch unsern Wahldienst abgeholt, Frau Klamke.»

Dann brüllte er los:

«Nicht vergessen – Liste acht! Adolf Hitler an die Macht! Heil!»

Draussen war er.

Die Männer standen, von so viel Frechheit verblüfft. Clara Klamke keifte gleich wieder los:

«Der hat's euch jezeichnet! Der is richtig. An dem könnt ihr Weihnachtsmänner euch 'n Beispiel nehmen.»

Klamke winkte ab:

«Schon jut, Clärchen. Det sachste ja nur, weil du partuh det Jejenteil von mir willst.»

Seufzend drehte er sich zu Radegast:

«Und so jeht det nu seit bald zwanzig Jahren.»

Aber der alte Setzer war schon fort. Nach Möglichkeit entzog er sich jeder Begegnung mit dieser Frau.

Während er über den Hof und langsam die drei Treppen hinaufging, dachte er bekümmert nach über seinen alten Freund und Genossen Kuno. Was war das einmal für ein Kerl gewesen! – Begeistert, frisch, fröhlich, voller Grips und Mumm – alles gelang ihm. Mit Mitte zwanzig war er Elektromeister bei der AEG Oberschönevide.

Dann kam das mit Clärchen.

Der sah heute keiner mehr an, dass sie als gefeierte Schönheit von Stralauer Rummelsburg umworben war, dass Kuno sie in heissem Wettstreit mit vielen Nebenbuhlern erringen musste.

Die Hochzeitsreise ging in den Harz. In Blankenburg war gerade Jahrmarkt. Im Hochgefühl seines jungen Glücks schwang Kuno die Schiffsschaukel, bis sie auf dem Kopf stand. Clärchen schrie auf, ihr wurde schwindlig, sie liess los und stürzte.

Für immer blieb sie gelähmt.

Und Kuno hatte sein Leben lang diese Schuld abzubüssen. Sie quälte ihn wie das leibhaftige böse Gewissen, jeden einzelnen Tag machte sie ihm zur Hölle, seine unbeholfenen Versuche zur Versöhnung verhöhnte sie nur.

So lebten sie dahin, er wurde schweigsam, mürrisch, verlor die Freude an allem. Anfangs wehrte er sich noch manchmal gegen ihre sinnlose Tyrannei. Dass er bei Kriegsende eine Zeitlang bei den Spartakisten mitmachte, war im Grunde ein Aufstand gegen Clärchen. Sie aber, eben weil sie Kunos Glauben an eine Änderung der Welt kannte, schwor auf die Ordnung, auf den Kaiser, auf Noske, Hindenburg, auf den Stahlhelm, und nun also auf Adolf.

Nur heimlich traute sich Kuno zuweilen noch auf einen Zahlabend seiner Partei, in die er längst heimgekehrt war. Er fürchtete den Spott der Genossen über sein Pantoffelheldentum.

Clärchen aber hockte seit Jahren neben der Haustür, eine giftige Kröte. Jeden im Hause belauerte sie, alle Geheimnisse wusste sie.

Bob Schulz hob über dem blanken Messingschild *Dr. Ludwig Lebenstein* den schweren Klingelknopf, der wie ein Löwenkopf geformt war.

Ein Dienstmädchen in weisser Haube öffnete und griff gleich nach dem Karton:

«Na, endlich! Wo bleiben Sie bloss? Wir müssen doch noch anprobieren. Warten Sie!»

Bums, ging die Tür zu. – Doofe Zicke! dachte Bob. Einfach abhauen sollte ich. Muss doch zum Dienst. Aber das hier ist ja auch eine Art Dienst. Bin ich nicht wie ein Vorposten, ein Späher nah am Feind? Diese Leute da drinnen, das sind Feinde, viel zuwenig weiss man von ihnen. – Er gab dem Löwenkopf einen trockenen Boxhieb.

Stimmen näherten sich, die Tür ging auf, drin rief Frau Lebenstein ärgerlich:

«Was lassen Sie den jungen Mann draussen stehn?»

Nun wurde sie sichtbar, im neuen cremefarbenen Kleid, eine stattliche,

freundlich blickende Dame in mittleren Jahren. Sie nahm Bob leicht beim Arm:

«Kommen Sie doch 'rein!»

Er zögerte, glotzte sie unentschlossen an. Sie entsprach durchaus nicht seinen Vorstellungen von einer Jüdin. Hundertmal hatte er gehört: Vor der körperlichen Nähe dieser rassefremden Eindringlinge ekelt es jeden echten Deutschen! Vor dieser mütterlichen Frau ekelte es ihn keineswegs.

«Bitte», sagte sie, «bestellen Sie Ihrer Chefin gleich einen schönen Dank! Ich wäre sehr zufrieden, sehr!»

«Heut komme ich nicht mehr hin», brummte er unsicher.

Sogleich war sie betroffen:

«Ach, natürlich – da haben Sie wohl noch Ihre freie Zeit für mich geopfert!»

Sie wendete sich halb um:

«Lutz – bitte etwas Geld!»

Es erschien der Dr. Lebenstein, Direktor des *Barock-Theaters*, im noch halboffenen, steifen Hemd und reichte ihr sein Portemonnaie. Sie suchte ein Geldstück heraus, um es Bob zu geben.

Finster starrte er sie an. Geld? Von denen? Niemals! – Ohne ein Wort wollte er hinaus.

Unwillkürlich erschrocken hielt Frau Lebenstein ihn fest. Sie missverstand seine Haltung gründlich. Sie stammte selbst aus kleinen Verhältnissen, hatte Ärmeren gegenüber immer ein schlechtes Gewissen und suchte ihren Mann darin zu bestärken, dass er neben gängigen Salonstücken Dramen von Hauptmann oder Ernst Toller auführte.

«Was haben Sie?» fragte sie aufrichtig besorgt. «So jung und schon verbittert? Können wir vielleicht etwas für Sie tun?»

Da brach es bei ihm durch, er riss den Kopf hoch, und in demselben rüden Kommandoton, mit dem er so gern seine *Männer* über die sandige Jungfernheide hetzte, schrie er sie an:

«Jawoll! Auswandern!»

Eine zackige Kehrtwendung. Die Tür dröhnte hinter ihm ins Schloss.

Bleich stand die Frau da, fassungslos.

Dann stammelte sie:

«Ach so ...»

Ihr Mann griff schon zum Telefon, um Frau Schrimpf anzurufen. Sie wollte ihn aufhalten:

«Bitte, Lutz, nicht! Ein dummer Junge – weiter nichts!»

Doch er war ausser sich:

«Schluss mit deiner Gefühlsduselei! Das lasse ich mir nicht gefallen! So weit sind wir schliesslich noch nicht...» Und er hob den Hörer ab.

Gegen elf Uhr abends stand Helmut Hagenow im engen, muffigen Gang hinter dem Podium des Kabarett *Salzfass*. Er wartete vor der Damengarderobe, einem winzigen Verschlag, den Susi mit zwei Kolleginnen teilte.

Im Augenblick war sie noch draussen auf der schmalen Bühne. Dort drängte sich das Ensemble zusammen, das Finale des Programms wurde mehr herausgeschrien als gesungen:

«Ihr saht bei uns den Anfang nun vom Ende.
Nun wackeln überall die morschen Wände.
Morgen fall'n die Ziegel vom deutschen Dach,
Und übermorgen kommt der grosse Krach.
Uns ist das absolut egal.
Wir überleben allemal.
Sahn das arme Kaiserreich schon sterben,
Werden auch die Republik beerben.
Heute, morgen, alle Tage,
Ohne Frage, ohne Klage
Sind wir jederzeit zu neuer Zeit bereit.
Wie einen alten Mantel wenden wir die Zeit.»

Helmut hörte kaum hin, er war schon ein paarmal hier gewesen und erkannte zu gut die grossen Vorbilder, die Pate gestanden hatten. Bei dieser zusammengelaufenen Schar durfte man freilich nicht an Rosa Valetti, Trude Hesterberg oder Kurt Gerron denken, und bei den holperigen Knittelversen nicht an die blitzenden Attacken von Tucholsky oder Mehring.

Wäre wenigstens ein bisschen Schwung und Begeisterung im Spiel gewesen – aber es war deutlich zu spüren, dass keiner hinter der Sache stand, die eben nur vorgab, eine zu sein.

Schwerlich würde Helmut über diese armselige Darbietung noch eine Glosse im *Morgenblatt* unterbringen können, wie er es Susi halb und halb zugesagt hatte.

Nun verabschiedete sich draussen jeder mit den üblichen Solo-Zeilen. Helmut horchte auf, man hatte sich heute in geistige Unkosten gestürzt und wollte aktuell sein:

«So, nun weisst du's! Und nun geh und wähl man:
Breitscheid, Seldte, Hitler oder Thälmann.»

Dann kam Susis ungeschulte, aufsässige Stimme:

«Der Weisheit letzter Schluss:
Nicht so beständig sein!
Man kann, man darf, man muss
Ein bisschen wendig sein.»

Und noch einmal der ganze heisere Chorus, merklich vergnügt, alles wieder einmal hinter sich zu haben:

«Seid bereit, seid bereit!

Wie einen alten Mantel wenden wir die Zeit!»

Der Beifall war dünn, Stühle wurden gerückt, gleich darauf kam Susi mit den anderen. Beim Anblick des jungen Journalisten runzelte sie die Brauen: «Helmi? Ja – tut mir leid. Heute geht's unmöglich. Eine ganz wichtige Besprechung ... Ein Agent aus München ...» Es gab ihm einen kleinen Stich: «Ja, wollen Sie denn – weg aus Berlin?»

«Weiss noch nicht. Mal sehen. Hier wird doch nichts Rechtes.»

Lebhaft sagte er:

«Gerade darüber müssten wir einmal gründlich und in Ruhe sprechen. Ich hatte gedacht, heute Abend ...»

Unwirsch unterbrach sie ihn:

«Hat keinen Sinn, Helmi. Danke für die gute Absicht, vielleicht ein andermal. Gute Nacht!»

Er wollte noch nicht aufgeben:

«Kann ich nicht wenigstens ein Stück mitkommen?»

«Ausgeschlossen.» – Das fehlte noch! dachte sie. «Der Mann kann jeden Moment hier sein. Sei lieb und troll dich! Morgen erzähle ich alles.»

Sie schob ihn weg, zum Ausgang hin. Er war betroffen: Noch nie hatte sie du zu ihm gesagt. Was bedeutete das nun? Ein Versprechen? Ein kleines, hastiges Trinkgeld, um ihn loszuwerden? Er wurde nicht klug aus ihr.

Als Susi zehn Minuten später das Haus verliess, auch heute wieder ohne Gage, sah sie sich draussen vorsichtig um, ob Helmut nicht etwa wartete.

Dann schlug sie die Richtung nach dem Zoo ein.

Während Helmut allein durch die nächtlichen Strassen trottete, wurde ihm seine Enttäuschung erst recht bewusst. Seit Tagen hatte er für diesen Abend gespart, er wollte Susi zum Essen in *Robert's American Restaurant* am Kurfürstendamm führen, wo Kellner in flotten Stewardmützen jede Bestellung auf einer Art Fahrschein abknipsten; nachher in die *Baracke*, ein kleines Lokal, das neuerdings in Mode kam.

Alles war dort etwas krampfhaft ä la Boheme aufgemacht, absichtsvoll improvisiert und ziemlich schmutzelig. Schwache Birnen brannten hinter angesengten Papierhüllen, die Bar war aus Kisten roh zusammengezimmert, ein handgemaltes Plakat mahnte:

ACHTUNG! SPLITTER! KEIN ERSATZ FÜR STRÜMPFE!

Mit dergleichen Scherzen attackierte der Besitzer, ein pleitegegangener Textilkaufmann, seine Gäste, nach demselben Rezept, das im Norden der Stadt, am Oranienburger Tor, der *Grobe Gottlieb* seit Jahrzehnten befolgte: Behandle die Gäste schlecht, sie werden es dir danken! Und selbstverständlich liess der ganze Betrieb sich auf diese Weise sehr billig führen.

Helmut war erst einmal von Kollegen dorthin mitgenommen worden. Er merkte, wie unecht alles war; dennoch wäre er ganz gern hier zu Haus gewesen. Aber er passte schlecht unter diese Gestalten, die sich in knallbunten Jacken und hautengen Seidenröckchen bis zum Morgen tummelten. Er wusste, dass er keineswegs wie ein interessanter Mann der Feder aussah, sondern eher wie ein Kommis oder Junglehrer, durchschnittlich und blass.

Es lag ihm im Grunde nicht, sich in Szene zu setzen. Aber heute hatte er sich ausgemalt, wie er an der Seite Susis in die *Baracke* eintreten würde. Etwas von ihrer Wirkung würde auf ihn ausstrahlen. So war, neben seiner ehrlichen Verliebtheit, ein Stückchen Eitelkeit mit im Spiel gewesen. Um so bedrückender, dass aus alledem nichts mehr wurde.

Es war am besten, heimzugehen. Das wollte er auch, aber als er den Kurfürstendamm überquerte, änderte er aus einer Art Trotz seine Absicht.

Zehn Minuten später hockte er an der Bar der *Baracke* vor einem Korn. Der kostete hier nur dreissig Pfennig, rasch wurden fünf, sechs Gläschen daraus, der scharfe Trost machte ihn unternehmungslustig.

Ringsum wurde geschwätzt, gelacht, geküsst. Neben ihm an der Bar stritt ein struppiger Vollbart mit einem erschreckend dünnen Burschen über die beste Methode, die mangelhafte Ordnung der Welt zu verbessern. Wortfetzen schwirrten Helmut um die Ohren:

«Diese ganze Wahl ist natürlich Blödsinn. Bürgerlicher Aberglaube.»

«So? Wir Kommunisten wählen auch.»

«Eben. Weil ihr eine bourgeoise Bande geworden seid.»

«Quatsch. Aus wohlüberlegter Taktik. Schon Lenin sagt...»

«Lenin war selber ein Spiessbürger.»

In Helmuts alkoholwirrem Schädel tauchte die Erinnerung an eine kommunistische Broschüre auf, die ihm neulich in die Finger gefallen war. Mit schwerer Zunge mischte er sich ein: «Hören Sie mal. Der fünfte Parteitag hat festgestellt, dass die Teilnahme an parlama – parlamentarischen ...»

Schon schob ihn ein Arm beiseite. Was dann kam, wusste er nachher nicht mehr genau. Jedenfalls fand er sich später auf der Strasse wieder, an einer Litfasssäule lehnd. Ihm schien, es hätte Streit und Aussöhnung gegeben und noch viele Schnäpse.

Jetzt musste es schon sehr spät sein. Er sah sich um und erblickte über sich ein Plakat: einen Männerkopf mit starrem Blick, brutalem Kinn, darüber die kantige SA-Mütze. Schräg hingefetzt die Schrift:

HAUT SIE ZUSAMMEN – DIE NOVEMBERPARTEIEN!

Der Name des Zeichners war Mjólnir. Aha, ja, schon mal gehört... Wie der Hammer Thors... Eins muss man zugeben: Der Kerl weiss, was er sagen will, und er kann es ausdrücken.

Helmut Hagenow weiss das leider ganz und gar nicht.

Wer ist er denn schon? Ein Zufallsmensch. Abfallprodukt einer grossen Zeit. Aber auch das ist schon wieder eine faule Ausrede. Jeder kann behaupten,

seine Zeit sei gross. Und wenn sie es wäre, er nimmt daran wahrhaftig nicht teil. Aus Trabrennskandalen, Unfällen, Einbrüchen macht er Druckzeilen. Was für ein jämmerliches Metier!

Nur – Balzac hätte auch daraus unvergessliche Prosastoffe gewonnen. Wie gern wäre Helmut der Balzac dieser Stadt, dieser Zeit...

Kindischer Selbstbetrug. Nie wird er's sein, nie hat er im Ernst daran geglaubt.

Er zehrt von zufälligen Vorbildern. Wenn er gerade Fontane gelesen hat, klingt sein Bericht über einen Strassenbahnzusammenstoss wie ein mildes Geschichtchen des alten Stechlin. Neulich beschrieb er einen Taschendiebstahl in furiosen Sätzen, deren Klang er einer wütigen Fehde des Kritikers Alfred Kerr abgelauscht hatte.

Versucht er, endlich in eigenem Stil zu reden, dann ist gleich alles flach, glatt, öde. Warum nur?

Weil er zwar Wünsche hat, aber keine Überzeugungen.

Weil er alles probiert und nichts erlebt.

Das ist es. Nichts ist wichtig genug, um sich ihm ganz hinzugeben.

Nicht einmal das, was – mangels einer anderen Vokabel – noch immer Liebe heisst.

Liebt er denn diese Susi? Unsinn. Er hat sich vorgenommen, in sie verliebt zu sein. Das hat sie gefühlt. Sonst wäre sie jetzt bei ihm.

Als er mit seinen Selbstanklagen so weit gelangt war, überkam ihn auf einmal wieder kummervolle Wut. Der Teufel soll sie holen! dachte er. Aber ich muss es zustande bringen, dass ich mich in sie verliebe.

Es schlug zwei.

Bei *Tante Ida* in der Grolmanstrasse wartete der Sturm 90 auf den letzten Wahldienst: eigene Klebekolonnen sollten geschützt, gegnerische nach Möglichkeit gestört werden. Ein Teil der SA-Männer schlief in unbequemen Stellungen. Andere kloppten ihren Skat. Manche trugen hier im Sturmlokal die seit dem Sommer von der preussischen Regierung verbotene Uniform, sogar die Mütze, den Riemen unterm Kinn; als habe Mjölfnir sie gezeichnet.

So hielt es auch Bob. Aus dem adretten Botenjungen war der zackige Truppführer Robert Schulz geworden, der seine neunzehn Männer immer wieder mit finsterem Ernst musterte. Sieben von ihnen waren arbeitslos, die hatten schon einen anstrengenden Tag hinter sich. Mit den Kameraden anderer Stürme waren sie auf Lastautos durch Charlottenburg gefahren, um mit Fahnen und Transparenten, Musik und Sprechchören Propaganda zu machen.

Gegen neun Uhr abends gab es eine Schlägerei mit den Roten, vor dem *Eden-Palast*, Kaiser-Friedrich-Strasse. Bob durfte stolz auf seine Männer sein, sie hatten sich gut gehalten.

Doch jetzt, vom stundenlangen Herumsitzen gelangweilt, gerieten ein paar von ihnen in einen hitzigen, leisen Streit über den Sinn der Wahl, die in wenigen Stunden beginnen sollte.

«Alles Käse», murkte einer. «Wer glaubt schon an den parlamentarischen Schwindel? Dass wir da mitmachen ...»

«Adolf will es doch so.»

«Na ja – er sagt es. Aber da lachen doch die Hühner!»

«Zweifelst du am Wort des Führers?»

«Nee, nee.» – Der Gefragte zuckte unsicher mit der Schulter, dann setzte er hinzu:

«Aber Jewehre sind wichtiger als Stimmen. Da jeb ick Strassern recht.»

«Schnauze!» fauchte Bob ihn an. Er hatte nur die letzten Worte gehört.

«Otto Strasser ist für uns tot! Aus der Partei ausgestossen!»

«Nich doch, Truppführer. Ick meene den Bruder – Gregor!»

«Ach so ...»

«Der neulich im Sportpalast jesacht hat: Von Deutschland jeliebt, von Frankreich jehasst – det is unser Ziel. – Stimmt's?»

Bob ärgerte sich. Politische Einzelheiten waren nicht seine Stärke. Um die peinliche Lage zu retten, stimmte er unvermittelt an:

«Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen ...»

Beim Singen waren alle gleich wieder ein Herz und eine Seele. Es folgte das Leiblied des Sturms, sie liessen Hitlers Flotte Volldampf vorausfahren. Und dann kam:

«Wenn das Judenblut vom Messer spritzt,
dann geht's noch mal so gut...»

Immer lauter war der Chorus geworden. Auf einmal stand Sturmführer Meister zwischen ihnen und brüllte:

«Ruhe! Was'n hier los? Gesangverein? Truppführer, verrückt geworden? Uns die Sozi-Polente auf den Hals ziehen, was?»

«Zu Befehl – nein, Sturmführer», sagte Bob heiser, vor Wut innerlich kochend. Er liess sich nicht gern anpfeifen, das tat er lieber selbst.

«Na also», grinste der Vorgesetzte, «is ja 'n wunderschönes Lied. Zurzeit aber noch verboten ... Und wir haben heute schliesslich noch – 'n paar wichtigere Ruhestörungen vor, was?»

Ringsum lachten sie. Gleich darauf ging es endlich los. Bob war genau in der richtigen Stimmung für einen kleinen Zusammenstoss mit Rotfront, mit dem Reichsbanner, mit irgendwem. Aber es ereignete sich nicht das geringste.

Die Nacht vor der Wahl war in Berlin die ruhigste seit vielen Wochen.

Gegen fünf Uhr früh wurde weggetreten, alles eilte nach Haus. Bob fühlte sich um etwas betrogen, was ihm zukam. Er mochte nicht ins Bett, ganz allein

durchstreifte er noch einmal das Revier seines Sturms, bis hinüber zum Judendamm, so nannten sie den Kurfürstendamm gern.

Als er beim Hause der Lebensteins vorbeikam, packte ihn die Wut von neuem, und niemand war da, an dem er sie auslassen konnte. Es half nichts, er musste heim. In die Cauerstrasse, wo er eine kleine Schlafstelle hatte.

Seine eisenbeschlagenen Hacken knallten in den leeren Strassen.

Da – was war das?

Ecke Herder- und Goethestrasse bewegten sich zwei verdächtige Gestalten mit Eimer und Pinsel. Die Kommune – der Erbfeind – zweihundert Meter vom Sturmlokal! Die sollten ihn kennenlernen! Ein rauschartiges Glücksgefühl überkam Bob, als er auf sie losrannte.

Es waren indessen keine Kommunisten, sondern zwei Werkmeister einer Moabiter Eisengiesserei, bedächtige Funktionäre der SPD, die eben ihr letztes Wahlplakat an eine Mauer klebten. Darauf sah man zwei Fäuste, die eine rote und eine schwarzrotgoldene Fahne hochhielten.

Im Näherkommen erkannte Bob das Symbol der verachteten Republik, ihm und seinen Kameraden noch viel verhasster als der rote Stern Moskaus.

Mit sich überschlagender Stimme brüllte er:

«'runter mit dem Mostrichfetzen!»

Er war ganz sicher, dass er mit den beiden schon älteren Männern im Handumdrehen fertig würde. Der eine wischte sich eben die Hände ab und sagte ruhig:

«Verschwinde in die Buntkarierten! Aber dalli!»

Der überlegene Ton brachte Bob ausser sich, *er* stürzte sich auf den Sprecher und hieb ihm die Faust an die Schläfe, dass er taumelte.

Im nächsten Augenblick schlug der zweite ihm den noch halb mit Leim gefüllten Zinkeimer über den Schädel. Das zähflüssige Zeug rann ihm über das Gesicht und machte ihn blind und hilflos.

Das genügte dem Gegner, er zog seinen Genossen rasch mit sich. Als Bob nach einer Weile wieder halbwegs sehen konnte, waren die beiden verschwunden. Er wischte den klebrigen Kopf ab, so gut es ging. Ekelhaft, dieser Kleister! Auf einmal hatte er die Hände voller Blut.

Sanitätsrat Dr. Brake, Herderstrasse 58, eine Treppe, fuhr aus schweren Morgenträumen auf, als er herausgeklingelt wurde.

Dann erkannte er, wer von ihm Erste Hilfe haben wollte, und geriet in grimmige Laune. Mit diesem Burschen hatte er noch ein Hühnchen zu rupfen.

Zunächst aber hantierte er rasch und geschickt, er ging nicht eben sanft mit Bob um.

Dann brummte er:

«So. Sterben werden Sie daran nicht. Einfache Platzwunde. Das übrige Klebzeug waschen Sie sich selber aus der Tolle. Geht schwer 'raus. Gute Lehre für Raufbolde.»

Bob, ganz Heldenkämpfer, verzog keine Miene:

«Vielen Dank auch, Herr Sanitätsrat.»

«Nicht nötig. Ich helfe jedem, und wär's ein Kommunist.»

Dann stand er dicht vor Bob, mit eindringlichem Ernst sagte er:

«Bei der Gelegenheit noch eins. Lassen Sie gefälligst meinen Jüngsten endlich in Ruhe! Friedel ist schon halb verrückt von Ihren Phrasen.»

«Ich dachte – Sie sind 'n nationaler Mann?»

Brüsk schob Brake Bob hinaus, zur Wohnungstür hin:

«Kinder haben in der Politik nichts zu suchen.»

«Das ist vielleicht Ihre Ansicht!» Unwillkürlich wurde Bob lauter:

«Der Führer lehrt: Die Jugend ist Deutschlands Zukunft.»

«Ach nee? Das haben auch schon andere entdeckt. Dazu brauchen wir nicht Ihren Herrn aus Braunau. Morgen.»

Die Tür fiel zu. Aufatmend kehrte der Arzt in sein Schlafzimmer zurück.

An einer Tür blieb er horchend einen Moment stehen. Nichts.

Doch dahinter stand im Nachthemd der Quintaner Friedel Brake. Er hatte alles mit angehört. Seine Wangen glühten vor Empörung.

Gestern erst hatte der Vater ihn wieder einmal zur Rede gestellt. Wie ein Kind war er abgekanzelt worden. Noch dazu in Gegenwart seines Schwagers, des Oberleutnants von Peters, den Friedel als eines seiner heimlichen Vorbilder verehrte.

Zu seiner grenzenlosen Enttäuschung hatte der seinem Vater auch noch recht gegeben. Also auch ein Verräter! Wenn die wüssten, dass er seit drei Monaten heimlich einem geheimen NS-Schülerbund angehörte! Toben würden Sie.

Sollten sie doch!

An diesem Morgen hasste Friedel seinen Vater zum erstenmal aus ganzer Seele.

Pflaumenweich, dieses bürgerliche Gesocks, dachte Bob auf der Treppe. Einmal kommen sie auch dran.

Er fühlte sich wieder in Kampfstimmung.

In der Haustür rannte er um ein Haar mit einer weiblichen Gestalt zusammen, die eben hereinkam. Es war Susi. Zuerst erschrak sie, dann lachte sie hellauf:

«Wie sehen Sie denn aus? Kommen Sie aus dem Mustopf?»

«Aus'm Honigtopp», knurrte Bob. «Wollen Sie mal kosten?»

«Brr!» machte sie, meinte dann mit gespielmtem Mitgefühl: «Na, kann mir denken ... Gute Besserung und einen vergnügten Sonntag!»

Schon eilte sie hinauf, Bob war verwirrt, weil ihn das Mädchen in seinem lächerlichen Zustand gesehen hatte. Erst nach einer Weile fiel ihm ein: Wieso war die Puppe so früh unterwegs gewesen?

Später, in seiner Schlafkammer, wurde er durch einen Eilbrief geweckt. Er las den Absender: *Olga Schrimpf, Modes*, und wusste Bescheid. So eilig

hatten die es mit seiner Entlassung! Judenknechte! Auch gut. Nur klare Fronten. Heute würde die Partei in der Wahl siegen. Morgen auf der Strasse.

Bald würde alles anders kommen, ganz anders.

Und dann ...

Der Sonntag stieg herauf, so warm und sonnig, wie ihn die Meteorologen vorausgesagt hatten.

Es war die letzte Prophetie für diesen Tag, die stimmte. Zunächst sah manches besser aus, als man befürchtet hatte. Die Polizei zum Beispiel, durch wochenlangen Nachtdienst erschöpft, konnte unerwartet aufatmen. Es gab nur wenige Zwischenfälle.

Der schlimmste spielte sich in einer kommunistischen Hochburg ab, in der Kösliner Strasse im Wedding. Die war sicherheitshalber abgesperrt worden. Ein Reporter wollte diese Massnahme fotografieren. Plötzlich brach ein Trupp hervor und stach ihn nieder. Man hatte ihn für einen Hitlerspäher gehalten. Aber sonst sah alles eher friedlich aus. Gegen Abend flanierten die Familien sonntäglich unbekümmert durch die Hauptstrassen aller Berliner Viertel: Hasenheide und Kurfürstendamm, Chausseestrasse und Frankfurter Allee. Dann senkte sich die Nacht über die Riesenstadt. Noch kannte niemand die Entscheidung.

Im *Morgenblatt* war Hochbetrieb.

Der letzte Redakteur der kleinen Zeitung musste heute mit heran, um Nachrichten zu sortieren, Wahlziffern zusammenzustellen und bereit zu sein bei besonderen Ereignissen. Doch es gab keine. Alles lief programmgemäss ab.

Erst tropfte es nur, belanglose Auszählungen aus Dörfern, Kreisen. Gegen zehn liessen sich schon ganze Grossstädte übersehen. Dann rauschte die Sturzflut der Riesen-ziffern herab, es meldeten sich Provinzen und Länder, um Mitternacht stand das Ergebnis fest. Zwar noch nicht amtlich, doch Wesentliches würde sich nicht mehr ändern.

Es war unglaublich, widersinnig, verrückt – ein wahrer Bergrutsch! Überall ungeheuere Gewinne der Nationalsozialisten. Hunderte von Prozent mehr als 1928. In Berlin hatten sie sich fast genau verzehnfacht.

Dennoch konnte man sagen: Zusammen mit Hamburg und dem Industriegebiet im Westen hatte Berlin sich noch am besten gehalten. Nur vierzehn Prozent aller abgegebenen Stimmen fielen Hitler hier zu.

Draussen im Reich aber rückte seine Partei mit einem Schlage von der neunten an die zweite Stelle.

Bisher hatten zwölf Abgeordnete der NSDAP im Reichstag gesessen. Fortan würden es mehr als hundert sein.

Dr. Taschner diktierte unwillig eine kurze Glosse für die erste Seite. Alles andere verschob er auf morgen und fuhr nach Haus. Es hatte keinen Sinn, länger zu warten. Einer nach dem andern folgten die Redakteure. Ein paar jüngere Leute mochten als Nachhut Zurückbleiben, um die Morgenausgabe fertig zu redigieren. Helmut gehörte zu ihnen.

Er war in den Setzsaal gegangen und sprach mit dem bedrückten alten Radegast. Da sprang die Eisentür auf, ein hagerer, gebeugter und auffallend eleganter Sechziger rief ärgerlich:

«Steckt euer Boss vielleicht hier? Er kann doch nicht einfach desertiert sein!»

Es war Max Berthold – der berühmte Chef des grossen Weltblattes, das eine Treppe tiefer gedruckt wurde. Seine international beachteten Leitartikel zeichnete er stets nur mit einem unauffälligen kleinen d. Und genauso nannte jedermann ihn selbst.

Einst hatten Taschner und er im selben Provinzblättchen angefangen. Jetzt wollte «d.» den Freund mitnehmen ins Innenministerium, wo überraschend eine nächtliche Pressekonferenz stattfinden sollte; nur ein paar besonders Eingeweihten war das bekannt. Unterwegs hatte der grosse Mann sich ein wenig aussprechen wollen. Er schien leicht verstört. Kein Wunder: Gestern noch hatte er den Grössenwahn Hitlers in wohlgesetzten Wendungen lächerlich gemacht. Jetzt galt es, die Katastrophe seinen Lesern halbwegs begreiflich zu machen, ohne das Gesicht zu verlieren.

Durchaus nicht in Stimmung, allein zu sein, forderte er den unbekanntem jungen Mann, der ihm bescheiden Auskunft gegeben hatte, zum Mitkommen auf. Im Fond eines grossen Wagens bekam Helmut abgerissene, bösartige und paradoxe Weisheiten zu hören: über den Wandel aller irdischen Dinge insgesamt und den Wankelmut von Zeitungslesern und Wählern im besonderen. Helmut war etwas enttäuscht von diesem Gerede und nickte nur schweigend, wenn er Sentenzen hörte wie diese:

«Junger Freund – die wahre Tugend des Journalisten ist nicht etwa die vielgerühmte Schnelligkeit. Sondern die Geduld ...»

Da hielten sie gerade vor dem Portal des Ministeriums. Anderthalb Stunden später raste Helmut von dort aus in einem Taxi zum *Morgenblatt* zurück.

Er hatte inzwischen eine gespenstische Szene miterlebt.

Zuerst war nichts Besonderes los. Man stand herum, es wurde Bier serviert, ein junger Regierungsrat machte die Honneurs.

Helmut hielt sich bescheiden hinter den ihm flüchtig bekannten Herren vom *Tageblatt*, von der *Voss*, dem *Börsen-Courier*. Sie alle waren unverkennbar deprimiert, während Vertreter der *DAT*. und des *Lokalanzeiger* eine leise Schadenfreude kaum verbargen.

Die abgewogenen Äusserungen des Beamten brachten nichts Neues, sie gefielen niemandem, einer nach dem andern ging wieder fort, auch Berthold war auf einmal verschwunden. Ein bisschen belustigt erinnerte sich Helmut der Mahnung zur Geduld und beschloss, mit zwei oder drei anderen noch eine Viertelstunde zu warten.

Eine der schweren Eichentüren öffnete sich, herein kam, ein Glas in der Hand, einer der obersten Beamten Preussens. Mit trüben Augen blickte er reihum, nickte den wenigen Anwesenden zu und sagte dumpf:

«Meine Herren, ich erkläre Ihnen: Heute haben wir das Ende unseres Staates erlebt. Was jetzt noch kommt, das ist nur noch ...»

Mit einer fahrigten Geste schnitt er sich selbst das Wort ab, trank sein Glas leer, setzte es ab und war ebenso abrupt wieder verschwunden.

Alle standen starr. Beschwörend hob der junge Regierungsrat beide Hände: «Ein kleiner Nervenanfall – Überarbeitung – kann jedem von uns einmal passieren, nicht wahr?»

Ihm antwortete leises, unverständliches Murmeln, betreten entfernten sich die Besucher.

Helmut stürzte in die Redaktion. Da war kein Mensch mehr. Hinüber in die Druckerei. Dort lief die Morgenausgabe mit den letzten Wahlziffern durch die Maschinen. Der Redakteur vom Dienst trank irgendwo Kaffee. Weiter, in den Setzersaal.

Dort klopfte und schraubte Karl Radegast an seiner Linotypemaschine herum. Verwundert blickte er auf den jungen Redakteur, der ihm abgerissen berichtete und dann aufgeregt überlegte:

«Wie kann ich das noch ins Blatt bringen? Das ist doch ein Knüller – eine Sensation! Kann man den Druck anhalten? Nein, ich weiss: Ich rufe den Chef zu Haus an!»

Er wollte hinaus, aber Radegast hielt ihn mit unerwarteter Energie fest. Dann redete er ihn auf eine zwischen ihnen ungewohnt feierliche Art an:

«Lieber Herr Hagenow: Das tun Sie lieber nicht! Sehn Sie mah – Wen geht denn diese ganze Sache was an? Und vor allem: Wem nützt und wem schadet sie?»

Er wartete einen Moment, es kam keine Antwort, mit einem befriedigten Nicken fuhr er fort:

«Na also. Und nun wollen wir davon nicht mehr reden. Sie wissen doch, was die höchste Tugend eines richtigen Journalisten ist?»

«Geduld.» Das hatte er ja gerade heute Nacht gelernt.

Der Alte schmunzelte, legte ihm ruhig die Hand auf die Schulter und sagte:

«Na sicher, die ist auch wichtig. Ich meine was anderes, was unbedingt sein muss. – Wenigstens in gewissen Fällen, und das hier ist einer: Schweigen. Und Vergessen.»

Helmut blickte ihm in die Augen, dann senkte er den Kopf und sagte leise:

«In Ordnung. Und das blöde Taxi, das zahle ich selber.»

«Nee», lachte Radegast, «das spendiere nu ich Ihnen! Vorläufig verdiene ich immer noch 'n bissken mehr als Sie. So. Und nun will ich mich wieder um Lina kümmern.»

«Um wen?»

Der Alte blinzelte vergnügt, dann winkte er Helmut auf den Setzerstuhl und machte die beiden miteinander bekannt. Lina: so nannte Karl Radegast zärtlich seine Linotypemaschine. Seit bald dreissig Jahren hockte er vor ihr, aber sie war noch viel älter. Als sie gebaut wurde, da lebte wohl jener deutsche Uhrmacher Ottmar Mergenthaler noch, der auswanderte und in Amerika dieses Wunder zum erstenmal zusammenbastelte. Sein Bild hing zu Haus in Karls guter Stube.

Wie die meisten älteren Mädchen, hatte Lina ihre Tücken und Mucken. Dennoch, unentwegt brachte sie erstaunliche Dinge zuwege.

Wenn Karls gichtische Finger über Linas Tastatur liefen, flink wie die einer jungen Pianistin über das Klavier, dann schossen die blanken Buchstabenmatrizen herab aus ihren Lagern und ordneten sich im Nu. Ein Hebeldruck – und schon glitt wieder eine fertige Zeile nach links hinüber zur Giessform, verschwand, war in flüssigem Metall abgegossen. Während die silbergraue Gusszeile sauber beschnitten wurde, senkte sich von hoch oben ein Krakenarm, hob die Matrizen wieder hinauf, schüttete sie in Kanäle, wie auf ein Zauberkommando ordneten sie sich und rutschten jede in ihr Lager zurück, zu neuer Verwendung bereit.

Der dünne, lange Greifarm: das war Linas schwacher Punkt. Er hakte, zögerte, blieb manchmal ganz stecken. Immer wieder wurde daran repariert. Eigentlich musste er längst ganz erneuert werden. Aber Karl hielt davon nichts. Eine ordentliche Backpfeife, meinte er, und Lina parierte wieder.

Mehr als eine Ohrfeige gab er Lina niemals. Wenn sie dann noch streikte, war sie im Recht, und er wartete ab, bis sie von selbst wieder Lust zur Arbeit bekam.

Karl Radegast erzählte jedem ganz ernsthaft, Lina sei ein denkendes Wesen; sie könne ausgezeichnet unterscheiden zwischen Wahrheit und Lüge, Tatsache und Gerücht, vielleicht sogar zwischen Gut und Böse. Jedenfalls aber, sagte er, bocke sie sogleich, wenn man ihr zumute, unverdauliche, unvernünftige Dinge zu sauberen Satzzeilen zu formen.

Das waren nun höchst merkwürdige Behauptungen.

Karl war alles andere als ein Träumer und Phantast. Von jung auf gehörte er zu den Freidenkern, er verachtete jeden Aberglauben, er bekannte sich mit aller Kraft seines Herzens zur Vernunft, von deren unweigerlichem Siege er überzeugt war.

Und nun diese geradezu mystische Liebe zu Lina und ihren Fähigkeiten! Wahrscheinlich hatte das irgendwann einmal als Scherz begonnen. Es war ein tröstlicher, ein herzstärkender Scherz gewesen, und so wurde wohl nach und nach Ernst daraus; oder etwas, was sich vom Ernst kaum unterscheiden

liess. Seinen Kollegen und Freunden war Karl durch diese kleine Schrulle, wie das zu gehen pflegt, erst recht liebenswert.

Heute Nacht bockte Lina unaufhörlich. Zu vieles hatte sie wider ihr besseres Empfinden schlucken müssen. – Und leider blieb das fortan so.

Gleich in den nächsten vier Wochen wurde mehr in sie hineingestopft, als sie vertrug: Tatsachen und Meinungen, Vermutungen und Kombinationen. Vor allem aber Torheit, Gedankenlosigkeit, Vergesslichkeit.

Die Tatsachen gingen ja auch durch die Köpfe vieler Menschen. Doch ein Kopf giesst sein Wissen nicht in metallene Zeilen, er verändert, verdrängt und vergisst es.

Was Lina herrichtete und was hunderttausendmal auf Zeitungspapier gedruckt wurde, das galt nach einem, nach zwei Tagen nichts mehr. Es wurde Makulatur.

Gegen das grosse Vergessen war Lina machtlos.

Karl Radegast aber, ihr Vertrauter, hatte unter ihrem Einfluss sein Gedächtnis so geschärft, dass ihm viele dieser Tatsachen, Vermutungen und Meinungen noch nach vielen Jahren Wort für Wort gegenwärtig waren.

Beispielsweise die folgenden.

DER SCHOCK

So überschreibt Dr. Taschner seinen Leitartikel am Tage nach der Wahl. Ähnliche Schlagzeilen kann man in den meisten demokratischen Blättern lesen.

Es klingt wie ein Alarmruf. Ist die Republik erwacht? Erkennt die Nation die Grösse der Gefahr?

Im Gegenteil. Sie wird beschwichtigt. Den Lesern wird Trost gesendet: Nur keine übermässige Aufregung! Es ist alles halb so schlimm ...

Viele glauben daran, weil sie daran glauben wollen. Und halten sich an Scheinbeweise.

HITLER BESCHWÖRT SEINE LEGALITÄT

Das geschieht eine Woche später. Da steht er vor dem Reichsgericht zu Leipzig, als Zeuge in einem Prozess gegen drei junge Offiziere der republikanischen Armee.

Sie sind angeklagt, unter ihren Kameraden für die nationalsozialistische Revolution Propaganda gemacht zu haben. Sie werden verurteilt.

Zuvor aber sagt der Mann, dem sie sich in blinder Begeisterung geweiht haben, unter Eid aus: seine Partei denke nicht an Revolution. Sie sei so gesetzestreu, dass jeder sofort ausgeschlossen würde, der an einen Putsch dächte. Das sähe man ja an dem Abenteurer Otto Strasser.

Hitler beschwört, dass er die Macht ausschliesslich mit legalen Mitteln eringen wolle. «Dann aber», fährt er fort, «werden wir den Staat so formen, wie wir das für richtig halten.» Er erläutert mit rauher Stimme, wie das zu verstehen ist: Ein Staatsgerichtshof würde die Schmach des November 1918 tilgen. Im brutalen Jargon seiner Saalschlachthelden setzt er hinzu:

«Dann werden auch Köpfe rollen ...»

Beifall von der Tribüne. Und das höchste Gericht der im November 1918 errichteten Republik hört sich das alles gelassen an.

Die ganze Republik hört es sich gelassen an.

Nichts geschieht.

HITLER ERRICHTET GEGENREGIERUNG

In München baut er sein neues *Braunes Haus*. Zum Jahreswechsel sollen dort alle leitenden Parteiämter vereinigt werden.

Das sind schon förmliche Ministerien für sämtliche Aufgaben eines Staates: Aussenpolitik, Justiz, Landwirtschaft... Dazu Ressorts für Propaganda, für die Frauen, Ärzte, Studenten, Autofahrer...

Eine riesige Kartei soll jedes Parteimitglied erfassen und überwachen. Es gibt jetzt knapp 400'000 eingeschriebene Nationalsozialisten. Die Zahl nimmt rasch zu. Aber die Frage liegt nahe: Können diese zum guten Teil arbeitslosen Anhänger die Kosten solch einer Mammutbürokratie aufbringen? Besorgte Publizisten erkundigen sich nach den Hintermännern Hitlers in Finanz und Industrie. Aber immer sind es nur einzelne, die danach fragen. Die Republik scheint keine Möglichkeit zu haben, sich um die Geldquellen ihres Todfeindes zu kümmern oder sie gar zu verstopfen.

Nimmt sie die Privatregierung Hitlers nicht ernst?

Aber neben die Privatregierung tritt die Privatarmee.

RÖHM KEHRT NACH DEUTSCHLAND ZURÜCK

Der Duzfreund Hitlers, ehemals aktiver Hauptmann, an den Freikorpskämpfen der Nachkriegsjahre massgebend beteiligt, war nach dem missglückten Putsch vom 9. November 1923 jahrelang in den Hintergrund getreten. Verärgert über seine Zurücksetzung ging er nach Bolivien, um einer Armee von Indios deutschen Drill beizubringen.

Jetzt ruft Hitler, der eben seine unbedingte Legalität beschworen hat, den Landsknecht zurück. Er macht ihn zum Stabschef der SA. Der dreiundvierzigjährige Mann mit dem breiten, durch Kriegsnarben schlimm entstellten Gesicht ist ein hochbegabter militärischer Organisator. Nie hat er seine Verbindungen zu alten Kameraden aufgegeben, die weiter in der Reichswehr dienen.

Er hat einen Einfall, der seine braune Truppe allen alten Soldaten sympathisch machen soll: Röhm verfügt, dass die Standarten der SA die traditionellen Regimentsnummern aus der Kaiserzeit erhalten.

Die Republik sieht es, sie muss wissen, was das bedeutet.

Doch sie tut nichts.

Gewiss, sie hat andere, dringendere Sorgen ...

ARBEITSLOSENZAHL STEIGT UNAUFHALTSAM

Schon jetzt, im Oktober, rechnet man für das Jahresende mit vier Millionen Arbeitslosen. Diese Zahl wird weit überschritten werden.

Es muss etwas getan werden. Aber was?

BRÜNING VERKÜNDET NEUEN WIRTSCHAFTSPLAN

Darin wird die Tabaksteuer erhöht. Die Zuschüsse zur Arbeitslosenversicherung werden begrenzt.

Das sind unpopuläre Massnahmen. Die Regierung weiss das. Wie zum Ausgleich kürzt sie alle Beamtenegehälter und Pensionen; am schärfsten die des Reichspräsidenten, des Kanzlers und der Minister.

Das hört sich gut an. Aber natürlich ist es nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Und es würde nur dann wirken, wenn es vom Parlament beschlossen wäre, nicht bloss verfügt auf Grund des Paragraphen 48 der Verfassung.

Mit Hilfe dieses berüchtigten Notstandsparagraphen regiert Brüning, seit der vorige Reichstag die Zustimmung zu ersten Notmassnahmen verweigerte.

Wird der neugewählte Reichstag sich anders verhalten?

KEINE MEHRHEIT FÜR BRÜNING?

So fragen besorgt die Leitartikler. So fragen sich Millionen. Aber vielleicht sind diejenigen schon in der Überzahl, die sich etwas ganz anderes fragen: Geht es nicht ohne Reichstag ganz gut? Soll er doch erst mal allein weitermachen, der Dr. Brüning ...

Ein braver Mann. Nicht eben volkstümlich. Aus der Christlichen Gewerkschaft kommt er. Kein Radikaler, aber auch kein Reaktionär; konservativ und demokratisch zugleich, eine in Deutschland seltene Mischung. Viele achten, wenige lieben ihn. Keiner fürchtet ihn.

Kann das genügen in einem Augenblick, da sich deutlich die grossen Gefahren der nächsten Zukunft abzeichnen?

Eins freilich hat er: das Vertrauen des *Alten Herrn*, der an der Spitze des Staates steht. Der schätzt ihn als Frontoffizier des Weltkrieges. Und das ist für einen grossen Teil der Deutschen eine gültigere Legitimation als eine Reichstagsmehrheit.

HINDENBURG WIRD DREIUNDACHTZIG

Der 2. Oktober ist für Millionen ein Festtag wie einst Kaisers Geburtstag.

Wer immer an den Segen starker, väterlicher Autorität glaubt, setzt seine Zuversicht auf zwei uralte Augen.

Aber sehen diese Augen noch scharf genug?

Konnten sie jemals unterscheiden, was einer deutschen Republik nützt oder schadet?

Paul von Beneckendorff und Hindenburg war Kadett, Leutnant, General, Marschall des Kaisers. An keinem Tage seiner stolzen Laufbahn wurde er dazu vorbereitet, Präsident einer deutschen Republik zu sein. Es wäre ein Wunder, wenn er sein eigenes Amt nicht aus tiefstem Herzen ablehnte.

Jeder weiss das. Dennoch – oder gerade deshalb – wurde er vor fünf Jahren gewählt.

Was mag Hindenburg sich beim Lesen etwa dieser Meldung denken – wenn er sie je liest

BOMBENLEGER IN ALTONA VERURTEILT

Holsteinische Landvolkführer protestierten durch einige ziemlich harmlose Sprengstoffanschläge auf Amtsgebäude gegen die Notlage der Bauern.

Wenn nun ausgesteuerte Bergleute oder bedrängte kleine Ladenbesitzer versuchen würden, mit ähnlichen Methoden ihr Recht auf eigene Faust zu erkämpfen? Das Chaos wäre da. Doch das geschieht nicht.

Nur auf die ländlichen Konkurse, auf die Pfändung und Versteigerung ganzer Höfe durch die Finanzämter wird die Öffentlichkeit so lärmend hingewiesen.

Es liegt nahe, dass Hindenburg bei solchen Hiobsnachrichten an sein eigenes Gut Neudeck denkt, das sich noch nie rentierte. Zum achtzigsten Geburtstag empfing er den alten Familienbesitz als Geschenk, nicht etwa vom ganzen Volk, sondern als eine grosszügige Spende der Industrie.

Den Einfall dazu hatte Herr von Oldenburg-Januschau, der schon im Kaiserreich der klügste und entschiedenste Vorkämpfer der grossen Grundbesitzer im Osten war. Er ist nun einer der nächsten Nachbarn des Agrariers Hindenburg. Dass Neudeck eine arme Klitsche ist, die ständig Zuschüsse erfordert, und dass diese Zuschüsse durch neue Sammlungen kapitalkräftiger Spender aufgebracht werden müssen, das bindet den Präsidenten, ob er sich dessen bewusst ist oder nicht, nur noch fester an die Interessen seiner ostpreussischen Standesgenossen.

Vielleicht war es zuviel verlangt von einem alten Militär, solche bedenklichen Zusammenhänge zu sehen. Aber der Präsident hatte genug Berater. Die hätten an sein altpreussisches Pflichtgefühl appellieren und ihm raten müssen, die Schenkung nur dann anzunehmen, wenn sie seinem hohen Amt galt, nicht seiner Person. Landsitze für das Staatsoberhaupt gibt es in vielen demokratischen Staaten.

Doch nichts davon geschah.

Es geschah Schlimmeres: Die spätere Erbschaftssteuer wurde schon jetzt umgangen, indem das Gut juristisch nicht dem Marschall selber übereignet wurde, sondern seinem Sohn Oskar, der es erben würde.

Hindenburg nahm Neudeck als persönliches Geschenk an, ohne etwas dabei zu finden.

Die Republik erlaubte es ihm. Auch sie fand nichts dabei.

Einen Monat ist es erst her, dass Dr. Taschner seine Leser beschwichtigte: «Nur keine Panik – es ist alles nur halb so schlimm.»

Jetzt ist Montag, der 14. Oktober. Die Schlagzeile der Blätter heisst:

HEUTE REICHSTAGSERÖFFNUNG!

Zwischen Brandenburger Tor und Reichstag drängten sich bei klarem, sonnigem Wetter Tausende, um die Ankunft der neuen Abgeordneten mit zu erleben.

Eigentlich waren hier alle Ansammlungen verboten, die Gegend gehörte zu der sonst streng bewachten Bannmeile. Aber heute war die Polizei grosszügig. Nur wo sich allzu dichte Gruppen zusammenballten, wurden sie durch berittene Polizisten vorsichtig auseinandergetrieben.

Vor dem Seitenportal des Reichstags trafen einer nach dem andern die neugewählten Hitlervertreter ein. Unter ihnen schien eine Grippe-Epidemie ausgebrochen zu sein: Alle trugen Mäntel mit hochgeschlagenen Kragen, als sei strenger Winter; viele überdies Schaftstiefel oder Ledergamaschen.

Das Rätsel sollte sich bald aufklären. Für einen grossen Teil der Menge war es gar keins. Sie bestand, wie sich nun deutlich zeigte, zum grossen Teil aus Nationalsozialisten. Jeder Abgeordnete der NSDAP wurde mit wildem Geschrei begeistert begrüsst.

Wer genau mitzählte, konnte übrigens feststellen, dass von den hundert-sieben braunen Vertretern einer fehlte: Dr. Joseph Goebbels, der Gauleiter von Berlin, war nirgends zu sehen. Gegen ihn lief ein noch vollstreckbarer Haftbefehl, dem er sich bisher geschickt entzogen hatte; erst wenn das Parlament in aller Form eröffnet war, schützte ihn die Immunität.

Als die Eröffnungszeremonie nach altem Brauch durch den Alterspräsidenten vollzogen war, blieben zur allgemeinen Verwunderung die Bänke der NSDAP auf der äussersten Rechten leer. Doch kaum begann die Wahl des Präsidiums, da öffneten sich die Türen.

Stramm wie eine Kompanie marschierten die Nationalsozialisten ein. Jeder einzelne im verbotenen Braunhemd, das vorher unter dem Mantel versteckt gewesen war, und mit stolz gerecktem Arm.

Die freche Herausforderung wurde von der Linken des Hauses mit wildem Lärm erwidert. Tumult brach aus, einzelne Kommunisten und Nazis wurden handgemein. Allmählich erst trat Ruhe ein.

Ein paar Minuten später wurde ein Mitglied dieser zweitstärksten Fraktion in aller Form zum Vizepräsidenten gewählt.

Mit verständlichem Hohn nahmen die Verächter der Demokratie diese Selbstaufgabe der staatsstreuen Parteien entgegen. – Es sollte nicht die letzte sein.

Im allgemeinen Durcheinander hatte inzwischen der kleine Dr. Goebbels unbemerkt seinen Platz eingenommen. Jetzt war er in Sicherheit, er würde am andern Tag die Schwäche der Republik mit beissenden Worten verspotten. Seine Parteigenossen aber feierten mit einer lauten Ovation den Mann, den sie den Eroberer von Berlin nannten.

Dann endlich begann die erste Sitzung.

Sie brachte kein Ergebnis. Niemand war darüber sonderlich erstaunt, schon hörte man die Anregung, sich lieber gleich wieder zu vertagen.

Es liess sich leicht voraussehen, dass auch weiterhin genauso regiert werden würde wie in den letzten Monaten: auf Grund des Paragraphen 48. Es gab keine Mehrheit für Brüning.

Vermutlich auch keine gegen ihn. Er hatte hinter sich das katholische Zentrum, die Deutsche Volkspartei, die seit Stresemanns Tod an Bedeutung immer mehr verlor, den Rest der Demokratischen Partei und ein paar kleinere Mittelgruppen. Insgesamt eine hoffnungslose Minorität.

Aber da war die noch immer weitaus stärkste Fraktion, die Sozialdemokratie. Ihr Bestreben, in die Regierung aufgenommen zu werden und so wieder die *grosse Koalition* der frühen Stresemannjahre zu erneuern, war kaum ernst gemeint und traf auf keine Gegenliebe. Doch Brüning verliess sich darauf, dass ihn die SPD im Allgemeinen tolerieren, ja dass sie im Ernstfall sogar für ihn stimmen würde.

So geschah es gleich jetzt zu Beginn. Abgelehnt wurde ein Misstrauensvotum, das Hitlers Paladin Gregor Strasser gegen die Schandregierung der Reparationen und der nationalen Würdelosigkeit einbrachte. Bei seiner Begründung wagte er die Worte:

«Wir Nationalsozialisten werden die deutsche Freiheit und die soziale Sicherheit aller erringen. Mit jedem Mittel, wenn es nicht anders geht, auch durch Krieg!»

Neuer Lärm brandete auf, er verstärkte sich bei einem andern Satz des braunen Redners:

«Wir wollen keine Judenverfolgung – lediglich die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Leben.»

Ebenso geheimnisvoll, wie der gewitzte Dr. Goebbels in den Reichstag eingelangt war, drang die Kunde von jeder Einzelheit der Sitzung, von jeder neuen Provokation der Naziabgeordneten hinaus auf den Platz.

Dann steigerte sich jedesmal das Jubelgebrüll der wartenden Masse, die inzwischen neuen Zulauf bekommen hatte.

Allmählich verlor die Polizei die Geduld und ging mit dem Gummiknüppel gegen die schlimmsten Krakeeler vor. Darauf begann die Menge abzuziehen. Der Hauptstrom wälzte sich am Brandenburger Tor vorüber zum Potsdamer Platz; wie sich bald heraussteilen sollte, nach einem vorbereiteten Schlachtplan.

Es machten sich jetzt überall einzelne Leute bemerkbar, die Gruppen um sich sammelten und in bestimmte Richtungen wiesen. Ein solcher Haufen erreichte eben die Ecke der Lennestrasse. Dort lag das altbekannte *Café Dobrin*, eine der Filialen einer Konditorfirma, die vom Volksmund «Jud Süß» genannt wurde, gutmütig und ohne Bosheit.

Doch in diesem Augenblick gingen für immer die Zeiten zu Ende, da man sich so harmlose Witzchen erlauben durfte. Und wenn man alles bedenkt, was dann kam, waren sie möglicherweise niemals so ganz harmlos gewesen.

Die breite Sommerterrasse lag jetzt leer da, aber drin in der Glasveranda war fast jeder Tisch besetzt. Von hier aus hatte man einen schönen Blick hinüber in den herbstlich bunten Tiergarten.

Am Fenster sassen Susi und Helmut Hagenow im Gespräch. Er hatte in den letzten Wochen auf jede Beschäftigung mit der Politik verzichtet; manchmal war ihm dabei nicht ganz wohl, er vermied Aussprachen mit Radegast und widmete sich eifrig den gewohnten kleinen Tagespflichten.

Eine freundliche Glosse über das *Salzfass* und über eine dort auftretende, hoffnungsvoll begabte junge Tänzerin hatte er doch noch unterbringen können. Ohne viel zu nutzen, das kleine Kabarett war inzwischen eingegangen. Susi hatte Aussicht auf ein neues Engagement. Darüber wollte sie Helmut Rat hören. Noch einen Happen von der Schwarzwälder Sahnekirschtorte, dann begann sie:

«Das ist eine etwas merkwürdige Geschichte, Helmi. Ich weiss nicht, ob ich da mitmachen soll.»

Da krachte es. Fenster splitterten. Etwas flog auf den Tisch, die Schlagsahne spritzte Susi mitten ins Gesicht, entsetzt sprang sie auf.

Überall hörte man das Klirren zerbrechenden Glases, dann von der Strasse her wüste Schreie und drinnen das Kreischnen erschrockener Frauen.

Von allen Seiten rückten die Demonstranten gegen das Café vor. Zwischen den Denkmälern Goethes und Lessings brachen sie aus den Büschen hervor und schleuderten ihre mitgebrachten kleinen Pflastersteine.

Die Gäste drängten von der Terrasse weg in die inneren Räume. Susi entdeckte, dass ihr Kostüm über und über mit Sahne beschmiert war, und schimpfte los wie ein Rohrspatz: «Sauerei! Verdammter Dreck! Kellner! He – Kellner! Heisses Wasser – aber fix!»

Niemand achtete auf sie, Helmut musste über ihre kecke Kaltblütigkeit lacken; aber es war doch besser, sie erst einmal fortzubringen.

Da flogen neue Steine, durch die zertrümmerten Scheiben stiegen die ersten Rabauken herein. Nun brach eine Panik aus, Tassen und Gläser wurden krackend zu Boden gerissen, eine unbeholfene alte Dame stürzte, achtlos trampelten die Flüchtigen über sie weg. Helmut liess Susis Hand los, war piit ein paar energischen Ellbogenstössen bei der Alten und schob sie zwischen zwei Tische, halbwegs in Sicherheit.

Susi fauchte ihn an:

«Hilf erst mal mir hier 'raus! Was ist denn überhaupt los? Revolution? Sind das Arbeitslose?»

Die Antwort bekam sie wenige Augenblicke später.

Helmut hatte sie in einen Seitengang gezogen, dort war die Lieferantentür.

Zwei Kellner versuchten, ein halbes Dutzend ruppiger Gestalten aufzuhalten, sofort wurden sie überrannt, die Horde stürmte weiter und johlte:

«Juden – ’raus!»

Ehe Helmut sich schützend vor Susi stellen konnte, bekam er einen Hieb gegen das Kinn, taumelnd hielt er sich an einem Geschirrschrank fest. Schon waren sie getrennt.

Nun wurde Susi doch himmelangst, als einer der rohen Kerle nach ihr griff:

«Warte, du Judenhure!»

Sie wehrte sich mit Kratzen und Treten. Plötzlich eine scharfe Stimme:

«Loslassen, Günter! Los – las – sen, sage ich!»

Vor ihr stand Bob, im Räuberzivil, über der Stirn klebte noch ein Pflaster, letztes Zeichen der Schlägerei am Wahlmorgen. Finster herrschte er sie an:

«Was suchen Sie ausgerechnet hier, Fräulein von Staupitz?»

Noch keuchend, warf sie den Kopf zurück und sagte betont hochmütig:

«Ein neues Stück Torte, Herr Schulz.»

«Was?» fragte er verblüfft.

Sie wurde immer sicherer:

«Und zwar Schwarzwälder Kirsch, wenn ich bitten darf. Meins haben Ihre ... Freunde mit einem Stein zerquetscht.»

Er musste lachen:

«Na, Sie sind richtig, Susi!» Aufrichtige Anerkennung war in seinem Blick, als er ihren Arm mit hartem Griff packte: «Jetzt erst mal mitkommen!»

Da gehorchte sie.

Helmut konnte die beiden eben noch in der Tür sehen. – Woher kenne ich nur diese Visage? dachte er und wollte hinterdrein.

Das war unmöglich. Draussen war ein Überfallwagen vorgefahren:

«Niemand ’rauslassen! Sämtliche Personalien feststellen!»

Schon kamen Polizeibeamte herein. Bis Helmut sich ausgewiesen hatte, waren die beiden verschwunden.

Das ging ohne Schwierigkeiten. Vor der Tür stand ein blutjunger Polizeileutnant. Bob tauschte mit ihm einen merkwürdig vertrauten Blick, dann deutete er auf sein offenes Hemd: «Sie kommen ’n bisschen zu spät. Da, sehn Sie mal, Herr Leutnant, was einem hier so passiert! Wer näht mir den abgerissenen Knopf wieder an?»

Der Offizier zwinkerte:

«Die junge Dame, vermute ich.»

«Hoffentlich. Dann darf ich sie ja wohl wegbringen?»

«Natürlich.»

Während dieses Wortwechsels waren mehrere Kameraden Bobs herausgekommen und drückten sich nun an ihm vorbei. Der Leutnant schien nichts zu merken.

Nach ein paar Schritten sagte Susi:

«Danke. Das haben Sie fein gemacht.»

Sie hingte sich fester in seinen Arm. Er erwiderte flüchtig den Druck:

«Für Sie bin ich immer da. Das wissen Sie doch, Susi.»

Susi verspürte einen Anflug fast zärtlicher Bewunderung für ihn:

«Wie Sie mit dem Leutnant fertig geworden sind – grossartig!»

«War zufällig 'n alter Bekannter von mir», warf er gleichmütig hin. «Man muss eben Schwein haben.»

Sie riskierte die Frage:

«Wollen wir die Sahnetorte irgendwo zusammen essen?»

Keine Antwort. Sie missverstand das: «Aber – vielleicht möchten Sie sich vorher zu Haus umziehen?»

Da merkte sie, dass er gar nicht auf sie achtete, sondern auf seine Männer. Die schlenderten scheinbar zufällig hinterher, beim Columbushaus am Potsdamer Platz war die Schar wieder beisammen.

Drüben, am linken Torhäuschen des Leipziger Platzes, stand einer in stramm gegürtetem Ledermantel und deutete zum Kaufhaus Wertheim hin. Bob nickte nur. Dann liess er Susi brüsk los:

«So. Das war hoffentlich eine Lehre für Sie. Den Kuchen essen wir ein andermal.»

«Ja, wollen Sie mich denn einfach ...»

«Tut mir leid. Ich habe zu tun. Da drüben ist ja Ihre U-Bahn. Wiedersehn!»

Da ging er schon, von seiner Rotte gefolgt. Susi stand wie vor den Kopf geschlagen. Rüpel! Und doch, er imponierte ihr. Das war etwas anderes als diese schlappen Theaterknaben und balzenden Bürgersöhnchen. Auch Helmut, der nette, freundliche, war ja nicht gerade ein Held.

Inmitten einer fortwährend dichter werdenden Menschenmenge trieb Helmut die Leipziger Strasse entlang.

Er war froh, Susi verloren zu haben, sie würde nur hinderlich sein. Jetzt galt es, die Augen und Ohren offenzuhalten.

Immer wieder brüllten rauhe Kehlen:

«Deutschland – erwache!»

Ein Stück weiter antwortete es:

«Juda – verrecke!»

Helmut hatte längst begriffen, dass der Krawall vorhin im Caf^ehaus nur ein Vorspiel gewesen war. Jetzt brandeten planvolle Angriffe gegen ein Dutzend jüdischer Geschäftshäuser.

Im weltberühmten Wertheimbau war nicht eine der riesigen Spiegelscheiben mehr heil. Die Rollgitter rasselten herunter, Hunderte Käufer waren unfreiwillig gefangen.

Überall flogen die Steine. Es war jedesmal das gleiche: Zwei, drei Bursdien tauditen blitzschnell auf, warfen ihre mitgebrachten Geschosse, waren in der Masse verschwunden, wenn die Polizei sich Bahn brach.

Die Leute standen und schauten zu, gruselig amüsiert wie im Schreckens-kabinett auf dem Rummelplatz.

Die neueste Sensation – Pogrom mitten in Berlin.

Es gab natürlich auch Entrüstete. Die schimpften aber vor allem auf die Polizei. Weshalb griff die nicht energischer durch?

Mancher junge Beamte verlor allmählich die Nerven, unbeteiligte Neugierige bekamen den Knüppel zu fühlen.

Es war Helmut unklar bewusst, welch ein bösartiger Wahnsinn sich rings um ihn austobte. Heftiger erregte ihn das Gefühl seines Reporterglücks. In Gedanken formulierte er den Anfang eines Berichts:

SEIT DER REVOLUTION SAH BERLIN NICHT MEHR SOLCHE SZENEN ...

Damals, vor zwölf Jahren, da ging es für ihn darum, ob er die Versetzung nach Sekunda schaffen würde. Hatte in Nordhausen so etwas wie Revolution stattgefunden? Er wusste es nicht.

Jetzt war er im Mittelpunkt der Ereignisse. Da, nun ging es gegen ein Porzellengeschäft los! Einer holte aus, knallte seinen Stein mitten in eine kostbare Alabasterlampe.

Helmut fuhr zusammen: der Kerl, der vorhin mit Susi zusammen verschwunden war. Im selben Moment wusste er Bescheid über ihn: Herderstrasse 58 – der Modosalon nebenan – der Botenjunge ...

Er wollte sich zu Bob durchdrängen. Der wurde von einem Polizisten festgehalten:

«Sie haben eben geworfen!»

«Ich?»

Harmloser konnte man nicht aussehen als Bob, tief gekränkt wendete er sich an die Umstehenden:

«Ist ja die Höhe! Erst wird man beinah totgedrückt – dann fliegen einem Steine um die Ohren – und nu wird man noch beschuldigt! Haben Sie etwa gesehen, dass ich ...?»

Sofort bestätigten Kumpane aus Bobs Sturm seine Unschuld:

«Der doch nich, Herr Wachtmeister! Det war 'n ganz anderer – wechjerannt ist der – dorthin ...»

Von so viel Frechheit verblüfft, startete Helmut auf Bob. Er zögerte. Musste er nicht reden? Aber ein Zeitungsmann soll überall dabei sein, ohne teilzunehmen. Plötzlich fuhr der Polizist auf ihn los:

«Sie da! Was stehn Sie hier 'rum?»

Helmut erschrak, das machte ihn verdächtig. Dann fiel ihm sein Presseausweis ein. Beim Anblick des Stempels *Polizeipräsidium Berlin* tippte der Uniformierte ärgerlich an seinen Tschako und gab es auf.

Bob war über alle Berge.

Ecke Friedrichstrasse schrie ein fliegender Händler, während er vergnügt an seinen Bauchladen klopfte:

«Hier das garantiert rein arische Geschäft! Die prima Bockwurst! Gesünder als Gummiknüppel!»

Und die Leute lachten.

Ein junger Mensch in zeretzter Kleidung klagte den Umstehenden sein Leid:

«Hin isser – mein einzichter Anzuch! Wat mach ick bloss?»

«Jeh zur SA, Kolleje», wurde ihm zugerufen, «die kleiden dich gratis ein! Un schnieke!»

«Meenste?»

Er schien die Möglichkeit ernsthaft zu erwägen.

Helmut fand, er habe genug gesehen, und bog ab in die Friedrichstrasse, zur U-Bahn.

Aus einem der demolierten Läden trat eben eine junge Dame, den Arm voller Pakete. Zwei Lummel rempelten sie rüde an, der Stapel kippte aufs Pflaster.

«Hoppla!» Mit grölendem Lachen zogen sie weiter:

«Kommt davon, wenn man bei Juden kauft!»

Die Arme bückte sich, ein Packen war aufgeplatzt, Filzstreifen lagen umher. Helmut sprang hinzu und half. Als sie so voreinander hockten, blickte sie ihn auf einmal erstaunt an:

«Sie – wohnen doch bei uns? Herderstrasse?»

Da erkannte auch er sie:

«Fräulein Schrinitzer, nicht wahr?»

Nachher brachte er sie zu einem Taxistand. Sie war noch ganz verstört: Was war nur in alle diese Menschen gefahren?

Als er sich verabschiedete, um endlich in die Redaktion zu kommen, lächelte sie zögernd:

«Mögen Sie – heute Abend zu mir heraufkommen? Auf einen Schnaps. Es sind nur ein paar Leute da, auch mein Vater, den kennen Sie doch?»

«O ja! Nur weiss ich nicht – es kann heute spät werden.»

«Bis Mitternacht sind Sie willkommen, wenn Sie Lust haben ...»

Viel Lust hatte er nicht.

Obwohl Helmut Leonore heute zum erstenmal gesprochen hatte, wusste er ziemlich gut Bescheid über sie und ihre Familie. Eine sonderbare Familie, diese Schrinitzers! Dem Vater war er mehrmals an einem Ort begegnet, wo man ihn kaum vermutet hätte: im *Romanischen Café*, dem Treffpunkt der jungen Mimen und Literaten.

Dort spielte der gutmütige Bettenkaufmann den freundlichen Gönner, der gern einen Kaffee oder Nikolaschka spendierte, wenn er sich ein bisschen dazugehörig fühlen durfte. In seiner Jugend, so deutete er an, habe er selbst mit den schönen Künsten geliebäugelt. Doch sein Vater, der um die Jahrhundertwende aus dem Posenschen nach Berlin gekommen war, habe strikt auf Übernahme des Geschäfts bestanden. Mit melancholischem Lächeln setzte Leon Schritnitzer hinzu: «Na – und was tut ein braver, jüdischer Sohn? Er gehorcht.»

Seine kaufmännische Neigung war später nicht gewachsen, mit dem früher blühenden Geschäft ging es nach und nach bergab. Jetzt kam die Krise dazu, Leon pflegte schulterzuckend zu sagen:

«Die Leute tragen ihre alten Betten ins Leihhaus, da kaufen sie keine neuen.» Noch immer fühlte er sich als Mäzen, der jungen Leuten von Begabung helfen wollte. In seinem Urteil irrte er sich natürlich meist. Mancher Schnorrer, manche hoffnungslos untalentierte Schauspielschülerin konnte sich in ärmerlicher Behausung auf einer teuren Patentmatratze aalen, einer Spende des generösen Leon. Übrigens, dessen Hang zu etwas fragwürdigen Musentöchtern blieb platonisch, da war seine seit Jahren kränkelnde Frau mit ihren gelegentlichen Anfällen von Eifersucht auf dem Holzwege.

Von ihr fühlte Leon sich missverstanden. Bei der Tochter suchte er Trost. Die sollte einmal alles bekommen, was ihm versagt geblieben war.

Wenn er im Café anging, in rührendem Stolz von Leonore zu schwärmen, dann lächelten seine Zuhörer anzüglich, sie kannten das alles längst: wie er glücklich war, als bei der Zehnjährigen ein Zeichentalent entdeckt wurde, wie er sie auf eine Kunstschule schickte, später sogar ins berühmte, anspruchsvolle *Bauhaus* nach Dessau. Und nun war sie ja wirklich berühmt geworden!

Freilich auf andere Art, als Leon sich's erträumt hatte. In dem Mädchen mischten sich sonderbar väterliche Freude am Schönen und grossväterliche Tüchtigkeit. Ziemlich früh wusste sie, dass ihre Begabung allenfalls für kunstgewerbliche Liebhabereien ausreichte. Um den Vater nicht zu kränken, trieb sie weiter, was ihr als Spielerei erschien. Gerade dabei lernte sie unmerklich, mit ihrem Pfunde zu wuchern. Und eines Tages wurde aus einem kleinen Einfall ein grosser Erfolg. Die Geschichte hatte in den Blättern gestanden, man kannte sie auch im *Romanischen*:

Für einen Kostümball hatte Leonore ihre Freundin, Barbara Sander, eine schon bekannte Innenarchitektin, als Indianerin herausstaffiert. Dazu bastelte sie in der Eile aus Lederstücken und Filzresten eine Art von primitivem Schmuck.

Auf dem Fest wurde die hagere, braune Wilde mit dem amazonischen Profil sehr bewundert und oft fotografiert. Eins der Bilder erschien in einer grossen, mondänen Zeitschrift; die auffallende Halskette war nicht zu übersehen. Innerhalb weniger Tage wurde Leonore von Modefirmen eingeladen. Sie hatte eben noch Zeit, ihre Idee schützen zu lassen, dann kamen die Aufträge

so zahlreich, dass sie allein nicht damit fertig werden konnte. Heimarbeiter im Erzgebirge fanden ihr Brot durch den lustigen Unsinn. Aus Spass wurde Geld, immer mehr Geld, alle Welt verlangte nach dem neuen *Barbarenschmitck*.

Noch fuhr Leonore bescheiden Rad, aber auf dem Bankkonto hatte sie nun mehr als ihr Vater. Mit dem Schmuck kam auch die Erfinderin in Mode. Bis dahin hatte sie nur einen kleinen Freundeskreis gehabt, der ihre Herzlichkeit, ihre Sanftmut schätzte. Jetzt sah sie sich überhäuft mit Einladungen zu bekannten Leuten.

Der Trubel machte zuerst Spass, doch bald hatte sie genug davon. Besonders ärgerlich war ihr die unverfrorene Zudringlichkeit amouröser Snobs, die es besonders aufreizend fanden, dass die erfolgreiche junge Frau sich stets mädchenhaft und schüchtern gab. Was für ein interessantes Geheimnis mochte dahinterstecken?

Es gab ein Geheimnis. Doch die Neugierigen hätten es gewiss recht banal gefunden.

Ein unsinniges, schamvoll verhehltes Gefühl überschattete von Kindheit an das Leben des Mädchens.

Begonnen hatte es vor langen Jahren, am letzten Tage eines anderen Zeitalters. Am 1. August 1914.

Gleich vielen Berlinern verbrachten die Familien Schrititzer und Unschein ihre Ferien in Heringsdorf. Die kleine Leonore, kaum acht Jahre alt, war selig, dass ihr grosser Bruder diesmal dabei war. Im Sommer zuvor hatte er noch sein Jahr abdieneu müssen.

Erwin war fünfzehn Jahre älter als sie. Schwärmerisch hing sie an ihm, mehr als an den Eltern. Beharrlich und klug leitete er sie zu seinen eigenen Idealen hin; dabei entwickelte sich wohl auch zuerst seine angeborene Begabung für alles Erzieherische. Er studierte pädagogische Fächer, ein hochaufgeschossener, stiller junger Mann, dem das Feuer der Begeisterung rasch aus den dunklen Augen sprühte.

Als Knabe war er beim *Wandervogel* gewesen, ohne sich durch Anzeichen aufkommender Judenfeindschaft abschrecken zu lassen. Er glaubte zuversichtlich an das Gute, an die Besserungsfähigkeit der Menschen, die Wunder des Daseins, die Grösse des Jahrhunderts; nicht zuletzt auch an Deutschland und seinen Kaiser. Nun fiel Dunkelheit über all diesen Glanz, binnen einer einzigen Stunde.

Die Mobilmachung rief Erwin sofort zur Truppe. Der kleinen Schwester wollte er den ernststen Anlass seiner überstürzten Abreise verbergen; als müsse er nur eben mal nach Berlin, kam er zum Abschied an den Strand. Dort aber war schon die ganze lärmende Kinderwelt vom ungeheueren Ereignis beherrscht. Jungen vollbrachten brüllend Heldentaten, Mädchen wollten Krankenschwester spielen oder lieber noch Kriegsbraut; dieses gestern noch unbekanntes Wort war allgemein bekannt.

Leonore stand abseits, ohne Partner, sie war immer eine Einzelgängerin. Nun lief sie auf den Bruder zu, lehnte sich schmeichelnd an seine Hand und verlangte, er solle sich mit ihr kriegstrauen lassen. Mühsam verbiss er seine Rührung: «Aber Leonie – das geht ja nicht! Komm!» Er zog sie zum nächsten Jungen hin: «Sei du ihr Bräutigam statt meiner!»

Es war Hugo Unschein. Ganze drei Jahre älter, hatte er sich um das dumme Gör nie gekümmert, nun musste er sich wohl einmal grossmütig herablassen. Die beiden mimten die kindliche Zeremonie, es war kein rechter Spass dabei, sie liessen einander gleich wieder los. Erwin küsste das Schwesterchen und sagte obenhin, er müsse verreisen. Lachend winkte er im Weggehen:

«Bleib ihm treu, bis ich wiederkomme!»

Damit entschwand er ihrem Blick. Für immer. Bei einem der ersten Gefechte fiel er.

Der Kummer Leonores war schrecklich. Nie weinte sie vor anderen, aber in vielen Nächten rief sie sich die letzten Worte des Bruders ins Gedächtnis, diesen liebevollen Betrug. Dann strömten tröstlich die Tränen. Die gespielte Szene bekam immer mehr Bedeutung, und mit ihr der Bräutigam, der alles längst vergessen hatte, wovon sie sich bald überzeugte. Sie aber wollte nicht vergessen, sie begann, sich um Hugo zu kümmern, im Lauf der Zeit wurde er wahrhaftig zum Stellvertreter des Toten.

Das war ihr Geheimnis, das sie mit keinem teilte; auch mit ihm nicht, der ja endlich bemerken musste, dass da jemand stets für ihn bereit war. Es war angenehm, sich bei ihr über die strenge Mutter zu beklagen. Später hörte sie mit nie erlahmender Geduld den grossspurigen Reden des Abiturienten, den ziellosen Plänen des jungen Mannes zu. Und als er längst erwachsen war, wenigstens den Jahren nach, kam er noch immer dann und wann zu ihr mit allen Nöten, mit Schulden und Enttäuschungen, endlich gar mit missglückten Liebeleien und nie ausgeführten Heiratsprojekten.

Es war so schamlos bequem, sich dieser treuen Beichtmutter anzuvertrauen. Vor ihr klagte er sich an, und wenn er die Zerknirschung ausgekostet hatte, liess er sich wohl auch trösten mit einer stummen Umarmung, die er als schwesterlich hinnahm. Doch seine Erfahrung liess ihn verstehen, was Leonore in Wahrheit fühlte. Dennoch gab er das böse Spiel nicht auf, hütete sich nur, jemals zu weit zu gehen.

Die Zeit verging. Sie wurde älter. Längst hatte sie begriffen, wie wenig wert er war. Das änderte nichts an ihrem Verhängnis. Es war eine stille Besessenheit daraus geworden, eine Manie. Einmal musste er zu ihr kommen; war nicht gerade seine Unbeständigkeit die Gewähr dafür, dass er nirgendwo anders bleiben würde?

Von alledem wusste niemand. Am allerwenigsten vertraute sie sich dem Vater an, dem lieben geschwätzigen Leon. Nur Barbara hatte, bald nachdem sie sich mit Leonore angefreundet, alles erraten.

Im Laufe des Abends hatte Helmut seinen Bericht fertig. Dr. Taschner selbst las ihn durch und nickte immer wieder beifällig:

«Sehr hübsch – lebendig, sachlich, angenehm unpersönlich. Braucht kaum ein Wort gestrichen zu werden. Gratuliere, Hagenow!»

Ehe der Chefredakteur fortging, bekam Helmut den Auftrag, sich auch weiter um alles zu kümmern, was mit den Krawallen zusammenhing. Eben war von der Justizpressestelle durchgegeben worden, dass in den nächsten Tagen ein paar Verhaftete vor ein Schnellgericht kämen. Auch darüber sollte Helmut schreiben.

Er war glücklich. Endlich einmal Erfolg. Nur zu gern hätte er ihn jetzt gleich gefeiert, doch um diese Zeit war kaum ein Kollege mehr in der Redaktion.

Aber Radegast. Natürlich ...

Der Alte hatte eben begonnen, das Manuskript abzusetzen. Kurz nur erwiderte er den Gruss und tippte eifrig weiter auf der Tastatur. Helmut stand unbeachtet daneben. Nach einer Weile siegte die Neugier, er fragte rundheraus:

«Na? Heute ist Lina aber zufrieden, was?»

Nur ein Schulterzucken bekam er als Antwort, es wirkte wie eine kalte Dusche, er nahm allen Mut zusammen:

«Was ist los? Haben Sie etwas daran auszusetzen?»

«Ich? I wo!»

«Nun reden Sie schon!»

«Wenn Sie's absolut wissen wollen...» Umständlich nahm der Setzer seine Arbeitsbrille ab und wischte daran herum:

«Ist alles ganz nett, was Sie da erzählen – nur 'n bisschen wenig Pfeffer drin, was?»

Helmut wich seinem Blick aus:

«Pfeffer? Lieber Gott, schliesslich ist das eine Reportage und kein Leitartikel.»

Das war ein kümmerlicher Rückzug. Und im selben Moment wusste er schon haargenau, was seinem Artikel fehlte: Mut, Entschiedenheit, Parteinahme. Eine eigene Meinung. Und gerade deshalb war er vom Chef gelobt worden. Radegast sagte trocken:

«Nee. Kein Leitartikel. Trotzdem, Sie hätten es den braunen Halunken geben müssen. Aber ich will nischt gesagt haben.» Er wendete sich seiner Lina zu:

«Wir sind hier 'n braves Blättchen. Muss wohl noch mächtig bumsen, bis wir aufwachen. Denn also – 'n Abend.»

Die Maschine klapperte wieder. Helmut war entlassen.

Ärgerlich dachte er: Alter Stänkerer! Immer radikal mit dem Munde, diese Sozis! Hat leicht reden – setzen tut er's ja doch.

Aber die Freude war ihm vergällt.

Als er dann am Fenster seines Zimmerchens stand, fühlte er sich durchaus nicht mehr als Held des Tages. Im Dachgeschoss des Hinterhauses war noch Licht. Warum nicht auf einen Sprung dorthin gehen? Zum Schlafen war er doch zu nervös.

Auf dem Wege malte er sich aus, dass es ganz angenehm sein würde, ein wenig als Beschützer dieser kleinen Schrinitzer anerkannt zu werden.

Er klingelte. Fast im selben Augenblick öffnete eine ihm völlig fremde Dame, im Begriff hinauszugehen, und sah ihn erstaunt an.

Er wollte erklären:

«Fräulein Schrinitzer hatte mich eingeladen, und da ...»

Sie legte den Finger auf den Mund, kam heraus und zog die Tür ins Schloss:

«Ja, ich weiss. Sie hat ein Mittel genommen, jetzt schläft sie endlich. Gehn wir zusammen hinunter.»

«Ich verstehe. Diese ganze Aufregung heute...»

«Das auch.»

Die grosse, sehr schlanke Gestalt glitt vor ihm her die schlecht erleuchtete, enge Treppe hinab. Als sie vor dem Hause standen, erkannte er den schmalen Kopf, um den das braune kurze Haar fest wie eine Kappe lag:

«Oh, ich weiss – Sie sind die Freundin mit dem Schmuck!»

Sie lachte.

«Langsam hängt mir diese Berühmtheit zum Halse heraus. Barbara Sander heisse ich.»

Ihr Händedruck war fest wie der eines Mannes.

«Helmut Hagenow», sagte er.

«Ich weiss. Leonore hat mir erzählt. Nun, man trifft sich sicher mal. Sie wohnen ja hier.»

«Ja...», sagte er zögernd.

«Oder haben Sie noch Lust auf einen Mokka?»

«Koffein nach Mitternacht?»

«Macht einen klaren Schlaf. Man muss es sich nur fest vornehmen.»

Ihre Art, nebensächliche Dinge aufreizend zu sagen, beunruhigte ihn. Als sie dann im Café Seidenspinner, Bismarckstrasse, sassen, wurde es ungemütlich.

Sie fragte ihn nach seinen heutigen Erlebnissen. Davon hatte er genug, er wich aus, sie liess es ihm nicht durchgehen, aus dem Gespräch wurde fast ein Examen. Wie kam diese Unbekannte dazu?

Ein Händler mit den ersten Frühausgaben ging durchs Lokal, Helmut kaufte ein *Morgenblatt* und reichte es Barbara: «Bitte, da haben Sie alles schwarz auf weiss, was Sie von mir wissen wollen.»

«Danke.»

Erst überflog sie den Bericht nur, blieb dann an irgendetwas hängen, las aufmerksamer, ihre Stirn runzelte sich, einmal murmelte sie vor sich hin:

Er ahnte ihren Angriff voraus und wollte ihn parieren:

«Unerhört, nicht wahr? Dass so etwas heutzutage mitten unter uns passieren kann...»

Sie faltete das Blatt zusammen und sah ihn forschend an:

«Ihnen hat's offenbar ziemlichen Spass gemacht?»

«Spass? Diese Gemeinheiten? Schauerhaft war es!»

«Ach? Davon steht hier wenig.»

«Der Leser kann es sich denken.»

«Ach so – Sie schreiben für denkende Leser.»

Ihre Ironie ärgerte ihn:

«Jedenfalls finde ich es richtig, Tatsachen zu schildern.»

«Tun Sie das? Nein. Sie schmücken munter aus. Aber verdammt noch mal...»

Plötzlich war sie vollkommen ernst:

«Ein Pogrom in Berlin ist kein Anlass zu Anekdoten! Mit Lokalkolorit, goldener Berliner Schnauze und dergleichen Witzchen kitzeln Sie Ihre – denkenden Leser nur, statt sie zu prügeln, zu erschrecken, aufzuwecken! Was ist heute geschehen? Ein Untier hat sein Gesicht gezeigt. Wenn wir uns nicht wehren, wird es uns eines Tages verschlingen.»

Abrupt brach sie ab: «Aber das finden Sie vielleicht zu pathetisch, zu pessimistisch, was weiss ich ...»

«Ich meine, es hat keinen Zweck, das immer zu sagen.»

«Immer nicht. Aber dann, wenn es darauf ankommt. Heute kommt es darauf an. Das müsste selbst Ihr zahmes Demokratenblatt kapieren.»

Da hatte sie seinen wunden Punkt getroffen. Er zuckte nur die Schultern.

Sofort stiess sie nach:

«Wenn Sie mir recht geben, warum schreiben Sie dann nicht anderswo?»

«Das sagt sich so leicht. Wo denn? Bei den Sozialdemokraten?»

Sie winkte ab, rief burschikos:

«Das ist Jacke wie Hose.»

«Ja, dann ...» Er zögerte: «Darf ich mal ganz offen fragen?»

«Nicht nötig.» Lächelnd winkte sie ab: «Nein. Ich bin keine Kommunistin. Das war's doch?»

Er nickte, sie fuhr fort:

«Alleinseligmachende Kirchen mit einem abstrakten Dogma liegen mir nicht, wissen Sie?»

«Natürlich. Sie sind eine Frau, und da ...»

«Heiliger Schopenhauer!» Sie übertrieb ihr Entsetzen: «Das musste ja kommen. Also, lieber Herr: Gerade als Frau müsste ich mir eigentlich den Kopf zerbrechen, wie wir diese skandalöse, von Männern eingerichtete Welt besser machen könnten. Leider erwarte ich da auch von uns Weibern nichts wesentlich Gescheiteres. Ich muss Sie enttäuschen: Ich bin weder Weibchen noch Frauenrechtlerin.»

«Aber Sie nehmen Politik schrecklich wichtig! Weshalb?»

«Tja, weshalb?»

Sie dachte ein paar Sekunden nach, dann sagte sie:

«Aus Angst... Jaja, starren Sie mich nicht so an! Jeder hat Angst vor dem, was kommen wird. Sie nicht? Na also. Wer das zugibt, ist schon beinahe ein Aussenseiter. Wer den Gründen nachgeht, ein Störenfried. Na, und wenn einer etwas dagegen unternehmen will, dann wird er verfehmt und verfolgt.»

Sie schwieg einen Augenblick. Helmut betrachtete sie, auf einmal erschien sie ihm eigentümlich reizvoll. Er fragte sich, ob sie auf irgendeine Weise zu den Verfehmten und Verfolgten gehöre.

Da sprach sie weiter:

«Vermutlich ist das auf der ganzen Welt so. Der Mensch ist träge von Natur. Und blind aus Bequemlichkeit. Die Deutschen jedenfalls lieben ihre Scheuklappen geradezu inbrünstig. Sie möchten gelenkt werden wie brave Droschekengäule.»

«Sind Sie denn keine Deutsche?»

«Doch. Das ist es ja. Wahrscheinlich habe ich einfach Angst vor den Deutschen – Angst vor mir selber.»

Mit einer hebhaften Geste schnitt sie alles ab:

«So. Nun wissen Sie es. Noch Fragen, Herr Staatsanwalt?»

«Ich hatte vorhin mehr das Gefühl, Angeklagter zu sein.»

«Eine löbliche Einsicht. Denken Sie gelegentlich daran. Und jetzt bin ich müde.»

Sie lehnte energisch ab, sich heimbegleiten zu lassen.

Eine reichlich unbequeme Dame, diese eckige Lady Barbara, dachte Helmut. Allzu oft möchte ich ihr nicht begegnen... Aber in der nächsten Zeit erappte er sich zuweilen bei dem Wunsch, sie wiederzusehen.

Im Saal des Schnellschöffengerichts sass Helmut auf der Pressebank neben einem kleinen, ein wenig kränklich aussehenden Herrn, der ihm mit flüchtiger Zerstreutheit zunickte. Der Unbekannte machte sich keinerlei Notizen. Umso schärfer beobachtete er die Verhandlung.

Gleich zu Beginn stellte der Vorsitzende, Landgerichtsrat Kessner, mit einem resignierten Seufzer fest:

«Es ist natürlich ein Unglück, dass die wahren Schuldigen nicht hier sitzen.» Die Angeklagten waren fast alle blutjunge Burschen, die trotzige Mienen zur Schau trugen. Nur ein älterer Mann war dabei, ein Versicherungsagent mit adligem Namen. Er als einziger hatte sich einen eigenen Verteidiger

mitgebracht, der unwillig auf sah, als sein Klient beim Aufruf hysterisch rief:

«Dieses Gericht würdige ich keines Wortes!»

Darauf setzte er sich und brütete bis zum Schluss mit verschränkten Armen vor sich hin. Offenbar kam er sich bedeutend vor, ein Miniatur-Mussolini.

Aus dem Zeugnis mehrerer Polizeibeamter ergab sich einwandfrei, dass gerade er immer wieder zum Sturm auf die Läden aufgehetzt hatte. Seine Verhaftung war nur mit Gewalt möglich gewesen.

Er erhielt die weitaus höchste Strafe: drei Monate Gefängnis mit Bewährungsfrist. Der Anwalt erklärte, er werde Berufung einlegen. Noch billiger kamen die jugendlichen Krawallhelden davon. Einer wie der andere verteidigte sich mit den gleichen, offensichtlich abgesprochenen Ausreden:

«Ich weiss nicht, warum ich hier bin.»

«Ich wollte mir Schaufenster ansehen. Da merkte ich, dass die kaputt waren ... Komisch ...»

«Ick ha' nur so 'rumjestanden, uff eemal kam die Polizei.»

«Und Sie liefen weg», stellte Kessner mit Engelsgeduld fest. «Weshalb denn?»

«Jott, Herr Rat – ick bin so nervös.»

«Offenbar eine Zeitkrankheit. Aber in Ihren jungen Jahren recht bedauerlich.»

Die Urteilsbegründung sprach von Landfriedensbruch, Verletzung der Bannmeile, Widerstand gegen die Staatsgewalt. Das klang gefährlich, aber mehr als zwei, drei Wochen wurden nicht verhängt. Mit Bewährungsfrist für alle. Niemand konnte im Zweifel darüber sein, wie sie sich bewähren würden. Beim Hinausgehen stiessen sie einander mit vergnügtem Grinsen an.

Helmut war überrascht, er hatte mit wesentlich höheren Strafen gerechnet. Unwillkürlich schüttelte er mehrmals den Kopf. Sein Nachbar sah es, beim Hinausgehen sprach er ihn an:

«Wundern Sie sich? Sie sind gewiss neu hier.» Er summt ein paar Takte der Mozartmelodie:

«In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht...» Zusammen gingen sie die Freitreppe in der pompösen Halle des Gerichtsgebäudes hinunter. Der kleine Mann im korrekten schwarzen Anzug, mit der etwas spiessbürgerlich über der Weste baumelnden Uhrkette, wurde mehrfach gegrüsst. Wer mochte er nur sein?

Mit leiser, eindringlicher Stimme dozierte er:

«Das eben war ein Beispiel dafür, wie sich unser Staat selbst aufgibt. Dabei ist dieser Richter einer von den gutwilligen, es gibt andere, ganz andere... Hitler hat völlig recht: ‚Armes System!‘ So höhnt er ja in jeder Rede. Wir ziehen ihn förmlich gross, diesen Popanz.»

Unten blieb *er* stehen:

«Haben Sie ihn schon mal in natura erlebt? Nein? Es lohnt sich. Die Gesten

eines balkanischen Haschischagenten. Nun, er handelt ja wirklich mit Rauschgift. Und dieses lächerliche Gesicht eines Friseurgehilfen in der Provinz ...» Helmut musste lachen:

«Und doch nehmen Sie ihn ernst?»

«Ja. Weil die Deutschen es tun. In unserm Lande tötet Lächerlichkeit leider nicht. Hitlers groteske Erscheinung ist möglicherweise ein Vorteil für ihn, die Komik maskiert den Schrecken. Und der ist ernst gemeint, wir haben es ja gerade erlebt.»

«Nun ja, Schrecken. Die paar eingeschlagenen Scheiben ...»

Mit zusammengekniffenen Augen sah der Unbekannte Helmut scharf an: «Unterschätzen Sie das nicht! Hitler hat damit eine Probe seiner Möglichkeiten geliefert. Und zwar gleich in doppeltem Sinne. Seine Anhänger waren beunruhigt durch das Gerede von der Legalität vor dem Leipziger Reichsgericht. Jetzt wissen Sie, was im Ernstfall davon zu halten ist. Und zweitens: Alle Kräfte, die der Republik an den Kragen wollen, können auf diesen Verbündeten rechnen. Alle werden sie mit ihm Verbindung aufnehmen: die Feudalen, die Militärs, die patentierten Nationalen, die zu fein sind, selbst auf die Strasse zu gehen. Da braucht es keine besondere Prophetengabe. Na, ich habe zu tun. Guten Tag.»

Mit kurzem Nicken hatte er sich verabschiedet. Helmut schaute nachdenklich hinter ihm drein, gern hätte er noch mehr gehört, gern auch widersprochen, dazu war es kaum gekommen.

Jemand schlug ihm auf die Schulter:

«Sie sind verhaftet. Wegen unstatthafter Anbiederung bei destruktiven Elementen und vaterlandslosen Gesellen!»

Das war Tommy, Hansdampf in allen Gassen, flinker Reporter in dem grossen Verlagshaus, wo das *Morgenblatt* gastweise residierte. Drohend hob er den Finger:

«Mensch, Hagenow! Wenn das Ihr Chef gesehen hätte ...»

«Keine Ahnung, Tommy, wovon Sie reden. Wer war das überhaupt?»

«Ach? Das wissen Sie Unschuldengel nicht? Der Gottseibeius in höchst-eigener Person – Carl von Ossietzky.»

Der berühmte, berüchtigte, bewunderte, gehasste Mann der *Weltbühne* also...

Jede Woche las Helmut die kleinen roten Hefte. Das tat jeder, der im geistigen und politischen Leben Berlins mitreden wollte. Die Zeitschrift wirkte als Hecht im lauwarmen Karpfenteich der liberalen Zeitungswelt, nicht der einzige, doch der bissigste.

Begierig schnupperten alle Zeilensklaven der Weltblätter die scharfe Luft, die aus den Artikeln Kurt Tucholskys, Alfred Polgars, Rudolf Oldens blies. Auch halbherzige Demokraten wie der Dr. Taschner liessen sich insgeheim beeindruckt und anregen durch Ossietzkys meisterhafte Leitartikel; diese

unerbittlichen Analysen der jeweils brennenden Fragen kümmerten sich um kein Tabu.

Doch ein junger Journalist wie Helmut durfte seinen prominenten Chef gewiss nicht darauf ansprechen. Keiner lässt gern an sein schlechtes Gewissen rühren. In jungen Jahren hatte auch Taschner rücksichtslos und angriffslustig zu schreiben versucht, nun war er ein alter Karrengaul geworden, der keine Sprünge mehr wagte. Wenn von den roten Heften die Rede war, meinte er herablassend:

«Jaja... Sehr munter... Sehr frech... Aber was kommt bei dem ewigen unfruchtbaren Nörgeln schon heraus?»

War daran nicht etwas Wahres?

Gestern noch hätte Helmut das zugegeben, wenn man ihn nach seiner Meinung gefragt hätte. Nun aber war er diesem kleinen Manne begegnet, der wahrhaftig nicht wie ein wilder Revoluzzer wirkte. Wieder einmal erlag er der Wirkung eines zufälligen Vorbildes. In die Schilderung der Gerichtsverhandlung brachte er allerlei Anzüglichkeiten und polemische Spitzen hinein.

Nachher sah Helmut, dass vieles gemildert, anderes ganz gestrichen war; darunter ein Absatz, auf den er ein bisschen stolz gewesen war: Über die bedrohliche Selbstaufgabe des Staates... Gern hätte er Radegast darauf aufmerksam gemacht, aber seit der kleinen unangenehmen Belehrung neulich hatten sie einander nicht mehr gesehen.

Bei einem Zusammentreffen im Flur, wenige Tage später, hielt Taschner Helmut auf, als fiel ihm eben etwas ein:

«Da ist heute Abend dieser Vortrag von Thomas Mann. Wäre ganz gut, Hagenow, wenn Sie das übernehmen.»

Mit leicht erhobener Stimme setzte er den Titel hinzu:

« ‚Ansprache an das deutsche Bürgertum.‘ »

Helmut verstand. Das war eine sanfte Rüge. Er sollte abgeschoben werden zu Dingen, bei denen er sich die Finger nicht verbrennen konnte; Mässigung lernen bei einem Grossen.

Doch der Abend brachte turbulente Überraschungen.

Bis auf den letzten Platz war der Beethovensaal gefüllt, als der berühmte Dichter, beifallumrauscht, auf dem Podium erschien.

Helmut hatte die *Buddenbrooks* gelesen und Novellen Manns, nicht aber den *Zauberberg*. Von ungefähr war ihm bekannt, dass die *Betrachtungen eines Unpolitischen* im Kriege als geistreiche Verteidigung preussisch-deutscher Machtträume teils bewundert, teils bitter angefeindet worden waren. Dass der Dichter sich in den letzten Jahren gewandelt hatte, war ihm unbekannt.

Von dem Appell an die Bürger erwartete er etwas wie eine strenge Aufforderung zur Ruhe. Daher war es für ihn sehr überraschend, dass der Redner sich

zu einem mutigen Humanismus, zur demokratischen Ordnung, zur tätigen Verteidigung der Freiheit bekannte.

Das geschah auf gemessene, abgewogene Weise, Thomas Mann war ein vor-
trefflicher Interpret seiner Gedanken, er zog seine Hörer alsbald in seinen
Bann. Bei einigen grimmigen Sätzen gegen die Roheit und Geistfeindlichkeit
der grollenden Unterwelt, gegen die Lauheit der Gebildeten in diesem Lande
dachte Helmut an Ossietzky und Barbara; sie wären mit dem Sprecher ein-
verstanden wie der ganze Saal.

Oder doch nicht der ganze?

Auf einmal nämlich hörte man Hüsteln und Murren. Eine Gruppe breitschul-
triger Herren in sonderbar stramm sitzenden Smokings rief: «Oho! Pfui!»
Dann sprang ein schlanker junger Mensch auf, klemmte sein Monokel heraus-
fordernd ins Auge und schrie mit sich überschlagender Stimme:

«Soll das eine Rede an deutsche Bürger sein?»

Das war das Signal für die klobigen Literaturfreunde. Sie erhoben sich wie
ein Mann und brachen in wüste Schmährufe aus. Ein Teil der übrigen Zuhörer
protestierte, im Nu war der Saal ein Tollhaus.

Nach einer Weile erschien Polizei und beförderte die Krachmacher hinaus.
Thomas Mann hatte sich unterbrochen und in Geduld alles abgewartet. Als
er neu begann, zitterte die Erregung noch in ihm nach, doch rasch hatte er
seine Stimme wieder in der Gewalt.

Der Zwischenfall gab seiner Rede besondere Bedeutung. Er rief alle Gut-
gesinnten auf, wachsam zu sein und, wenn es not tue, für das wahre, ewige
Deutschland zu kämpfen; gegen die Verfälscher, die das Wort Deutsch frevel-
haft missbrauchten. Besonders die Gebildeten wurden beschworen, nicht hoch-
mütig beiseite zu stehen, sondern sich Wert und Würde des Bürgernamens
neu zu verdienen durch tatkräftige Anteilnahme an den Sorgen des ganzen
Volkes.

Lange hielt danach der Beifall an. Freilich, wer dieses gutgekleidete Publikum
unvoreingenommen musterte, der durfte Zweifel hegen, ob die Begeisterung
länger anhalten würde als bis zum andern Morgen. Zudem überschattete die
erlebte Sensation den Sinn des Abends: Überall in der Menge wurde eifrig
von der Störung und ihren Urhebern gesprochen.

«Der Hauptschreier war Arnolt Bronnen.»

«Der Dramatiker? Ich dachte, der wäre links?»

«Sie verwechseln ihn mit Bert Brecht. Bronnen liebt die Knalleffekte um
jeden Preis.»

«Aha! Und deshalb ist er jetzt Intimus bei diesem Dr. Goebbels. Merkwür-
dige Verbindung...»

«Die hat ihm seine Verlobte verschafft, eine halbe Russin oder so was. In der
Klosterstrasse spielt doch jetzt eine Propagandabühne der Nazis.»

«Zur Rettung der wahren deutschen Kunst.»

«Dort ist die Dame engagiert.»

Jemand lachte vielsagend:

«Aha! Vom keuschen Joseph höchstpersönlich, was? Er hat es ja mit den Künsten.»

Helmut hatte gut hingehört. Fast alles war für ihn neu. Er wusste nicht, ob der Klatsch politische Bedeutung hatte. Auf alle Fälle deutete er in seinem Referat einiges davon an. Immerhin fühlte er sich so unsicher, dass er diesmal erst Radegast um seine Meinung fragen wollte.

Der Alte überflog das Manuskript, dann knurrte er:

«Schweinkram! Damit gehn Sie zur *Wahrheit* oder zum *Berliner Herold*.»

So hieszen zwei vielgelesene und geringgeachtete Skandalblättchen.

Gekränkt verteidigte sich Helmut:

«Wenn Goebbels solche Dinge von einem Gegner wüsste, würde er ihn mit vollem Namen in seinem *Angriff* anprangern.»

«Eben. Wir sind immer noch 'n properes Blatt. Hagenow, das wird nischt! Lassen Sie die Finger von der Politik! Davon versteht meine Lina mehr.»

Der Rat war gut. Aber Helmut brachte es nicht über sich, ihn zu befolgen. Zwar, die anstössigen Stellen strich er aus seinem Bericht, aber es wurmte ihn, dass er so offensichtlich von niemandem ernst genommen wurde. Unklar spukten in seinem Kopf Gedanken, die er bei Thomas Mann und Carl von Ossietzky aufgelesen hatte. Er würde es dem Dr. Taschner wie dem alten Sozialisten schon noch beweisen, dass er seinen Beitrag zur Verteidigung des Rechtes leisten könne.

Wäre er ganz aufrichtig gegen sich selber gewesen, dann hätte er hinter alledem die spöttische Stimme einer jungen Frau gehört. Vor Barbara Sander zu bestehen, war sein brennender Wunsch.

Nur Gelegenheit dazu musste er bekommen, darauf wartete er begierig.

Dann verkündeten grelle Plakate der NSDAP:

6. NOVEMBER: HEINES SPRICHT IM SPORTPALAST!

Was das bedeutete, wusste sogar Helmut.

Edmund Heines war unter den vielen zwielfichtigen Gestalten um Hitler eine der fragwürdigsten.

Er war ein Mörder. Und er rühmte sich dessen.

Nach dem Kriege hatte der Friedensvertrag von Versailles die Stärke der kleinen deutschen Armee genau vorgeschrieben. Kommissionen der Sieger überwachten die Innehaltung dieser Vorschrift.

Doch alsbald wurde neben dem offiziellen Heer unter strengster Geheimhaltung ein zweites aufgestellt: Die *Schwarze Reichswehr*.

Hier sammelten sich Landsknechte und Abenteurer, oft abseitig veranlagte Naturen, die sich in der blutigen Romantik verschworener Männerhaufen ausleben wollten.

Unter so vielen entgleisten Existenzen gab es natürlich Denunzianten, die ihre Kenntnisse an deutsche oder alliierte Stellen verkauften. Diese Verräter

verfielen der Feme. Dabei kamen erwiesenermassen auch gänzlich Unbeteiligte um. Als brutaler Vollstrecker solcher Exekutionen tat sich Heines hervor. Nach Jahren wurde ihm das wenigstens in einem Falle nachgewiesen, doch liess das Stettiner Gericht den staatlichen Notstand als Milderungsgrund gelten. Ganze fünf Jahre Gefängnis bekam Heines; schon nach achtzehn Monaten liess die sanftmütige Republik diesen Todfeind gegen Kaution frei.

Er war Mitbegründer der SA. Am missglückten Münchener Putsch hatte er teilgenommen und mit Hitler in Landsberg gesessen. Später liess sein Führer ihn sang- und klanglos aus der Partei verschwinden, nicht etwa als überführter Mörder, sondern wegen mangelnder Disziplin.

Dieser oft erprobte Unmensch, von Gestalt ein Schlagetot, doch mit dem weichlichen Gesicht eines verdorbenen Halbwüchsigen, war seit einiger Zeit stillschweigend wieder unter Adolfs Paladine aufgenommen. Ernst Röhm hatte ihn auf einen der höchsten Kommandoposten der SA gestellt. Zu allem Überfluss war er auch in den Reichstag gewählt worden.

Und dieser Mann sollte nun zum erstenmal in Berlin öffentlich reden. Das war eine gewollte Provokation der republikanisdien, der roten Hauptstadt. Selbst im *Morgenblatt* regte sich etwas wie Kampfesstimmung. Der Chefredakteur veröffentlichte einen flammenden Leitartikel, in dem viel von Moral und Anstand, wenig leider von Taten die Rede war. Immerhin war etwas bemerkenswert: Alle loyalen Staatsbürger wurden darauf hingewiesen, dass einige Tage später das *Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* im selben Sportpalast eine gewaltige Gegenkundgebung veranstalten wolle; da würde Heines die Antwort bekommen.

Das *Reichsbanner*, gegründet als überparteiliche Abwehrorganisation, galt allgemein als sozialdemokratische Schutztruppe gegen SA und Rotfront. Der organisierte Arbeiter führte den Kampf um Säle und Strassen auch für die bürgerliche Demokratie, daran hatte man sich stillschweigend gewöhnt.

Dass der ängstliche Taschner die handfesten Verbündeten herausstrich, war noch niemals vorgekommen.

Helmut fand, das sei zuwenig. Er schlug in einer Redaktionsbesprechung vor, alle Berliner zum Widerstand gegen die braune Anmassung aufzurufen. Abwehrend hob Taschner die Hände:

«Gewalt? – Keinesfalls! Wir sind doch keine Kommunisten! Das ist Sache der Polizei.»

Diese besetzte am Abend der Versammlung tatsächlich die Zufahrtsstrassen rings um den Sportpalast, aber nur, um Zusammenstösse zu verhindern. Heines durfte ungestört reden.

Helmut war es gelungen, in den Riesensaal hineinzukommen. Beklommen erlebte er zum erstenmal den blinden, entfesselten Rausch einer fanatischen Masse.

Am lautesten jauchzte sie, als der Mörder nach neuem Morde rief: «Novembervereblicher, Marxisten, Juden – alle Schufte in Deutschland fühlen

sich jetzt noch sicher. Aber der Tag der Abrechnung kommt! Darauf gebe ich mein Wort als Fememörder ...»

Nachher sangen sie ein Lied, das Helmut noch nie gehört hatte: «*Die Fahne hoch! Die Reihen dicht geschlossen ...*» Draussen brüllten sie den absperrenden Beamten zu: «*Bald wehen Hitlerfahnen über allen Strassen ...*» Die jungen Gesichter unter den Polizeischakos blieben regungslos.

Unter dem frischen Eindruck schrieb Helmut seinen Bericht. Er wurde nicht gedruckt. Taschner war dagegen, so viele Worte zu machen. Totschweigen, das sei die einzig richtige Methode. Bei der *Reichsbanner*-Versammlung könne Helmut ja seinen Pegasus über die politischen Hürden hetzen.

Zum zweitenmal sass er hoch oben unter dem Dach der weiten Halle. So hatte es der Chef gewollt:

«Die Stimme des Volkes aus erster Hand! Die Antwort Berlins! Schildern Sie die Begeisterung der Massen!»

Alles war ganz anders. Sie waren redlich und treu hierher marschiert, Trepptower Monteure, Moabiter Fräser, Tempelhofer Handwerker. Aber waren sie begeistert?

Sie rührten die Hände, wenn wieder ein bekannter Mann der Linken seine Rede beendet hatte. Es gab manchen zornigen Zuruf. Es wurde dann auch gesungen. Es war fast so wie bei den Nazis. Und es war völlig anders.

Da war keine dumpf ergebene Masse, die danach lechzte, vergewaltigt zu werden. Unter Tausenden Gleichgesinnter wollte jeder ein einzelner bleiben, deshalb lehnte er sich ja auf gegen die näher und näher rollende Walze der Tyrannei. Freiwillige brannten darauf, sich einzureihen in eine Armee der Republik. Aber sie waren nicht diese Armee.

Helmut blickte in die müden, braven Gesichter ringsum. In seinem Herzen tauchten verzweifelte Fragen auf. Standen diese da nicht auf verlorenem Posten? Waren die Guten ihrem Wesen nach überhaupt imstande, sich gegen die Bösen zu behaupten? Konnte Recht gegen Unrecht siegreich kämpfen, wenn Kampf Unrecht war?

Er hatte wohl nicht gründlich genug Philosophie studiert, um eine Antwort zu finden. Hilflos dem Zweifel preisgegeben, konnte er nicht mehr tun, als ihn ehrlich auszusprechen.

Taschner las den kleinen Aufsatz und schüttelte bekümmert den Kopf:

«Ich bin enttäuscht, Hagenow. Sie sind ein Wirrkopf. Jeder neue Eindruck schmeisst Sie um. Neulich spielten Sie den wilden Brutus, jetzt machen Sie die Republik madig.»

«Ich denke nicht daran! Ich will, dass wir sie ehrlich verteidigen!»

«Sehr nett von Ihnen. Aber so vergraulen Sie uns ja die Leser. Na, jetzt kommt die Adventszeit, da gibt's hübsche unpolitische Themen für Sie.»

Das war bitter, umso mehr, als es vom Chef kam, den Helmut seit einiger Zeit leise verachtete. Dass die Vorwürfe nicht ganz falsch waren, machte alles nur schlimmer.

Also – zurück zu belanglosen Plaudereien! Ein paar Wochen gelang es Helmut, nicht aufzufallen.

Am 1. Dezember erliess die Regierung eine neue Notverordnung zur *Sicherung von Wirtschaft und Finanzen*. Helmut entsann sich, wie kritisch Rade-gast und Klamke vor Monaten über ähnliche Vorschriften gesprochen hatten. Eben sass er über einer Glosse, die sich mit dem enttäuschenden Weihnachtsgeschäft der Textilbranche beschäftigte. Da ritt ihn der Teufel. Er fügte zwei skeptische Sätze über das neue offizielle Schlagwort *Preissenkung bis zum letzten Verbraucher* ein; das klinge zwar wunderschön, nur merke der kleine Mann nichts davon.

Erst im ausgedruckten Blatt las Taschner diesen Text. Eben hatte *er* von der Verlagsleitung erfahren, dass die Inseratenaufträge beängstigend zurückgingen. Wutentbrannt liess er den jungen Mitarbeiter kommen und putzte ihn herunter wie einen ungehorsamen Buben.

Endlich kam Helmut zu Wort:

«Glauben denn Sie an einen Erfolg der neuen Massnahmen?»

«Darauf kommt es nicht an!» schnaubte der Aufgebrachte. «Wir sind kein Oppositionsblatt! Herunterreissen kann jeder! Damit scheren Sie sich zu den Kommunisten!»

Endlich beruhigte er sich etwas:

«Ich will niemanden so kurz vor dem Fest hinaussetzen. Aber wenn Sie sich nicht gründlich ändern ...»

Noch am selben Tage empfing Helmut eine schriftliche Anweisung: Ab sofort dürfe keine Zeile mehr von ihm erscheinen, die nicht vom Chef oder von einem leitenden Redakteur abgezeichnet worden sei.

Das war die Degradierung in aller Form.

Verbissen brütete er vor sich hin. Jetzt war es Zeit, selber hier Schluss zu machen. Nichts hielt ihn mehr im *Morgenblatt*. Die Arbeit war sinnlos, Freunde hatte er nicht, mit keinem konnte er sich beraten. Es rächte sich, dass er gegenüber Radegast den Beleidigten gespielt hatte. Wie gern liesse er sich jetzt von ihm den Kopf waschen!

Aber am Ende würde er da sogar recht kriegen? Er kannte sich nicht mehr aus, er war so unsicher wie noch niemals. Das kam davon, wenn man ins Wasser sprang, ohne schwimmen zu können.

Ein Dutzend Entwürfe drechselte er mühsam, dann schrieb er in ein paar Zeilen seine Kündigung nieder, Taschner würde sie morgen früh auf seinem Tisch finden.

Als er den Umschlag zuklebte, klopfte es. In der Tür stand der alte Setzer und fragte ganz beiläufig:

«Wie steht's? Gehn wir zusammen nach Hause?»

Es wurde ein langer Abend.

Spätnachts, beim Ausziehen, fühlte Helmut den Brief in der Rocktasche. Er zerriss ihn.

Am Savignyplatz sprang ein jugendlicher Herr aus der Strassenbahn, federnd wie ein Gummiball. Mantel und Sakko standen offen, er trug einen Koffer. Über dem deutlichen Ansatz eines Bäuchleins baumelte ein studentischer Bierzipfel aus der Westentasche.

Er ging auf ein wartendes Taxi zu, wuchtete das Gepäckstück neben den Fahrer und rief im Einsteigen:

«Herder achtundfuffzich!»

Der Mann am Steuer verzog das Gesicht:

«Is det nich 'n bissken weit, Herr Doktor?»

Er bekam keine Antwort und fuhr los. Die Zeiten waren flau, man nahm auch eine Fuhre von sechzig, siebzig Pfennig mit. Die Anrede war nur eine in Berlin allgemein übliche Höflichkeitsfloskel gewesen. Unterwegs äugte er nach dem Anhängeschildchen des feinen Schweinslederkoffers und las: *Dr. jur. W. U. Grautz.*

Tatsächlich ein Doktor? dachte er. Wenn's man stimmte! Als er dann auf das Markstück nicht herauszugeben brauchte, stand sein Urteil fest: Oller Angeber!

So mancher, der Werner Udo Grautz flüchtig begegnete, hätte die beiden schnöden Wörter für einen treffenden Steckbrief erklärt.

Doch er war keineswegs erschöpfend.

Der junge Mann mit der Anlage zur Korpulenz war kein Aufschneider im üblichen Sinne. Was er eben getan hatte, war – um sein eigenes Schlagwort zu gebrauchen – angewandte Lebenstaktik.

In diesem Hause hier hatte er seine Jugend verlebt, unter nicht gerade glänzenden Umständen. Jetzt kam er heim, hoffentlich nur für kurze Zeit, entschlossen, seinen Weg nach oben zu machen. Falls jemand ihn Vorfahren sah, hatte sich der kleine Trick mit dem Taxi ausgezahlt.

Fortwährend darauf bedacht, mit seinen geringen Mitteln einen günstigen Eindruck zu machen, war er zugleich schlau genug, nie zu übertreiben. Es gab da haarscharfe Grenzen zwischen Bluff und Falschspiel. Zum Beispiel wäre es dumme Hochstapelei gewesen, sich vor der Promotion als Doktor anreden zu lassen. Titel waren kein Scherz, die musste man sich redlich erwerben. Hingegen schien es ihm erlaubt, seinem schlichten Namen Werner das auffallende, aber auch wiederum nicht allzu aufdringliche Udo anzufügen. Das liess sich übrigens notfalls mit der Pietät gegenüber einem längst verstorbenen Onkel gleichen Namens begründen.

Vor allem gab es zwei Gebiete, auf denen der bewusste Lebenstaktiker unbedingt korrekt sein musste: die Frauen und das Geld. Da lauerten unsägliche Gefahren, da hatte so mancher zukunftsreiche Mann sich schon unversehens den Hals gebrochen. Werner war kein pröder Puritaner, aber er galt bei

seinen Kommilitonen bald für einen, der leichtfertigen Abenteuern aus Grundsatz abgeneigt war.

In Geldfragen aber kam er durch seine ausgeprägte, fast pedantische Ordnungsliebe sogar zu Ansehen und Würden, die der bescheidene Studiosus sonst wohl nie errungen hätte. Die ganze «*Franco-Silesia*» betrachtete ihn gleichsam als ihren moralischen Blitzableiter, der mit der Altherrenschaft um Spenden, mit erzürnten Vätern um Verzeihung für allzu unbedenkliche Schulden der Söhne verhandeln musste.

Leider war die Verbindung nur eine kleine Bursdienschaft. Zu einem feudalen Korps hatte es eben nicht gereicht, damit musste Werner sich abfinden. Er wusste frühzeitig, dass es nun einmal Untersdiiede gab. Nur Narren lehnten sich dagegen auf, kluge Leute rechneten damit.

Der Bau der Gesellschaft war unübersehbar kompliziert. Nie wusste man ganz genau, in welcher Etage man sich eben befand. Noch ganz unten, schon hoch oben? Entscheidend war, dass man weiter und weiter hinaufgelangte; wenn möglich im Fahrstuhl, sonst eben zu Fuss, Stufe um Stufe. Man durfte sich nicht schonen.

Andere natürlich auch nicht, wenn sie einen dabei behinderten. Und hier stellte sich ihm nun ein unerwartetes Hindernis in den Weg: sein eigener Charakter.

Der Lebenstaktiker war nämlich nur in der Theorie ein unbedingter Draufgänger. Wenn es hart auf hart ging, mangelte ihm die Rücksichtslosigkeit. Werners flotte Schmissee und sein kokettes Bürstenbärtchen erweckten falsche Vorstellungen. Dahinter verbarg sich sein starkes Empfinden für Anstand, das er selbst zuweilen für eine Schwäche hielt.

Dies alles hatte eigentlich nur ein Mensch mit seinem böartigen Blick durchschaut: Hugo Unschein. Die beiden waren Gespielen von frühester Jugend an. Es war fast unvermeidlich, dass der Ärmere den Verwöhnten beneidete: um seine schönen Spielsachen, seine gutbelegten Schulbrote, sein reichliches Taschengeld.

In späteren Jahren wurde aber gerade diese Kameradschaft mit einem Bessergestellten zum Exerzitium, bei dem Werner die Prinzipien seiner Lebenstaktik entdeckte und einübte. Allmählich fiel ihm der Verzicht auf jede Missgunst immer leichter, je mehr er sich dem andern moralisch überlegen fühlte. Es konnte nicht ausbleiben, dass er es ihn zuweilen fühlen liess.

Zum letztenmal war das vor Jahr und Tag geschehen, als Hugo in Erlangen ein kurzes, wenig rühmliches Gastspiel als Student gab. Er hospitierte bei der «*Franco-Silesia*», zu einer Aufnahme kam es aber nie.

Nachts, nach einer Trinkerei, wollte er Werner durchaus dazu bringen, an einem erotischen Abenteuer teilzunehmen, das er durch recht schäbige Kniffe vorbereitet hatte. Als er damit abblitzte, fuhr es ihm heraus:

«Du wirst nie wissen, ob du ein Schuft oder ein Tugendbold sein willst.»

Werner Grautz öffnete die Tür unter dem Ladenschild *Papierwaren*. Die heisere Klingel schepperte, die Inhaberin sah flüchtig auf, in nächsten Augenblick hing sie am Halse des Sohnes:

«Ach, mein Jungchen – warum hast du nicht telegraphiert?»

«Ich wollte dich überraschen, Muttchen.»

«Du hast doch bestanden?»

«Selbstmurmelnd. Cum laude.»

«Doktor der Jurisprudenz – wenn dein Vater das noch erlebt hätte.»

Dicke Tränen rollten ihr über die Wangen. Werner dachte daran, dass er den frühverstorbenen Vater kaum gekannt hatte. Er klopfte ihr den Rücken und meinte, zum Weinen sei doch kein Grund, eher zum Feiern.

Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. Werner war eben nie für das Gefühl gewesen, genau wie ihr Mann, der selige Kanzleirat. Aber recht hatte er schon, gefeiert sollte werden, sie hatte seit Tagen allerlei vorbereitet.

Diebeiden sassen gegen Abend im kleinen Wohnstübchen beisammen. Sie wollte wissen, ob er nun eine Weile Ferien machen wolle nach der vielen Arbeit.

«Nee, Muttchen, das kommt später. Wenn wir's geschafft haben. Ich habe ein paar Empfehlungen an wichtige Leute, gleich morgen will ich mit den Besprechungen beginnen. Wenn alles auch nur halbwegs klappt, dann hole ich dich hier bald heraus. Für immer.»

Sie wiegte den Kopf:

«Jaja – davon hast du ja oft geschrieben. Findest du meinen Laden wirklich so schlimm? Komm, ich will dir etwas zeigen.»

Sie führte ihn hinüber, machte Licht und erläuterte:

«Schulhefte und Bleistifte, überhaupt den ganzen Papierkram führe ich nur noch so nebenbei. Die Hauptsache ist – das da. Die Kultur.»

Sie sprach das Wort bedeutsam aus, fast ergriffen.

Er sah auf einem Regal handgeschnitzte Teller, Keramiktierchen und dergleichen Kunstgewerbe. Auf einem andern standen in langer Reihe populäre Frauenromane, Biographien berühmter Männer, Verbände von Caesar Flaischlen und ähnliche Bücher. Darüber an der Wand hingen Sinnsprüche in altertümlichen Lettern und ein Buntdruck nach Böcklins *Toteninsel*.

«Sehr hübsch», sagte Werner.

Das war nicht geheuchelt, im Grunde gefielen ihm die Erzeugnisse ganz gut, sie gaben einem das Gefühl, an irgendeinem höheren Leben teilzuhaben.

Doch zugleich erinnerte er sich leider, dass diese Dinge heutzutage über die Schultern angesehen wurden. Da gab es lebhaftere Strömungen, eine herausfordernde Kunst, eine umstrittene Literatur, er hatte wenig genug davon kennengelernt. Aber das wenige genügte, um ihn gegen den eigenen Geschmack misstrauisch zu machen. Nun, auch dies war ein Gebiet, auf dem er sich umschauen würde. «Wirklich, sehr hübsch», wiederholte er.

Hakenkreuz. Recht verblüfft griff er nach den Heften und las die Titel: *Weg mit den roten Bonzen! – Brechung der 'Zinsknechtschaft! – Der Jude – Deutschlands Totengräber.*

«Woher hast du denn das?»

«Von einem jungen Mann, der früher hier im Hause arbeitete. Er ist bei der SA, weisst du – prachtvolle Jungens sind das, Werner. Du wirst sie ja kennenlernen.»

«Tja, Muttchen – seit wann gibst du dich mit Politik ab?»

In ihrer Stimme war auf einmal ein leiser Trotz:

«Das muss heute jeder. Willst du etwa nicht, dass unser Land wieder frei und gross wird wie früher?»

«Natürlich – aber ob nun gerade die Nazis...»

«Was hast du gegen sie?»

Das hatte Werner sich selbst schon oft gefragt. Viele Kommilitonen waren in der NSDAP, fast gehörte das schon zum guten studentischen Ton. Doch schien ihm, es seien nicht eben die Strebsamsten, die am Marschieren und Agitieren ihre Freude hatten. Überhaupt wurde er den Verdacht nicht los, dass sich allerlei fragwürdige Elemente in den braunen Formationen zusammenfänden. Aber er war sich da nicht sicher; auch hätte es keinen Sinn, seine Bedenken genau zu begründen, deshalb gab er nur die kurze Antwort: «Sie liegen mir nicht.»

Die Mutter war etwas betroffen:

«Schade. Denk dir, der Sanitätsrat sagt das auch.»

«Oh – Onkel Brake?» Es war ihm lieb, das Thema abzubrechen: «Dem müsste ich eigentlich gleich guten Tag sagen.»

«Tu das, Jungchen. Du verdankst ihm so viel!»

Das war keine Übertreibung.

Der Arzt hatte, selbst mit drei Kindern gesegnet, den vaterlosen Werner früh unter seine Fittiche genommen. Er verschaffte dem fleissigen Jungen einen Freiplatz im Gymnasium; später ebnete er ihm den Weg in die eigne alte Burschenschaft, fest davon überzeugt, auch einem begabten jungen Manne stünde die Welt nur offen, wenn er das bunte Band trug.

Das traf auch im demokratischen Deutschland von 1930 noch durchaus zu. Brake empfing den jungen Couleurbruder herzlich, ein alter Kognak kam zum Vorschein, es wurde auf das bestandene Examen angestossen. Dann gab es mancherlei Erkundigungen nach der *Franco-Silesia*, nach gemeinsamen Freunden. Das Telefon klingelte, der Sanitätsrat musste noch zu einem Patienten. Beim Abschied fiel ihm ein:

«Du kommst gerade noch zurecht, um am Sechsten mit dabeizusein.»

«Bei was?»

«Kennst du dieses Schandbuch *Im Westen nichts Neues?*»

«Hab' mal drin geblättert. Ich lese kaum Romane.»



Vier, fünf, zuletzt sechs Millionen OHNE LOHN UND BROT: So verloren sie den Glauben an Recht, Staat und Demokratie . . .



Provokationen ...

Sinnlose Opfer . . .





ALLTÄGLICHE BILDER!

MEPHISTO ALS PROPHET



Er droht . .



Er beschwört ...

Er verkündet...
Die Macht und die Herrlichkeit
des kommenden Dritten Reiches





So sollte es kommen:
Aufbruch der nordischen Edelmenschen ...

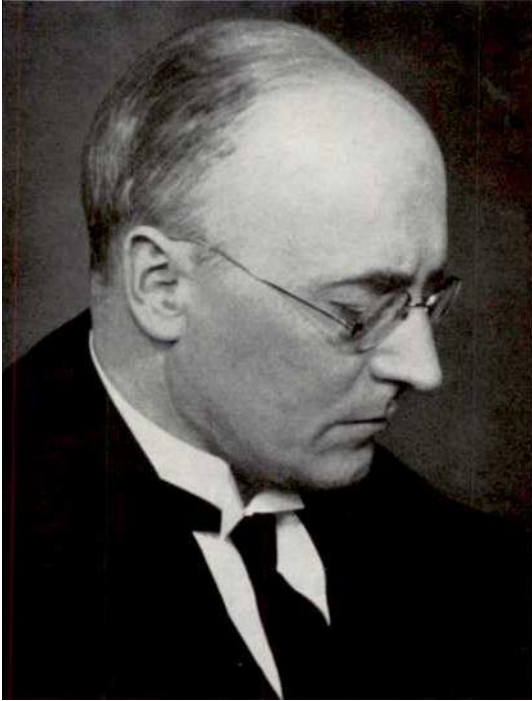


September 1930: 107 Abgeordnete
der NSDAP im Reichstag –
Juli 1932 sind es 230

DAS BRAUNHEMD
WAR VERBOTEN –
DOCH
DIE ABGEORDNETEN
WAREN IMMUN...

Gregor Strasser: Bis 1932 Hitlers
grosser Rivale





Heinrich Brüning: Christ, Gewerkschaftler, alter Frontoffizier – von Hindenburg berufen und verraten



Wilhelm Groener, General und Demokrat – auf verlorenem Posten

ZWEI VERTEIDIGER DER REPUBLIK:
EHRENWERT UND ZU SCHWACH...



VIER HAUPTSCHULDIGE:
OHNE SIE HÄTTE HITLER
NIE G E S I E G T.

Alfred Hugenberg, der «Silberfuchs»



Franz von Papen, Herrenreiter über Hürden

Dr. Hjalmar Schacht, der Ratgeber



Oskar von Hindenburg – der «in der Verfassung nicht vorgesehene Sohn des Reichspräsidenten»



Dr. Werner Best: Juristischer Experte
Hitlers

Wilhelm Ahegg (Staatssekretär),
Albert Grzscsinski (zeitweise Innen-
minister, dann Berliner Polizeipräsi-
dent), Carl Severing, (Innenminister):
Sie suchten vergeblich die demo-
kratische Ordnung in Preussen zu
retten





Kurt von Schleicher, General, Wehrminister, zuletzt Reichskanzler. Mächtig im Zwielficht der Intrigen – schwach im Besitz der Macht: so lähmte er den Widerstand der republikanischen Kräfte



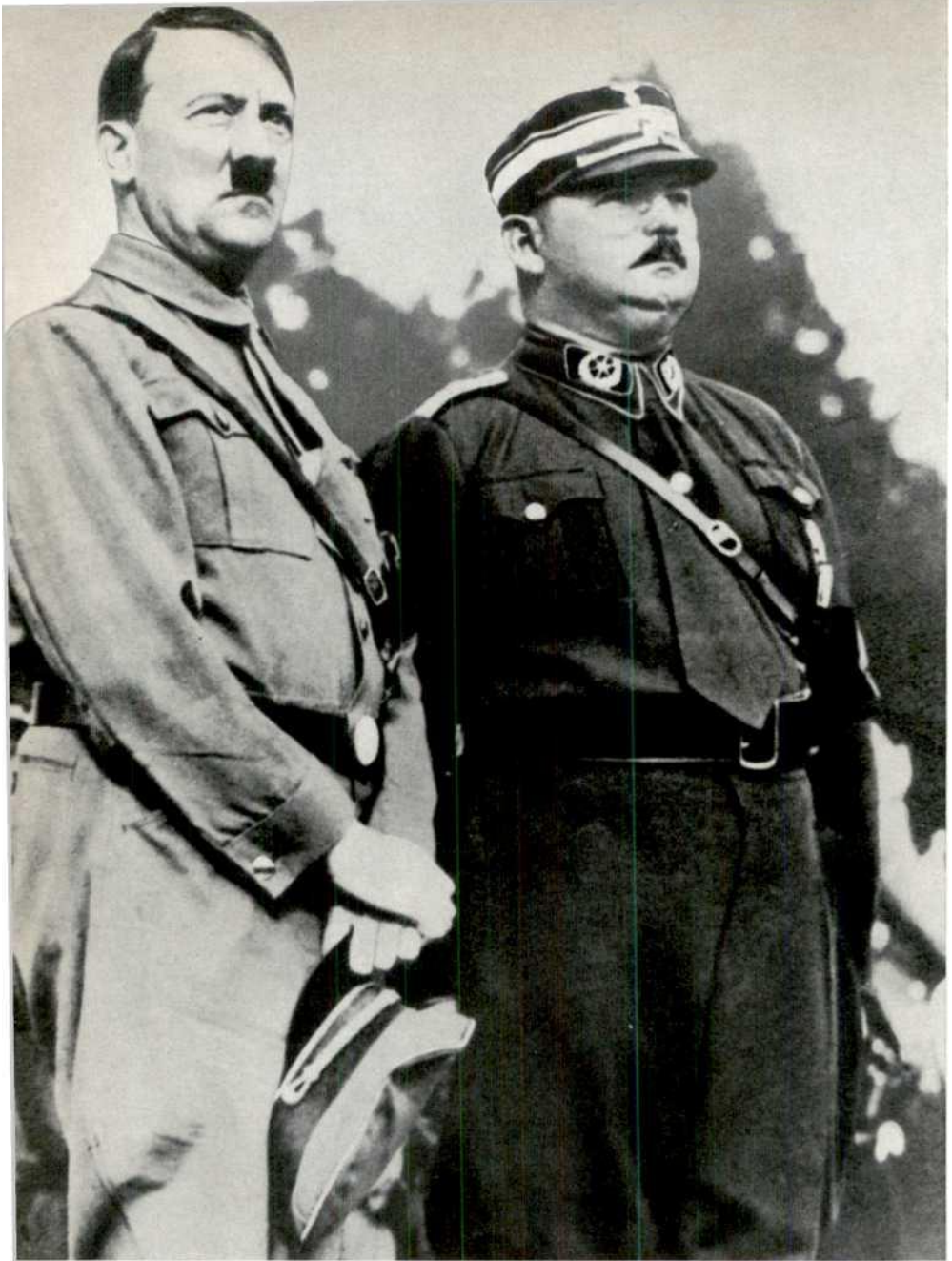
EINSAM UND UNVERMÄHLT –

Geli Raubal, Hitlers Nichte und grosse Liebe



DOCH KEIN FRAUENFEIND

Winifred Wagner, eine der zahlreichen Gönnerinnen



ZWEI FREUNDE – SCHEINBAR UNZERTRENNLICH...
Doch 1934 starb Ernst Röhm auf Hitlers Befehl.

DIE TREUESTEN DER TREUEN...
AUCH SIE WURDEN HINGERICHTET:

Heines 1934, gleich Röhm. Graf Helldorf
1944, nach dem 20. Juli. – Heinrich
Himmler, zuletzt abtrünnig, endete im Mai
1945 durch Gift.



Von links:
v. Ullrich, Heines, Himmler, von Epp, Röhm, Graf Helldorf.

...DURCHS LAND DIE TROMMELN GEHN...»

Sie riefen Hitlers gläubige Jugend zu Sieg und Glück –
zehn Jahre später dann in den Tod ...

Die Schmisse in Brakes Gesicht liefen rot an:

«Das ist kein Roman, das ist ein dreckiges Pamphlet. Dieser Remarque zieht alles in den Schmutz, was uns heilig ist: Ehre, Vaterland, Heldentod. – Und jetzt wollen uns die Amerikaner das Zeug auch noch im Film servieren. Aber das lassen wir alten Soldaten uns nicht bieten. Nationale Verbindungen, schlagende Verbände, alles macht mit.»

«Was wollt ihr tun?»

«Wir haben Karten aufgekauft. Es wird protestiert und gepfiffen, bis sie abbrechen müssen. Eins sage ich dir: Diesmal dürfen uns die Nazis nicht beschämen.»

«Tun sie das sonst?»

«Dieser Herr Hitler», grollte Brakes Stimme, «tut, als habe er alles nationale Gefühl gepachtet. Na, wir werden ihm zeigen, dass wir auch noch da sind. Du bist dabei?»

«Natürlich.»

Ganz so natürlich fand Werner das nicht mehr, als er sich von dem alten Bundesbruder am Haustor verabschiedet hatte und in Ruhe nachdachte.

Was war hier eigentlich los?

In seinem Denken hatte die Politik bisher wenig bedeutet. Selbstverständlich war man ein deutscher Burschenschafter. Aber nun musste erst einmal ein Platz im Leben erobert werden. Darüber hatte er kein Wort mit Brake gewechselt. Statt dessen wollte der ihn auf den Kriegspfad führen, gegen irgendeinen dämlichen Pazifistenfilm. So etwas lief sich doch von allein tot... Und was war mit der kleinen, schüchternen Mama geschehen, dass sie sich für die braunen Hemden begeisterte? Er hatte keine Lust, zu ihr zurückzugehen. Was anfangen mit dem Rest des Abends?

Hugo fiel ihm ein, der Leichtfuss war vielleicht genau der rechte Gefährte, und jedenfalls kannte er sich in Berlin aus. Manches mochte von ihm zu erfahren sein.

Das Dienstmädchen bei Unscheins öffnete, bat ihn, im Korridor zu warten. Dann hörte er streitende Stimmen, im Salon war eine heftige Auseinandersetzung im Gange, die Werner ungewollt zum grossen Teil mit anhören musste. Es ging um Hugos Schuldenmacherei. Der stets nachsichtige Vater wollte beschwichtigen, doch diesmal setzte sich die grollende Mutter durch. Sie war ausser sich. Vier Kinder zu ehrlichen Menschen erziehen, sollte der Jüngste als Betrüger im Gefängnis enden? Frau Maria stellte ein Ultimatum: Im März würde Hugo achtundzwanzig. Fände er bis dahin keinen Beruf, dann führe er nach Übersee, aber diesmal nicht zum Vergnügen, sondern im Zwischendeck, um auf einer Estanzia ihrer Verwandten zu arbeiten. Und damit basta! Es wurde still, eine Tür fiel zu.

Hugo erschien, quälte sich beim Anblick des Jugendfreundes eine forschende Begrüssung ab. In seinem Zimmer klappte er dann zusammen und beklagte sein Schicksal.

Werner gab ihm einen Rippenstoss und riet, da es ja offenbar ernst sei, ausnahmsweise einmal an Arbeit zu denken.

Das wollte er ja, maulte Hugo und erging sich über allerlei unklare Projekte. Vom Barocktheater war die Rede, von einem Dramaturgenposten, den ihm ein Bekannter verschaffen könne, der erfolgreiche Autor Arno Zepernik. Übrigens schreibe der neuerdings auch Filme und wolle Hugo als Mitarbeiter heranziehen, denn dafür hätte dieser eine ausgesprochene Ader.

Na also, dann sähe man ihn nächstens als Krösus.

«Und bis dahin? Ohne Startkapital kannst du nirgendwo was werden. Und das kriege ich von Papa nie mehr.»

Werner war das Jammern satt, er stand auf und rief betont burschikos:

«Dann bleibt nur der klassische Ausweg: ein reicher Goldfisch.»

Das war so hingesagt. Hugo griff es sogleich ernsthaft auf: «Du bist ja ein Hellseher. Genau das werde ich tun. Ich heirate, ehe sie mich hier hinaussetzen.»

«Sieh mal an. Wer ist, wenn man fragen darf, die Auserwählte?»

Werner kannte solche Gespräche bis zum Überdross aus seiner Verbindung, sie liessen ihn gleichgültig. Hugo zog ein geheimnisvolles Gesicht:

«Rate mal. Du kennst sie.»

«Hm ... Vielleicht die kleine Baroness vom vorigen Winter?»

Er deutete zur Decke hinauf. Hugo wollte sich vor Lachen ausschütten:

«Susi? Du lieber Himmel! Die ist froh, wenn sie ihre Miete für die fette Prachvogel zusammen hat.»

«Dann weiss ich nicht...»

«Ich helfe dir. Auch hier im Haus...»

«Was denn?» Werner fuhr auf: «Etwa die kleine Schrinitzer?»

Hugo nickte, stumm und vergnügt.

«Aber – das geht doch nicht!»

«Warum? Ach so – euer heiliger Bundesschwur.»

Hugo persiflierte:

«Niemand ein jüdisches oder farbiges Weib berühren! Na, daran fühle ich mich nicht gebunden. Du vielleicht?»

«Lass das!» Werners Ton war scharf. Verwirrt suchte er nach dem rechten Wort. Am liebsten hätte er gerufen: Für dich viel zu schade, du Lümmel! Hugo schwatzte:

«Was tun? In der Not frisst der Teufel Fliegen.»

«Wo ist der Witz dabei?» Werner hatte sich gefangen: «Ich meine: die Marie, der Zaster? Die Plumeaux vom ollen Schrinitzer sind doch nicht gerade eine Goldgrube.»

«Nur keine Sorge, Leonore hat selber genug. Sie verdient klotzig mit irgendwelchen verrückten Modesachen, sogar die Zeitung hat drüber geschrieben. Ausserdem weiss ich's natürlich von ihr selber.»

«Aha. Ihr seid euch einig?»

Hugo grinste überlegen:

«Ein Wort von mir genügt. Du weisst doch, sie wartet nur auf mich.»

«Ich erinnere mich.» Werner brach auf: «Dann also: Weidmannsheil und Sieg! Wenn du dich partout unter die Töchter Sems mischen musst – wir sind ja keine Nazis.»

Die Mutter wartete auf ihn. Er schützte Müdigkeit vor, wirklich fühlte er sich wie erschlagen. In seinem alten Jungenbett packte ihn die Scham: Warum hatte er sich auf diesen schnöden Ton eingelassen? Ja, er selbst hatte diesen Eid nun einmal abgelegt, und er gedachte, ihn zu halten. Dennoch, das Bild der sanften, freundlichen Leonore stand vor seinem Blick.

Aber schliesslich – was ging ihn das alles an?

Morgen begann das Leben, sein Leben. Alles andere war unwichtig.

Am 6. Dezember bekam Brake eine kurze Nachricht von Werner: Zu seinem aufrichtigen Bedauern sei er durch eine dringende und unaufschiebbare Verabredung verhindert. Er wünsche allen Erfolg bei der Protestaktion.-Das war enttäuschend. Ärgerlich fuhr der Arzt abends allein zum Nollendorfplatz.

Der war in weitem Umfange abgesperrt. Die Polizei liess nur Besitzer von Eintrittskarten durch, nicht, ohne jeden zu kontrollieren auf die auffällig-unauffällige Manier, die man, je nachdem, ärgerlich oder erheiternd finden kann. Brake ärgerte sich.

«Eine Schande!» knurrte er einen Schupowachtmeister an: «Sie waren doch bestimmt im Felde? Und da schützen Sie so ein Machwerk?»

«Gehn Sie bitte weiter!» sagte der Beamte ungerührt.

Im Foyer nickte der Arzt dem und jenem Gleichgesinnten zu.

Man tauschte leise, aufmunternde Bemerkungen:

«Die werden sich wundern.»

«Heute sollen uns die Nazis nicht beschämen.»

Dann sass er drinnen auf seinem Parkettplatz. Es lag eine ungewisse Spannung über dem Saal. Noch einmal tastete er nach der Trillerpfeife in seiner Tasche. Die hatte er vorhin aus dem Schrank seines Jüngsten stibitzt, Friedel war nicht zu Haus, weiss der Himmel, wo der sich wieder herumtrieb.

Es kamen noch fortwährend Besucher herein, als die Lampen erloschen.

Zuerst wurde ein kurzer Kulturfilm gezeigt, dann die Wochenschau: Noch immer eine kleine Sensation, da sie seit wenigen Monaten als Tonfilm lief. Man sah und hörte die erregte Menge bei einem Stierkampf, das Murmeln einer Prozession, die gurgelnden Wasser einer Überschwemmung.

Für einen Augenblick wurde es nochmals hell. Der Saal war nun überfüllt, einzelne drängten sich in den Seitengängen, vergeblich suchten die Platzanweiserinnen sie unterzubringen, es schien da einige Verwechslungen zu geben. Wieder Dunkel, und nun leuchtete der Vorspann auf:

UNIVERSAL-FILM-CORPORATION ZEIGT:

IM WESTEN NICHTS NEUES ...

NACH DEM ROMAN VON ERICH MARIA REMARQUE

Im selben Moment begann es.

Zuerst wurde nur eine Ecke unruhig. Rasch breitete sich von dort ein Raunen, Füßescharren, Zischen aus. Nun die ersten Pfiffe. Manche lachten, andere forderten Ruhe.

Plötzlich ertönten schrille weibliche Schreckensrufe. Einige Damen waren aufgesprungen, drängten überstürzt aus den Reihen, schüttelten ihre Röcke.

Brake verstand nicht, was vorging. Er selbst war noch nicht dazu gekommen, sein Instrument zu benutzen. Inzwischen liefen oben auf der Leinwand die ersten Bilder des Films. Aber man hörte nichts, der Lärm im Saale übertönte schon alles.

Es wurde hell.

Durch alle Türen kamen Polizisten, die bereitgestanden hatten, um Störenfriede zu ergreifen. Aber sie fanden keine.

Doch da wiederholte sich das Kreischen, eine Frau sprang wie in Todesangst auf ihren Sitz. Jetzt verstand jeder, was sie schrie:

«Hilfe! Hier sind Mäuse!»

Hemmungsloses Gelächter verschluckte den Rest ihrer Worte. Und wirklich, da sauste ein kleines weisses Ding zwischen den Beinen eines Polizisten hindurch. Der stand mit seinem Gummiknüppel recht hilflos da; was sollte er tun als selbst mitzulachen? Der Fall war in keiner Dienstanweisung vorgesehen. Einzelne Leute begannen, Jagd auf die Tiere zu machen. Andere erhoben Einspruch gegen die Tierquälerei. Zu den Ärgerlichen, die sich allmählich durchsetzten, gehörte jetzt auch Brake. Er war um seine eigene Demonstration gegen den Schandfilm gebracht worden.

Doch da wurde es wieder dunkel, Direktor Brodnitz hatte angeordnet, noch einmal mit dem Film von vorn zu beginnen. Dazu kam es nicht mehr. Eine erboste Männerstimme rief: «Jetzt habe ich Sie! Hier! Diese Dame lässt die Biester los!»

«Sie unverschämter Lügnerr!» empörte sich eine Frau mit auffallendem Akzent, dann überschüttete sie den Beleidiger mit einem Schwall teils russischer, teils deutscher Kernworte.

Diesmal wurde es sofort wieder hell. Alle sahen jetzt die Dame, eine bildhübsche, etwas mollige Person. Es entwickelte sich eine groteske Szene. Sie schien mit den Fäusten auf ihren breitschultrigen Nachbarn losgehen zu wollen; der wiederum suchte die von neuem im Saal erscheinende Polizei auf die Übeltäterin aufmerksam zu machen. Andere mischten sich ein. In greif-

lichem Irrtum zogen die Beamten erst einmal den wild protestierenden Mann zur Tür hin.

Dort sass Helmut Hagenow, der das Ganze ziemlich amüsiert beobachtet hatte. Jetzt aber stutzte er: An den Polizisten vorbei drängte sich Arnolt Bronnen in den Saal, klemmte sein unvermeidliches Monokel ein, erkannte die Dame und eilte zu ihr. Dabei rief er unterdrückt:

«Olga! Ich habe dich so gebeten ... Komm! Sofort!» Er zog sie mit sich, sie schüttelte sich jetzt vor Lachen: «Es war prrrrchtvoll! Alle haben Angst vorrrr kleine Tierrrchen – der Doktorrrr wirrrrd serrrrr zufrrrrrieden sein!»

Das war sie also, diese Verlobte des Dichters. Aber die Idee zu dem Spektakel stammte nicht von ihm, sondern aus einem gefährlicheren Kopf.

Der Dr. Goebbels fuhr zur gleichen Zeit in einem offenen Auto die Umgebung des Nollendorfplatzes ab.

Für ihn bedeutete das Spiel mit den weissen Mäusen nur ein kleines Störmanöver. Ihm ging es um mehr: um die Herrschaft auf den Strassen Berlins. Und damit um die eigene Geltung innerhalb seiner Partei.

Goebbels war sich vollkommen klar darüber, dass der engere Kreis der alten Hitler-Paladine ihn nicht für voll nahm. Er war nicht beim Marsch zur Feldherrnhalle dabeigewesen. Er hatte überhaupt niemals marschieren können. Er war ein Krüppel.

Sein linkes Bein war schwach und verkürzt, als Folge einer unglücklichen Operation in Kinderjahren. Das war keine Schande. Aber es wurde zu einer Gefahr, als er sich einer grausamen Lehre verschrieb, die den unbedingten Wert des starken, stolzen Körpers verherrlichte.

Damals beging er die Torheit, etwas von einer Kriegsverletzung anzudeuten; gelegentlich auch von einer brutalen Misshandlung, die er während der Ruhrbesetzung angeblich durch die Franzosen erlitten hätte. Zu leicht waren solche Flausen zu widerlegen, rasch gab er selbst sie auf.

Aber es gab Leute, die davon wussten. Und vor allem: Diese sinnlose Aufschneiderei hatte ihm die eigene Unsicherheit bewiesen. Die brannte in ihm weiter, die trieb ihn zu unglaublichen Anstrengungen. Schreibtisch und Rednerpult waren Schlachtfelder, auf denen er den Röhm und Heines, den Göring und Strasser überlegen war. Und doch – wie gern hätte er den Schlägern gezeigt, was er vermochte!

Heute endlich war es soweit. Heute würde er seinen Führer endgültig davon überzeugen, dass er, nur er, der rechte Mann sei, die rote Festung Berlin zu stürmen.

Zum erstenmal fühlte der kleine Doktor sich als Feldherr. Und seine Männer erkannten ihn an. Aus allen Bezirken waren die SA-Stürme angerückt, unterwegs hatte sich viel junges Volk angeschlossen. Unter den Tausenden war auch Friedel Brake, begeistert schrie er beim Auftauchen des Autos:

«Heil Hitler! Heil unserm Doktor!»

Mit strahlendem Lächeln winkte der kleine Mann im hellen Regenmantel zurück. An diesem Abend endlich war er ganz mit sich zufrieden.

Überall flammten die Zusammenstösse auf.

Am Winterfeldplatz ballte sich die Masse und grölte der Polizeikette ihre Kampflieder entgegen. Vergebens forderte ein Offizier zum Auseinandergehen auf. Eine Hundertschaft räumte den Platz, alles stob in die Nebenstrassen; aber kaum war die Polizei abgerückt, sammelte sich die SA von neuem.

Nun drangen Trupps bis an den Noliendorfplatz vor. Dort dröhnte ein starker Motor, ein unförmiges Kastenauto rollte langsam heran, fast wie ein Panzer anzusehen. Ein dünnes Rohr richtete sich auf die Demonstranten, und plötzlich peitschte ein starker Wasserstrahl mitten in die gedrängten Reihen. Manche wurden umgeworfen, Hunderte bis auf die Haut durchnässt von der neuen Waffe der Polizei, dem Wasserwerfer.

Doch dieses eine Ungetüm konnte nicht überall sein, und wer erst einmal nass war, machte sich nicht mehr viel daraus, noch zweimal, dreimal getroffen zu werden. Immer von neuem lebten die Kundgebungen auf, bis tief in die Nacht.

Sie wiederholten sich am nächsten Abend. Zugleich wurden im Filmtheater Stinkbomben geworfen.

Gespannt verfolgte ganz Berlin den Ausgang des Feldzuges, der um einen Film entbrannt war.

Zwei Tage später erklärten mehr als hundert Kinobesitzer, die den Remarquefilm zum Nachspielen gemietet hatten, dass sie von ihren Verträgen zurückträten. Dabei beriefen sie sich auf das Eintreten höherer Gewalt. Der Verleih gab bekannt, er würde klagen, um die Innehaltung zu erzwingen.

Diese Absicht war am 12. Dezember überholt. An diesem Tage verbot die Preussische Regierung, deren massgebende Männer Sozialdemokraten waren, den Film *Im Westen nichts Neues*. Wegen Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit.

Die Strasse hatte gesiegt. Goebbels hatte gesiegt. Stolz rühmte er sich in der Schlagzeile seiner Zeitung:

IN DIE KNIE GEZWUNGEN!

Helmut war ausser sich. Es fiel ihm schwer, den Mund zu halten. Diesmal murrtten auch andere im *Morgenblatt*, wo nur ein paar flaue Zeilen gegen das Verbot erschienen. In der Redaktionskonferenz wurde Taschner auf die heftigen Proteste hingewiesen, die tagelang im *Tageblatt*, in der *Voss* und anderen grossen demokratischen Zeitungen erschienen.

Unmutig winkte er ab:

«Wir sind ein kleines Blatt. Hinter uns steht kein Pressekonzern. Und die treten auch noch kürzer – das sage ich Ihnen heute schon.»

Diesen Ausspruch konnte Helmut lange nicht vergessen.

Da stimmte doch irgend etwas nicht.

Am selben Abend, da Goebbels die weissen Mäuse als Hilfstrupp der SA ins Gefecht schickte, sass Dr. Werner Grautz bei einem solennen Essen in der altberühmten Weinstube von Niquet, nahe dem Gendarmenmarkt.

Sein Gastgeber war ein massiger Vierziger, dessen vertrauenerweckende Rotweinbacken nur oberflächliche Beobachter darüber täuschen konnten, wie listig seine Schweinsäuglein in die Welt glitzerten.

Diesen Direktor Hecht hatte Werner am Tage nach seiner Ankunft aufgesucht, wohlversehen mit bundesbrüderlichen Empfehlungen. Hecht war der Jurist im Vorstand einer mittleren Druckerei, die sich in Familienbesitz befand. Seit Generationen wurden hier Kataloge und Modehefte hergestellt. Über die Methoden, mit denen der zunehmenden Krise zu begegnen sei, war er mit seinen Vettern und Onkeln aneinandergeraten, im Frühjahr wollte er ausscheiden. Es wurde ein tüchtiger junger Syndikus gesucht. Werner bewarb sich. Man fand allseits Gefallen an ihm. Und er musste in dem Posten einen Glückstreffer sehen. Hinzu kam, dass in diesem Hause offensichtlich Politik keine Rolle spielte. Das war ihm lieb, er war seit dem ersten Abend hellhörig geworden.

Hecht schien in diesem Punkte ähnlich zu denken. Jedenfalls heute Abend plauderte er bei Schildkrötensuppe und Hasenrücken nur über die angenehmen Dinge des Daseins. Freilich war auch noch kein Wort über Werners Vertrag gefallen. Er nahm an, die Mitteilung vom Abschluss solle ihm als eine Art Dessert serviert werden.

Aber es kam anders.

Der Mokka war getrunken, eine zweite Flasche Pommard entkorkt, da rückte Hecht neben seinen Gast und begann mit gedämpfter Stimme zu sprechen. Zunächst betonte er nachdrücklich sein Vertrauen zum Farbenbruder. Er würde völlig offen reden, auf die Gefahr hin, missverstanden zu werden. Nach einer wirkungsvollen Pause schoss er die Frage ab: «Sag mal: Wie stehst du politisch?»

Das kam so überraschend, dass Werner nur ein paar Redensarten von nationaler Würde und Verpflichtung stammeln konnte.

Der Ältere liess ihn sich abstrampeln, sagte dann kühl: «Also uninteressiert. Ausgezeichnet. Mir geht es genauso. Was natürlich nicht bedeutet, dass ich Politika für unwichtig halte. Nun, nachdem ich weiss, dass du in dieser Hinsicht keine Illusionen hast, kann ich dir mitteilen: Du wirst, bitte, den Vertrag mit meiner Firma nicht abschliessen.»

Werner fiel aus allen Wolken. Jovial klopfte ihm der Ältere die Schulter: «Pardon für den kleinen Schock. Alles halb so wild. Ich habe Besseres für dich in petto, viel Besseres.»

Er trank gemächlich aus, schenkte neu ein und entwickelte nun in aller Ruhe:

Die Zukunft gehöre nun einmal den Konzernen. Das seien in seiner Branche drei: Ullstein, Mosse, Scherl. Die beiden ersten kämen für ihn nicht in Betracht. Blicke Scherl, also Hugenberg. Dorthin habe er erfolgreich seine Fühler ausgestreckt.

Wieder ein langer Schluck, er lehnte sich zurück.

«Zuerst war meine Idee, unsere Bruchbude bei Scherl einzubringen, als Tochterunternehmen oder so. Da hättest du meine lieben Verwandten sehen sollen. Ich habe mit Menschen- und Engelszungen geredet. Half nischt. Wollten nicht 'ran an den Speck, nicht ums Verrecken. Bitte – dann eben verrecken. Aber ohne mich. Ich gehe zu Hugenberg. Mein alter Vertrag enthält keinerlei Konkurrenzklausele. Ich bin frei, mit allen Kenntnissen und Beziehungen.»

Er prostete Werner zu:

«Beispielsweise denen zu dir. Ich kann es unter so trüben Umständen nicht verantworten, dass ein lieber Bundesbruder erst bei unserem Pleiteunternehmen einsteigt. Ich nehme dich also mit, vielmehr, ich schicke dich voraus. Du kannst dich morgen in der Zimmerstrasse vorstellen, alles ist bestens arrangiert. Na?»

«Das ist – sehr freundlich gedacht», würgte Werner mühsam heraus. Ihm war nicht wohl, so viel Kaltschnäuzigkeit war in seiner Lebenstaktik nicht vorgesehen.

Hecht las ihm seine Empfindungen vom Gesicht ab und lachte breit:

«Jaja – Intrigant! Verrät die eigene Sippe! Du musst noch lernen, deine achtbaren Gefühle zu verbergen.»

Verlegen räusperte sich Werner:

«Ich wollte keine Kritik üben ...»

«Sollst du aber! Deshalb will ich dich in meiner Nähe haben.» Er goss den Rest des Weines ein: «Du musst meine Gründe verstehen – und damit kommen wir zur Politik. Ich rechne auf lange Sicht. Diese Republik geht früher oder später zugrunde. Das steht für mich fest. Die einzige Frage ist: Was kommt dann?» Seine Hand zerkrümelte einen Brotrest: «Wer nicht richtig liegt, wird einfach zerrieben. Nun, so schwer ist die Wahl nicht. Die Entscheidung fällt zwischen ganz rechts und ganz links. Da ist Hitler immer noch das kleinere Übel. Er ist ein grässlicher Prolet, aber vielleicht kann man ihn zähmen. Und vor allem ist er auf uns angewiesen. Er wird Köpfe brauchen, wenn er regieren will. So denkt auch mein künftiger Chef, der olle Silberfuchs – Geheimrat Hugenberg. Der schlaueste Mann in Deutschland. An ihn halte ich mich.»

«Das alles – ist sehr interessant», meinte Werner vorsichtig.

Der Kopf wirbelte ihm, Hecht trank aus und lachte:

«War ein bisschen viel auf einmal für dich – überschlafe es. Morgen oder übermorgen reden wir weiter. So, und nun kein Wort mehr davon.» Er stand auf: «Wir fahren noch in die Kaiserallee, auf eine Party. So heisst das jetzt bei feinen Pinkeln.»

Werner ärgerte sich, dass über ihn verfügt wurde:

«Ich weiss nicht – bei wildfremden Leuten einfallen, ohne Besuch gemacht zu haben ...»

«Dein Kommentar in allen Ehren, in Berlin wirst du ihn dir ein bisschen abgewöhnen müssen.» Er nahm Werner beim Arm: «Es gibt für unsereinen sehr verschiedene Schlachtfelder. Solche formlosen Gesellschaften sind heute Trumpf. Du ahnst nicht, was für Leute man da trifft und wie leicht man sie kennenlernt. Halt die Augen offen!»

Werner befolgte den Rat. Und an einem einzigen Abend lernte er durch Beobachtung mehr für seine Lebenstaktik, als er sich in Jahren zurechtgelegt hatte.

Das Haus, in welches er kam, gehörte dem Inhaber einer Ausstattungsfirma. So war es auch eingerichtet, die Räume quollen über von Sesseln, Teppichen, Gobelins. Weit mehr als hundert Menschen drängten sich, bis in die tiefe Nacht kamen und gingen die Gäste.

Hecht machte Werner mit ein paar Leuten bekannt und überliess ihn dann sich selber. Anfangs fühlte er sich wie der kleine Provinzler in der Metropole. Das also war jenes sagenhafte Berlin W, wo Karrieren gemacht und beendet wurden.

Bald merkte er, wie einfach es war, Bekanntschaften zu machen; gewiss konnte man sie ebenso leicht wieder vergessen, und so wurde er sicherer. Und dann schwamm er munter mit in diesem Menschaquarium, wo Zierfische und Raubfische einander ungeniert beglotzten und beschnupperten, umwarben und wohl auch die Zähne zeigten, um weiterzugleiten, als sei nichts geschehen.

Es geschah auch nichts Besonderes.

Denn an diesem Orte herrschte Waffenstillstand, selbst zwischen sonst unversöhnlichen Feinden.

Es standen stockkonservative Adlige neben sozialistischen Parlamentariern, ein wilder kleiner Anarchist diskutierte heftig mit einem monokelbewehrten Offizier; selbst ein eingefleischter Judenfeind schwieg für Minuten, als ein bekannter jüdischer Strafverteidiger in seine Nähe trat.

Zwar spürte auch ein Unerfahrener, wieviel Spannungen in der Luft lagen; hier war man duldsam, aber wo würden sie ausgetragen werden? Mancher mochte die Unvoreingenommenheit für Freiheit halten, aber wie lange noch? Wer würde dann den andern auffressen?

Werner erinnerte sich der nüchternen Erwägungen, die Hecht angestellt hatte, und fühlte sich eingeweiht. Es war nicht schwer zu erraten, wer eines Tages zu den Opfern gehören würde.

Wie er durch die Menge schlenderte, war es ihm kaum möglich, hinter den Gesichtern den Beruf und die Bedeutung der einzelnen zu schätzen. Der grosse Arzt sah kaum anders aus als der erfolgreiche Börsenkönig; der Lyriker schob sein Boxerkinn vor sich her, den Kopf eines hohen Beamten zierte

eine Künstlermähne, und das smarteste Jobbergesicht gehörte einem Bildhauer, dessen zarte Plastiken derzeit das Entzücken aller Salons bildeten.

Und erst die Damen... Da kannte Werner sich überhaupt nicht mehr aus. Es sassen etwa auf einer Rundbank ein paar Wesen, bunt und laut wie exotische Vögel, so extravagant stellten Kleinstadtpiesser sich die Halbwelt Berlins vor – doch jede der Schönen trug einen ehrbaren Namen. Die kindliche Zwanzigerin hingegen, die mit schmucklos-glattem Haar in schlichtem Tuchkleid dahinschritt wie eine Komtesse aus dem Marlittroman – sie hatte schon ein paar Vermögen von Liebhabern durchgebracht. Es hiess, sie sei zum letztenmal hier, auf kurzem Urlaub aus Davos.

«Dort wartet unweigerlich der klassische Tod der Kameliendame auf sie. Das macht sie für diese morbide Bande natürlich nur noch begehrenswerter.» Eine melancholische Stimme hatte das Werner zugeflüstert. Sie gehörte dem Gönner Hugo Unschens, dem Autor Arno Zepernik. Das war ein merkwürdiger Kerl, Werner wurde nicht aus ihm klug.

Mit sanftem Hundeblick sagte er die bösesten Spöttereien gegen die Welt, in der er so viel Erfolg hatte. Noch bitterer freilich zog er über sich selber her. Sie kannten einander keine fünf Minuten, da hatte Werner schon gehört, dass der Schriftsteller sich selbst hasse, als einen lebensunfähigen Zwitter, wie er sagte.

Zepernik war Jude und hochdekoriertes Kriegsoffizier. Und auf beides stolz. Er lebte von albernen Lustspielchen, und seine Leidenschaft waren schwierige Studien über Mathematik und Philosophie, mit denen er nie zu Ende kam. Beider Tätigkeiten schämte er sich gleichermassen, und doch sprach er fortwährend von ihnen.

Diese Sorte zwiespältiger Menschen kannte Werner noch nicht. Je mehr er sich umsah, desto öfter begegnete er ähnlichen Widersprüchen.

Da standen etwa zwei Herren in einer lebhaft streitenden Gruppe. Der eine, in leitender Stellung bei einem Elektrokonzern, verteidigte fanatisch die Erlösung der Menschheit durch die proletarische Revolution. Der gutaussehende junge Mann ihm gegenüber war ein begabter Bühnenmaler. Er arbeitete für jüdische Theaterleiter, und zu gleicher Zeit entwarf er aus purer Begeisterung Fahnen und knalligen Saalschmuck für die Partei Hitlers, der er angehörte. Offenbar wussten alle von diesem Leben auf doppeltem Boden. Und niemand nahm daran Anstoss. Sogar Werner fand so viel Gleichgültigkeit fast unheimlich.

Er atmete auf, als er einen Mann traf, der für ihn ein klarer Begriff war und der seine Meinung unzweideutig sagte. Das war der ehemalige Major Adolf Stein.

Nach dem Kriege war er unter die Journalisten gegangen. Jeden Donnerstag stand seine Berliner Wochenchronik in einem Scherl-Blatt. Viele Provinzzeitungen druckten sie nach. Alljährlich wurden die Aufsätze von einem stramm nationalen kleinen Verlag zu einem Bande gesammelt.

Gezeichnet waren sie mit dem Pseudonym *Rumpelstilzchen*. Dieser Name aus den Märchen der Brüder Grimm bedeutete ein paar Jahre lang die vielleicht grösste publizistische Macht in Deutschland.

Die blendend geschriebenen Leitartikel etwa eines Theodor Wolff im *Berliner Tageblatt* hielt das Ausland für massgebend; Ossietzky, Tucholsky und andere glänzende Federn der Linken waren bei hunderttausend Gleichgesinnten in Berlin und ein paar Grossstädten bekannt. *Rumpelstilzchen* aber lieferte für Millionen das Bild vom roten Sündenbabel an der Spree, von der nichtswürdigen Hauptstadt der Korruption.

Er machte das sehr geschickt. Sein wöchentliches Ragout mischte er aus Theaterbericht und Sportreportage, sinkendem Sektumsatz und steigendem Arbeitslosenelend; Wellenbadzauber und die Wahl einer Schönheitskönigin fehlten nicht. Gern war er sentimental, manchmal gab er sich auch ein bisschen mondän und erotisch anzüglich – gerade so viel, wie eben noch an einem Familientisch erlaubt war. Sein Stil war flott und hemdsärmelig, bald bieder, bald weltmännisch. Sein Humor stammte aus dem kaiserlichen Kavalleriekasino. Nie vergass er eine kleine Prise scharfen politischen Pfeffers; herablassende Bemerkungen etwa über die schlechten Tischmanieren eines Ministers oder über die unvorteilhafte Figur einer Dame aus östlichen Kreisen, die eben besser nicht auf den Tennisplatz ginge...

Deftig aber und grollend wurde sein Ton, wenn er einen Skandal servierte und sich geniesserisch über alle wirklichen oder vermuteten Hintergründe verbreitete. Zwar war das Nötige über solche Millionenschieber wie Barmat oder Sklarek in jeder Zeitung zu lesen; *Rumpelstilzchen* verstand es, seine Leser glauben zu machen, er sei der einzige Kämpfer für Sauberkeit und Recht weit und breit.

Bei alledem kam es ihm auf eins allein an: Die elende Republik der Novemberverräter musste so lange verächtlich gemacht werden, bis sie stürzte. Und dann? Dann kam das *Dritte Reich*. Darunter verstand der schreibende Major allerdings etwas völlig anderes als die Nazis, denen dieser unwillkommene Bundesgenosse immer verdächtig blieb.

Er meinte damit schlicht und einfach die Rückkehr der Hohenzollern auf den Thron. Das war sein Wunderrezept gegen alle Übel der Zeit. Es war das Rezept Hugenberg's. Daher galt in dessen Reich Stein als ein kleines Genie.

In den sogenannten führenden Häusern des offiziellen und halboffiziellen Berlin aber duldeten man auch diesen Gegnei als Gast. So war er heute wieder auf Jagd nach wirkungsvollem Stoff, ganz unverhohlen. Inzwischen war die Kunde von den weissen Mäusen am Nollendorfplatz auch hierher gedrungen. Die meisten lachten nur darüber. Der Major aber äusserte ungehindert seine Befriedigung, dass endlich einmal die guten Elemente tatkräftig gehandelt hätten.

Werner sagte sich, dass es ihm also nicht im mindesten geschadet hätte, wenn

er dabeigewesen wäre. In diesem Augenblick entschloss er sich, das Angebot anzunehmen. In dieser Gesellschaft brauchte man nicht vorsichtig zu sein. Später konnte man immer noch zurück, alle Möglichkeiten blieben offen.

Er suchte nach Hecht, um ihm Bescheid zu sagen. Da schob sich auf einmal alles zum Eingang hin, ein Gedränge entstand.

Es erschien, begleitet von ein paar Getreuen, der Dr. Goebbels. Er sah sich mit dem strahlenden Lächeln eines Siegers um. Der Hausherr begrüßte ihn, gemessen, doch mit deutlichem Respekt. In der dichten Menge ringsum reckten die Frauen die Häse. Ein paar unwillige Zurufe wurden nun hörbar, aber sonst geschah nichts. Wieder nichts.

Plötzlich war Hecht da, nahm Werners Arm:

«Muss dich dem grossen Mann vorstellen!»

Er sagte dann etwas zu Goebbels, was Werner nicht hören konnte. Er bekam einen Händedruck. – Merkwürdig, wie weich, beinahe weiblich sich diese Hand anfühlte! Er blickte in zwei dunkle, scharfe Augen, war einen Moment lang verblüfft von einem Munde, dessen Ausdruck zwischen Tatkraft und Empfindsamkeit rasch wechselte, während er gleichgültige Worte hinsagte. Auf dem Heimweg dachte er: War ganz hübsch, das noch mitzukriegen. Nicht allzu wichtig...

Binnen weniger Wochen war Werner Grautz in seiner neuen Umwelt heimisch.

Zunächst wurde er einem Zentralbüro im Scherlhause zugeteilt. Danach würde er mancherlei andere Abteilungen, dann auch angegliederte Unternehmen durchlaufen müssen, bis er den gehörigen Überblick über das mächtige Imperium erworben hätte, dessen Untertan er nun geworden war.

Bald machte er merkwürdig Beobachtungen.

Da gab es Redakteure und leitende Angestellte mit unverkennbar jüdischem Namen. Sie dienten den nationalen Absichten des Hauses genauso treu wie ehemalige Kapitänleutnants. Bei der UFA und anderen Schwesterfirmen sollte diese Mischung noch viel auffallender sein.

Ebensowenig aber schadete es einem Gefolgsmann des kaiserfrommen Geheimrats Hugenberg, wenn er eine Neigung für die Ideen Adolf Hitlers verriet. Im Gegenteil, es kamen da zuweilen Rundschreiben, die Mässigung, ja geradezu unauffällige Hilfestellung gegenüber der NSDAP anempfahlen. In *Rumpelstilzchens* populärer Wochenmusik erklangen an Stelle spöttischer Klarinettenöne immer häufiger schrille antisemitische Trompetenstösse.

Jener innere Widerspruch, den Werner als ein Berliner Lebensgesetz begriffen

zu haben meinte, galt offenbar auch hier. Gehörte das vielleicht zur politischen Strategie des Chefs? Der genoss einen fast legendären Ruf übermenschlicher Schlaueheit.

Sogar Hugenbergs äussere Erscheinung trug dazu bei. Er war mit seiner unmöglichen Borstenfrisur, mit Sekretärsbrille, Seehundsschnauzbart und dem Cutaway im Schnitt von 1910 eine Figur von monumentaler Komik. Doch die übertriebene Maskierung wirkte auf bescheidene Gemüter, vom Unternehmer bis zum Werkmeister, das Zutrauen von Millionen Kleinbürgern war diesem Biedermann vorläufig sicher. Hatte der eingewurzelte deutsche Vaterkomplex seine Erfüllung in Hindenburgs massiger Holzgestalt gefunden, so appellierte Hugenberg an andere Idealbilder: er sah aus wie der zuverlässige Beamte, der einen leitete, wie der liebevoll-strenge Oberlehrer, der einen an die Hand nahm.

Freilich sollte es nur noch zweier Jahre der rasch steigenden Not bedürfen und ein anderer würde, mit fanatischem Blick und wirrer Stirnlocke, alle deutschen Wunschräume noch viel wirksamer erfüllen: indem er sie überschrie! Davon ahnte man im Reiche Hugenbergs noch nichts. Den Mann mit dem schwarzen Bärtchen hielt man für einen brauchbaren Zutreiber, der schon zur rechten Zeit an die Kandare genommen werden konnte.

Hugenberg selbst war nur selten sichtbar. Ihn nahm die Führung seiner Deutschnationalen Volkspartei in Anspruch, die ihm immer wieder streitig gemacht wurde. Frondierende altkonservative Agrarier zwar ordneten sich meist bald wieder unter. Störender waren Gruppen jüngerer Politiker, die sich für Deutschland einen modernen, wendigen Konservatismus nach dem britischen Vorbild wünschten. Doch wenn ein Disraeli auf der deutschen Rechten je eine Chance gehabt haben sollte, dann gewiss nicht jetzt, da Hugenberg den Kurs bestimmte. Hinter dem einstigen Kruppdirektor standen Industrie und Kapital. Das Bestehende sollte verteidigt werden, dazu hatte er die Macht erhalten. Und zielbewusst baute er sie immer weiter aus. Kernstück blieb der Scherlverlag. Den *Lokalanzeiger* hatte einst Wilhelm II. als einziges Blatt täglich gelesen. Es hatte sich nicht verändert, war aber durch die knalligere *Nachtausgabe* wirksam ergänzt worden. Die brave, alte *Woche* befriedigte das Vergnügen an illustrierter Aktualität, wobei Manöver und Stapelläufe unauffällig bevorzugt wurden. Selbst der mondäne *Silberspiegel* betonte in seinen Berichten über Mode, Sport und Gesellschaft gern die nationale Tradition. So wurde auf vielerlei Art die Erinnerung an bessere Zeiten wachgehalten und deutlich Abstand von den derzeitigen Zuständen genommen. Doch das alles war nicht die Macht selbst. Die lag anderswo.

Zum Beispiel bei der UFA. Jeder wusste, dass dieser grösste deutsche Filmkonzern mit Ateliers, Produktionen, Verleih und riesigem eigenem Theaterbesitz zu Hugenbergs Reich gehörte. Weit unbekannter blieben zwei andere Provinzen, die ALA und TU hiessen.

Die ALA war die grösste Anzeigenagentur. Das Inseratengeschäft verschaffte Einfluss, insbesondere auf kleine, finanzschwache Blätter; daher bedeutete diese Bastion Hugenbergs mindestens soviel wie die Herrschaft auf dem Filmmarkt. Die TU aber, die *Telegrafunion*, war neben dem amtlichen *Wölfischen Telegraphenbüro* der grösste deutsche Nachrichtendienst. Auch die liberale und sozialistische Presse musste beide abonnieren, wenn sie vollständig informiert sein wollte.

Aber gibt es überhaupt die reine Information? Schon in der Auswahl von Meldungen und Berichten kann sich eine Meinung äussern, ganz abgesehen von der Aufmachung.

Und nun sass hier ein erklärter Feind der Republik an der Quelle, wo jede Nachricht gefiltert und hergerichtet werden konnte, ehe sie als scheinbar vollkommen sachliches Tatsachenmaterial hinausging.

Dagegen konnte der erfahrene Redakteur sich bei einiger Umsicht schützen. Ganz unauffällig aber, und deshalb unendlich gefährlicher, war der Maternendienst des Scherihauses, eine wahre Geheimwaffe Hugenbergs. Höchstens ein paar tausend Wissende übersahen, um was es dabei ging.

Mater heisst Mutter. Im Pressegeschäft aber wird die Mater oder Matrize leicht genug zu einer bösen Stiefmutter der Wahrheit. Ein fertig abgesetzter Artikel, eine ganze Zeitungseite wird «gematert», das heisst, in feuerfester Pappe wird ein Abdruck gemacht. Dieses Negativ braucht man später nur mit flüssigem Metall auszugiessen – und kann drucken. Dazu ist kein Journalist, kein Redakteur, kein Setzer mehr nötig.

Schon immer besorgten sich kleinere Blätter einen Teil ihres Textes durch ein Maternabonnement bei grossen Verlagen; vor allem das Feuilleton wurde so bereichert. Jetzt aber, mit der zunehmenden Wirtschaftsnot, gingen immer mehr Provinzzeitungen dazu über, auch Politik und Wirtschaft auf diese bequeme, billige Methode zu erledigen. Hugenberg erkannte die Chance, sein Materndienst wurde zu konkurrenzlos niedrigem Preis geliefert.

Da nahm nun der ostpreussische Bauer sein Kreisblättchen zur Hand und las einen Text, der in der Berliner Zimmerstrasse fabriziert war. Der Abonnent in Franken regte sich auf, wenn der Stadtanzeiger die unerhörte Meinungs-diktatur der volksfremden Demokratenpresse Berlins anprangerte; die Entlarvung war vom einzigen Monopol geliefert worden, das es wirklich gab: von Hugenbergs Materndienst.

Noch bestand die Republik. Die Ansichten ihrer Bürger aber wurden grossenteils von einem Todfeinde der Demokratie bestimmt. Gewiss, es gab die Presse der Arbeiterparteien; aber die wüteten gegeneinander, und die Frau zu Haus wollte neben *Vorwärts* und *Roter Fahne* ihr Lokalblatt haben. Es gab den Rundfunk, der sich angestrengt um Unparteilichkeit bemühte; wenn aber Lehrer und Richter, Beamte und Angestellte den farblosen Abendkommentar mit dem energischen Leitartikel der Ortszeitung verglichen, dann glaubten sie zu wissen, wer recht hatte.

Wahrhaftig, der Geheime Finanzrat Alfred Hugenberg hatte sein Volk bei der Hand genommen – wohin würde er es führen?

Von alledem begriff der junge Dr. Grautz in diesen Monaten mehr und mehr. Ihn überwältigte das Ausmass der Macht, an der er seinen kleinen Anteil hatte. Der würde grösser werden, das war sein fester Entschluss. Er war eifrig, fleissig, geschickt. Er gönnte sich kein privates Leben mehr.

Nur als Ende Februar die Einladung zu Hugos Hochzeit mit Leonore kam, da sagte er doch zu.

Die Feier verlief recht nüchtern.

Es gab zwischen den beiden Familien kaum Berührungspunkte. Leon Schritznitzer schaute etwas bekümmert auf seinen Liebling, er hätte Leonore einen ganz andern Ehemann gewünscht. Aber sie war nun so selbständig geworden ...

Ihre Mutter sass meist stumm in einer Ecke und schüttelte leise mit dem Kopf.

Franz Friedrich Unschein suchte sich aus der Affäre zu ziehen, indem er von fremden Erdteilen erzählte. Das machte leider wenig Eindruck auf die jungen Schnösel und die etwas undurchsichtigen Damen, die Hugo ziemlich wahllos zusammengeladen hatte.

Frau Maria zog sich bald nach der Trauung zurück. Sie sah in dieser Heirat Flucht vor der Verantwortung für das eigene Leben.

Damit hatte sie recht. Hugo übertäubte die innere Unsicherheit, indem er sich mächtig aufspielte. Zu seinem Kummer hatte sich Arno Zepernik mit einem netten Telegramm aus Italien entschuldigt. Doch die Verbindung mit dem Barocktheater war zustande gekommen, dort hospitierte Hugo nun im dramaturgischen Büro, was er als einflussreichen Posten hinstellte.

Mehrmals schleppte er Gäste vor das Haus und führte ihnen stolz den Sportwagen vor, den Leonore gekauft hatte. Von ihr stammte fast alles, auch die Dreizimmerwohnung in der *Künstlerkolonie* beim Breitenbachplatz, die beide nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise beziehen wollten.

Die Einrichtung besorgte Barbara Sander, die nun selbst Leonores Atelier übernahm. Immer wieder hatte sie in letzter Zeit versucht, die Freundin von ihrer Heirat abzubringen. Vergeblich, Leonore wehrte alle Warnungen mit sanfter Hartnäckigkeit ab. – Sie sei ganz sicher, dass Hugo sich nun völlig ändern würde.

Offenbar sah sie in dieser Ehe eine Aufgabe, eine Pflicht, von der nichts sie abbringen konnte ausser eigenen, schlimmen Erfahrungen.

Bei Tisch sass Barbara neben Dr. Grautz. Mit einem Blick hatte sie seine Erscheinung abgeschätzt, er behagte ihr wenig. Zum Überfluss erwähnte Hugo dann Werners Stellung im Scherlhaus. Von da an tauschte sie nur noch die unvermeidlichen Höflichkeitsfloskeln mit dem Nachbarn.

Ihre abweisende Art machte ihn betroffen. Ihr Profil, wie aus braunem Holz

geschnitten, war ihm sogleich aufgefallen. Immer wieder sah er sie von der Seite an. Merkwürdig, sie wirkte so stark auf ihn, obwohl sie ganz und gar nicht sein Typ war. Aber mit einer Statue liess sich keine Unterhaltung beginnen. Enthielt womöglich dieser amazonische Kopf ein Spatzenhirn? Unsinn. Gerade törichte Frauen schwatzen doch gern. Es musste etwas anderes dahinterstecken, er würde es schon noch herausbekommen.

Doch nach dem Essen war Barbara wie vom Erdboden verschluckt. Er suchte sie vergebens. Erst am Abend sah er sie wieder, als ein Teil der Gäste hinüber ins Atelier zog und dort weiterfeierte. Es kamen noch neue Besucher, unter ihnen Helmut Hagenow; wie Leonore lächelnd sagte, eigens für die Freundin eingeladen, die von jenem abendlichen Streitgespräch berichtet hatte.

Helmut war begeistert über die Wiederbegegnung. Bald sass er mit Barbara in einer Ecke, sie verbissen sich in heftige Dispute. Ein dritter griff ein, ein junger bebrillter Mensch namens Dell, der sich in jedem zweiten Satz als einen überzeugten Kommunisten bezeichnete.

Die Fronten wechselten fortwährend. Man sprach über Remarque, dessen Buch Barbara viel zu zahm fand.

Dell stimmte zu. Gerade deswegen sei es genau das richtige für einen Ullsteinschen Riesenerfolg: ein schlagendes Beispiel dafür, was in der kapitalistischen Ordnung der Künstler in Wahrheit bedeutete, dessen Freiheit stets so rührend verkündet werde. Kunst sei eben ein Machtmittel der Klassen und weiter nichts.

Lebhaft widersprach Barbara. Alle geistigen Entscheidungen würden immer nur von einzelnen getroffen und kämen dann erst der Allgemeinheit zugute. Auf diese Entscheidungen selbst hätte die Masse, die Politik, die Macht nicht den mindesten Einfluss.

«Das ist heller Unsinn!» rief Dell böse.

Eben in diesem Augenblick stand Werner neben der Gruppe, aufgebracht mischte er sich ein:

«Wie sprechen Sie zu einer Dame?»

Die beiden Männer schauten sich verdutzt um, Barbara aber lächelte sarkastisch auf:

«Du lieber Himmel – der Lokalanzeiger kommt mir zu Hilfe!»

Ohne weiter auf Werner zu achten, stürzte sie sich wieder ins Wortgefecht. Ihm war plötzlich alles klar. Da sass eine Gegnerin. Bei ihr galt nicht jener zynische Gleichmut, jene lässige Duldsamkeit, die er letzthin so oft erlebt hatte. Hier wurde Partei genommen. Aufmerksam hörte er weiter zu.

Der Streit ging nun um die Beziehung zwischen Politik und Kunst. Helmut erging sich in hoffnungsvollen Tiraden: Könnte die Menschheit nicht allmählich durch zunehmende Teilnahme am Schönen auf eine höhere Stufe gelangen?

Dell brummte:

«Kunst hat nicht schön zu sein, sondern wahr.»

«Meinetwegen. Auch zur Wahrheit kann man Menschen erziehen.»

«Wie denn?» fragte Barbara. «Vielleicht mit Gewalt?»
«Weshalb nicht?» fragte Dell. «Die Sowjetregierung erzieht das Volk zur Schönheit der Wahrheit.»
«Phrasen!» rief Barbara.
«Eins ist sicher», überlegte Helmut, «oft waren Gewaltherrscher die grössten Förderer der Künste. Das kann sich wiederholen.»
«Danke. Was dabei herauskommt, habe ich neulich gesehen.» Barbara wurde sehr schroff: «In München hat mir ein Kollege gezeigt, was dieser Hitler aus dem alten Palais Barnow gemacht hat. Sein Braunes Haus ist der Traum eines Stukkateurs. Teutonisches Rokoko – Diktatorenbarock ...»
Unwillkürlich klatschte Werner Beifall:
«Ich bewundere Ihre Formulierungen, Fräulein Sander. Aber man muss doch sagen...»
«Muss man?»
Sie sah ihn herausfordernd an, er verhaspelte sich:
«Ich meine – im Prinzip –, wenn ein Politiker sich überhaupt mit Kunst abgibt, ist das doch verdienstlich – oder ...?»
«Zweifellos.» Ihre Stimme war schneidend: «Die Verdienste des Herrn Hugenberg um seine Ufa sind sicher ebenso bedeutend wie an seiner Ufa.»
Er zog es vor, nichts zu erwidern.
Die anderen hatten das kurze Duell kaum beachtet. Helmut wandte sich eifrig der Idee zu, man müsse Hitlers Dilettantismus öffentlich lächerlich machen.
«Völlig zwecklos!» knurrte Dell. «Viel wichtiger wäre es, herauszukriegen, woher der Kerl das viele Geld hat.»
Barbara züchte die Schultern:
«Vermutlich von Hugenberg. Oder denen, die ihm nahestehen.»
Da wendete Werner sich ab.
Und in dieser Nacht, in vielen folgenden Nächten schlief er unruhig. Immer wieder musste er daran denken, dass dieses schauerhafte, wunderbare Mädchen im selben Hause wohnte.

Woher stammten Hitlers Gelder wirklich? Das fragten immer öfter die Gegner. Auch bei seinen Getreuen regten sich manche Zweifel. Das gleiche Elend, das in diesem Winter Zehntausende junger Arbeitslose in die SA trieb, brachte manchen erprobten Kämpfer zum Nachdenken. Was waren die wirklichen Pläne ihres Führers, der kostspielige Ämter errichtete und Braune Häuser baute, der die Revolution proklamierte und immer wieder seine Legalität beteuerte?

Otto Strasser, ein alter Paladin, hatte ihn schon im vergangenen Sommer zwingen wollen, Farbe zu bekennen. War er noch Sozialist? Oder nur noch Schutzmann der Weltordnung, die seit 1914 Bankrott gemacht hatte? Die Fragen blieben in tagelangen Auseinandersetzungen unbeantwortet, Strasser musste die Partei verlassen.

Die Unruhe schwelte weiter. Jetzt brach sie von neuem aus, bei den aktivsten Teilen der alten Garde. Der OSAF OST, der Oberste Sturmabteilungsführer östlich der Elbe, machte sich zum Sprecher der Zweifelnden und Enttäuschten. Und dieser ehemalige Hauptmann Walter Stennes war ein Haudegen, der kein Blatt vor den Mund nahm.

Er nannte seinen Führer eine launische Operettendiva. Das war toll genug; peinlicher noch, dass er behauptete, diese liebevolle Bezeichnung gelegentlich aus dem Munde des Dr. Goebbels gehört zu haben.

Doch die Krise in der NSDAP war nicht nur ein Streit zwischen rivalisierenden Unterführern. Sie lag von Anfang begründet im Wesen der ganzen Bewegung, die behauptete, sie habe alle politischen und sozialen Gegensätze zu einer neuen, grossen Idee verschmolzen.

Was 1921 in den fünfundzwanzig Punkten des Parteiprogramms verkündet wurde, war in Wahrheit ein heilloses Durcheinander, so recht den wirren Köpfen derer entsprungen, die später als geistige Väter der ungeistigen Lehre galten: des lebensfrohen Morphinisten Dietrich Eckart, des spintisierenden Dilettanten Gottfried Feder und des deutschrussischen Halbintellektuellen Alfred Rosenberg. Gescheite Leute gaben sich viel Mühe, die inneren Widersprüche in diesem Katechismus deutscher Erneuerung nachzuweisen. Unnütze Mühe, er sollte sich von selbst erledigen und zum guten Teil niemals verwirklicht werden, auch nicht, als Hitler die Macht dazu hatte.

Eigentlich konnte man schon dem blossen Namen der Partei ablesen, wie zusammengekleistert ihr angebliches Programm sein musste. «*Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei*»: das war ein Kalb mit vier Köpfen. Und doch lebte es, allen Gesetzen der politischen Biologie zum Trotz, es wuchs, es sollte um ein Haar die Welt verschlingen, bis nach seinem grauenvollen Ende viele, die an sein tausendjähriges Dasein geglaubt hatten, die schreckliche Missgeburt für ein Phantom erklären würden.

Wie entstand es? Zuerst durch eine Art Irrtum. Hinter dem Aufstand von 1918 gegen Krieg, Monarchie und Rüstungskapital schien eine tiefe Sehnsucht des Volkes zu stehen. Da fanden die ewig Gestrigen, die ersten neuen nationalistischen Grüppchen es besser, sich hinter der zugkräftigen Parole Sozialismus zu verstecken. Nicht lange, und es stellte sich heraus, das war gar nicht nötig gewesen, die Deutschen waren gar kein revolutionäres Volk. Sie waren in ihrer Mehrzahl Kleinbürger, die Ruhe haben wollten und durch die Ankündigung sozialer Experimente nur verschreckt wurden. Alte Sozialdemokraten und Kommunisten liessen sich mit der Schwindelparole sowieso nicht täuschen. Industrie und Kapital aber wurden nur unnötig verärgert

durch die scheinbare Radikalität der NSDAP und hielten lange die Taschen zu.

Für den zur Macht strebenden Hitler war sein ganzer angeblicher Sozialismus zum drückenden Ballast geworden. Nach hundert flammenden Reden konnte er ihn nicht einfach über Bord werfen, es gab immer Idealisten, die darauf hereinfielen, durch die Krise würden es wieder mehr werden. Man half sich mit der Erfindung eines besonderen deutschen Sozialismus, dem die marxistischen Giftzähne gezogen waren. Bei dieser Schönheitsoperation assistierten beide Brüder Strasser kräftig, da lagen ihre vorübergehenden Meriten in Hitlers Augen. Schliesslich aber wurde das ganze Programm lästig. Man liess es nach und nach in der Versenkung verschwinden.

Dafür, dass dies absichtlich geschah, gab es seit einiger Zeit einen unzweifelhaften Zeugen: den Dr. Goebbels.

Einer der drei jungen Offiziere, die vom Reichsgericht wegen nationalsozialistischer Betätigung verurteilt worden waren, hiess Richard Scheringer. Achtzehn Monate sass er auf der Festung Gollnow in der gleichen Ehrenhaft, deren Grosszügigkeit es Hitler in Landsberg erlaubt hatte, *Mein Kampf* zu schreiben. Auch Scheringer nutzte die Zeit. Er las, er dachte nach, er studierte noch einmal das Programm der Partei, für die er hierhergekommen war.

Es war, den Worten nach, ein äusserst rebellisches Programm.

Sein Schlusssatz lautete unmissverständlich: «*Die Führer der Partei versprechen, wenn nötig unter Einsatz des eigenen Lebens, für die Durchführung rücksichtslos einzutreten!*»

Hitler aber hatte Rücksicht genommen. Er hatte geschworen, alles würde brav im Rahmen demokratischer Gesetzmässigkeit geschehen. Dem Leutnant Scheringer kamen Zweifel. Er schrieb einen langen Brief an den berufenen Verwalter des nationalsozialistischen *Gedankengutes*, so nannte man das ja. In der Antwort des Reichspropagandaleiters Goebbels hiess es wörtlich: «Wollte Gott, wir hätten von diesen unglücklichen fünfundzwanzig Punkten nie etwas gehört...» Und er empfahl, noch einmal gründlich *Mein Kampf* zu lesen.

Das tat Scheringer. Dann sagte er sich los und trat in die Kommunistische Partei ein. Seinen Entschluss begründete er öffentlich. Wochenlang wurde der Fall ausgiebig erörtert. Nicht wenige Leute meinten: Eine Partei, die ihr Programm unter Anrufung Gottes so zynisch verleugnet, hat sich selbst aufgegeben. Das war ein Irrtum, der übliche Irrtum derer, die an Logik und Recht glauben.

Es ging aber um die Macht, und die wird nicht mit Programmen erobert. Davon verstand Dr. Goebbels mehr als Scheringer. Nur scheinbar war der Berliner Gauleiter unvorsichtig gewesen. Er hatte seine Partei von einer Fessel befreit, fortan gab es nur noch ein Programm, und das bestand aus vier Worten:

Das war einfach, jeder konnte es verstehen. Alles andere war Sache des Führers. Gehorsamer Verzicht auf Fragen und Zweifel wurde zum Prüfstein der Parteitreu.

Aber nicht alle bestanden diese Probe.

Als damals im Herbst die Männer vom Sturm 90 hörten, ihr höchster SA-Führer habe vor dem Gericht der verachteten Republik einen Eid darauf abgelegt, dass sie niemals marschieren würden, da grinsten sie nur. Sturmführer Bob Schulz hatte ihnen klargemacht, das sei nur schlaue Taktik von Adolf, um die elenden Novemberverbrecher in Sicherheit zu wiegen. Übtet sie nicht Woche um Woche für den Ernstfall?

Einmal kam die Nacht der langen Messer doch.

Aber am 20. Februar erging aus heiterem Himmel ein Befehl, welcher der gesamten SA das Führen von Waffen untersagte und jegliche Teilnahme an Strassentumulten streng verbot.

An diesem Abend sassen sie bei *Tante Ida* herum wie vor den Kopf geschlagen. Als Bob ihnen die Begründung bekanntgab, in der es hiess, dass unverantwortliche Provokateure sich in den Stürmen eingemischt hätten, sagte eine rauhe Stimme:

«Klingt verdammt dünne, was?»

Bob warf einen unsicheren Blick auf den Sprecher, seinen Freund Lulle. Dann stand er auf:

«Ich muss zu einer Unterführerbesprechung. Vielleicht höre ich dort Genaueres.»

Kaum war er hinaus, begannen alle durcheinanderzureden:

«Will Adolf uns waffenlos an die Kommune ausliefern? – Das kann er nicht wollen.»

«Wer weiss, welcher Bonze das ausgeheckt hat!»

«Wenn Otto Strasser noch dabei wäre... Der hatte eben doch recht.»

«War 'n ehrlicher Sozialist und nicht so 'n feines Aas wie Göring oder Hess.»

«Und unser Doktor? Was sagt der dazu?»

«Wird er euch nicht auf die Nase binden. Aber ich bin sicher, dass er auch findet: Adolf ist nicht mehr der alte...»

Das war wieder Lulle gewesen, um den sie sich nun drängten. Nächst dem Sturmführer war er hier am meisten anerkannt, aus besonderen Gründen. Ludwig Strietzel, genannt Lulle, stammte aus Eberswalde, genau wie Bob, dessen Mutter dort eine kleine Wäscherei hatte. Lulles Vater arbeitete als Mechaniker im Schiffshebewerk Niederfinow, dem grössten von ganz Europa; darauf war er ebenso stolz wie auf seine jahrzehntelange Mitgliedschaft bei der Sozialdemokratie.

Vater und Sohn hatten sich von jeher in der Wolle. Lulle schimpfte den Alten einen schlappen Kompromissler, einen Steigbügelhalter der Bourgeoisie. Der nannte ihn einen unreifen Narren, der nicht sehen wollte, wie in der

KPD sein Enthusiasmus missbraucht würde. Lulle war begeisterter Kommunist.

Die Jahre vergingen, die Weltrevolution kam nie, dafür wurden die Parolen immer wieder geändert. Allmählich gab er dem Vater halb und halb recht. Vielleicht wollte Moskau wirklich keine siegreiche Revolution in Deutschland? Schliesslich zog er daraus die Folgerungen, auf seine Art.

Kurz nach einem Besuch des Schulfreundes Bob verschwand er nach Berlin und trat dort in die SA ein. Man war immer hocheifrig über solchen Zuwachs. Lulle spielte unter den arbeitslosen Schlossern, Werkstudenten und Budiker-söhnen des Sturms 90 bald eine Rolle; nicht nur als toller Schläger, der sich bei jedem Zusammenstoss hervortat, sondern auch bei den Sturmabenden. Eigentlich waren Diskussionen unerwünscht und nicht üblich. Aber Lulle hatte eine besondere, bohrende Art, die sich gegenüber den weniger wortgewandten Kameraden durchsetzte. Das hatte er bei der Kommune gelernt. Der Nationalsozialismus, den er jetzt predigte, hatte einen leicht marxistischen Anstrich. Er redete vom Finanzkapital statt von der Zinsknechtschaft oder von der kommenden Expropriation der jüdischen Expropriateure durch das deutsche Proletariat.

Manchmal schien es, dass er dem schlichteren Gemüt Bobs ausgesprochen imponierte. Auf dessen Vorschlag war er unlängst zum Scharführer befördert worden.

Bob fühlte mit seinen Männern. Er teilte ihre Unruhe. Aber bei ihm lag die Sache noch anders, für ihn bedeutete der Rang in der SA jetzt alles: Beruf, Sicherheit, Auskommen.

Unüberlegte Dummheiten wollte er auf keinen Fall mitmachen. Daher hoffte er, bei der Besprechung beruhigt zu werden. Es kam anders.

Walter Stennes, der OSAF OST, erklärte den Versammelten:

«Da mache ich nicht mit. Die mir unterstellten Formationen entbinde ich hiermit von diesem Führerbefehl. Wenn Adolf die Hosen voll hat, oder wenn ihm Röhm und ähnliche Herrschaften mit zweifelhaftem Privatleben sonstwas einreden – wir bleiben die alten.»

Alles stand starr und sprachlos. Das war die offene Rebellion.

Einer fragte schliesslich nach der Meinung des Berliner Gauleiters.

Stennes winkte ab:

«Goebbels denkt wie wir. Er hat mir versprochen, noch heute Abend durch die Sturmlokale zu fahren und mit unseren Männern zu reden. Also – der Kampf geht weiter wie bisher! Für den deutschen Sozialismus – mit allen Mitteln! Heil!»

Er war fort. Die Versammelten trennten sich rasch, einer traute dem andern nicht ganz.

Unentschlossen, mit schwerem Herzen fuhr Bob zurück zu seinem Sturm.

Als er bei *Tante Ida* eintrat, achtete keiner auf ihn. Halb verdeckt vom

Filzvorhang, musste er mit anhören, wie sie von Verrat redeten – Verrat des Führers an seinen Getreuen.

Er erschrak tief. Das ging zu weit, das durfte er nicht dulden.

Er trat vor und rief:

«Ruhe! Schämt euch!»

Es klang wenig überzeugend, er hätte sie anbrüllen müssen, zusammenstauchen, sonst konnte er das doch so gut.

Lulle fragte betont:

«Na? Was Neues?»

Bob gab sich einen Rüde und rief:

«Der Doktor soll heute noch herkommen. Dann werden wir das Nötige erfahren.»

Die Gesichter leuchteten auf:

«Unser Doktor macht mit? Der is richtig. Denn wird allens noch jut!»

Einer lachte und erklärte rundheraus:

«Wat broodhen wir Adolfn, wenn wir unsan Dokta ham!»

«Stimmt!» sagte Lulle.

Der schmale Mann mit dem Gesicht eines schlaunen, bösen Jungen sass allein in seinem Arbeitszimmer.

Ein für allemal bestand auf der Berliner Gauleitung der NSDAP, Hede-
mannstrasse 10, die strikte Anweisung, ihn nicht zu stören, wenn er seine
bissigen Artikel für den *Angriff* zurechtfeilte, wenn er Reden und Flug-
blätter entwarf. Drei zuverlässige Wächter schützten die Ruhe ihres Chefs:
Karl Hanke, der Leiter des Büros, Ilse Stahl, die Sekretärin, und Albert
Tonak, der Chauffeur.

Es musste Goebbels viel daran liegen, hier nie überrascht zu werden. Einmal
hatte ein SA-Führer arglos angeklopft und war eingetreten. Goebbels sass
vor aufgezogenen Schubladen und kramte in Papieren. Mit einem rasenden
Wutausbruch sprang er auf, knallte dem Verdutzten eine Ohrfeige und schob
ihn hinaus.

Hatte er etwas zu verbergen? So musste es wohl sein. In einem Stahlfach
des Schreibtischs ruhten vielleicht Dokumente von der gleichen Art, wie viele
führende Nationalsozialisten sie besaßen. Unterlagen über Feinde und über
Freunde. Wichtige, eines Tages vielleicht lebenswichtige Zeugnisse ...

Vorhin hatte der Doktor seine Arbeit beendet. Jetzt sass er und starrte vor
sich hin. Er konnte zu keinem Entschluss kommen.

Schon zweimal hatte der Führer aus München angerufen und Bericht über

die Lage in der Berliner SA verlangt. Goebbels batte ihn vertröstet, erst müsse er sich Klarheit verschaffen. Das war die Wahrheit.

Aber er dachte dabei weniger an die Unruhe in der SA als an den Aufruhr in seinem eigenen Herzen.

Der Dr. Goebbels zweifelte: an sieb, an Hitler, am Sinn der Bewegung. Nicht zum erstenmal, seit er vor sieben oder acht Jahren auf diese eine Karte Hitler gesetzt hatte. Als damals der unbekannte Literat den unbekanntem Soldaten des Krieges zu seinem Abgott machte, war das keine Bekehrung, sondern ein Akt des Willens. Darin unterschied sich das Mitglied Nr. 8762 von fast allen führenden Parteigenossen. Die Hess, Frick und Amann, die Göring, Röhm und Rosenberg fühlten stets, dass er anders war.

Daher dauerte es jahrelang, bis er in den inneren Kreis gelangte. Mehrmals beging er den Fehler, eigene Ideen zu verraten.

So unterstützte er 1926, gemeinsam mit den Brüdern Strasser, die grosse volkstümliche Bewegung gegen eine Abfindung der ehemaligen Fürstenhäuser. Hitler hingegen nannte das einen marxistischen Eingriff in das gottgewollte Eigentum. Die Strassers, denen die wenigen norddeutschen Naziblätter gehörten und damit viel Einfluss, hofften ihren Kurs durchzudrücken. Doch dann zeigte sich, dass Hitler die Mehrheit hinter sich hatte.

Im letzten möglichen Augenblick schwenkte Goebbels um und erklärte mit gutgespieltem Pathos, es sei keine Schande, sich den besseren Gründen zu beugen. Der damalige SA-Chef Pfeffer nannte ihn ins Gesicht hinein einen Judas. Zum Lohn bekam Goebbels die Führung des Berliner Gaues, später der Parteipropaganda. Da konnte sich sein wendiger Kopf austoben. Ganz neue Einfälle machten aus der Septemberwahl den überwältigenden Durchbruch. Nun sass er fest im Sattel.

Und doch, immer wieder galt es, sich vor dem Manne zu demütigen, dessen Bild drohend von der Wand herabschaute; den Götzen anzubeten, den Goebbels mit errichtet, zu dessen Ruhm er mehr als jeder andere getan hatte.

Der in jedem Monat bewusste Intellektuelle verfasste Hymnen auf Hitler, den Genius des blinden Instinkts. Zynisch veröffentlichte er den geradezu blödsinnigen Satz:

«Er vermag manchmal nicht einmal zu sagen, warum alles so ist; er begnügt sich damit: Es ist so. Und dann ist es so.»

Und solche Offenbarungen gingen dem biederem Pg leichter ein als Rosenbergs verstiegener «Mythus» von der Rassenseele. Der Führer aber schluckte auch den billigsten Weihrauch. Ihm entging der Zynismus, mit dem Goebbels ihn als *Grossen Vereinfacher* feierte; dabei änderte das freche Hirn des Doktors ein berühmtes Wort Jacob Burckhardts, das vor den *schrecklichen Simplificatoren* warnte. Solch eine winzige Verfälschung verriet den ganzen Mann.

Die alten Kämpfer von der Feldherrnhalle, wo er 1923 nicht dabeigewesen war, nannten ihn unter sich den Mephisto der Partei. Er wusste es und lachte zufrieden darüber.

Doch mit all seinen Künsten gelang es ihm nie, den Weg des Führers zu bestimmen. Der schreckliche *Vereinfacher* tat, was er wollte. Goebbels blieb Helfer, Diener, Zuträger von nützlichen Anregungen.

War es ein Wunder, dass er in mancher dunklen Stunde insgeheim an seinem Idol zweifelte?

Heute war wieder solch eine Stunde gekommen. Goebbels wusste, dass er sich entscheiden müsse.

Und eben dazu war er ausserstande.

Vorhin war Stennes noch einmal gekommen. Wenn er nun recht hatte! Aber ging es darum? Wer blieb diesmal der Stärkere? Das und nichts anderes war die Frage.

Da schrillte das Telefon.

Regungslos hörte Goebbels der grollenden Stimme zu, die dumpf aus München zu ihm herüberdrang. Spürte Hitler seine Unsicherheit?

Er brüllte, als stünde er vor Tausenden in einem Saal:

«Kein Paktieren mit den Rebellen! Wir sind kein demokratischer Schwatzverein! Ich verlange Treue und Gehorsam. Sagen Sie das Stennes! Wie konnte es überhaupt soweit kommen?»

Goebbels raffte sich auf:

«Es handelt sich – um die besonderen Umstände hier in Berlin, mein Führer. Viele unserer besten Männer kommen von der Kommune. Dort fühlten sie sich betrogen. Nun kämpfen sie mit uns für Freiheit und Brot, Abschaffung des Einkommens ohne Arbeit, Verstaatlichung des Trusts. Diese Teile des Programms wirken hier nun einmal besonders...»

«Gewäsch! Ich lasse mir meine Taktik nicht aufzwingen!»

Die röhrende Stimme überschlug sich:

«Eben erst habe ich Feder zurückgepiffen, mit seinem verrückten Antrag im Reichstag: Enteignung der Grossbanken! – Und das gerade jetzt!»

Über das Gesicht des Doktors ging ein fast feindseliges Lächeln, er verstand die Andeutung:

«Ich weiss, mein Führer. Sie haben Rücksichten zu nehmen ...»

«Na also! Sie wissen doch Bescheid! Da nehme ich Fühlung auf mit Schacht, mit Thyssen – und nun kommt so ein Stennes mit seinen roten Parolen ...»

Unseren Parteiparolen, dachte Goebbels.

Drüben dröhnte es weiter:

«Er soll an mich glauben! Das genügt! Sagen Sie ihm das!»

«Jawohl, mein Führer.» Mit Mühe unterdrückte Goebbels seine Ironie: «Und wenn er nicht auf mich hört?»

Da erfolgte ein neuer Ausbruch:

«Dann greife ich durch! Unnachsichtig! Ich habe diese Schwierigkeiten satt! Immer in Berlin! Diesmal wird das Geschwür ausgebrannt! Mit Stumpf und Stiel! Erbarmungslos!»

Sonderbar – unter dem Hagel dieser blindlings herausgeschrienen Phrasen

zuckte der kluge Doktor zusammen. Plötzlich glaubte er wieder an die Macht des brüllenden Vereinfachers – sie würde auch diesmal siegen.

«Fahren Sie los, gleich jetzt! Bestimmt treffen Sie viele Männer in den Sturmlokalen. Reden Sie zu ihnen! Morgen früh erwarte ich Ihren Bericht! Heil!»
«Heil, mein Führer.»

Drüben war schon abgehängt worden.

Das war der Befehl zu derselben nächtlichen Fahrt, die Goebbels nachmittags mit Stennes vereinbart und bis jetzt hinausgezögert hatte.

Jetzt konnte er der Entscheidung nicht länger ausweichen.

Noch einmal blickte er das Führerbild an. Jeder Zug war ihm vertraut: das Quadratbärtchen, die fleischige Nase, der unnatürlich starre Blick, gewollt herrscherlich in die Ferne gerichtet. Doch ungeschickt verschränkten die weichen Hände sich vor dem Leibe.

Goebbels stand auf. Sein Blick irrte ab zu einer kleinen, in blassen Wasserfarben gepinselten Wiesenlandschaft. Zum dreiunddreissigsten Geburtstag schenkte ihm der Führer dieses Werk von eigener Hand.

Heute war Goebbels nicht danach zumute, die Auszeichnung zu würdigen. Durch das süßliche Bildchen hindurch starrte er ins Leere und dachte erbittert, zum hundertsten Male: Seit Jugendtagen habe ich die Herren von Stahl, Kohle und Banken gehasst und insgeheim beneidet... Sie klammern sich an ihre morsche Welt, gegen die wir Sturm laufen... Warum sollte uns der Mann im hohen, steifen Kragen auf einmal lieben, dieser Dr. Hjalmar Schacht? Als Reichsbankpräsident war er doch nicht ganz unbeteiligt an den Reparationsplänen, die Deutschland für Generationen versklaven. – Nun gut, er hat sich von Brüning getrennt. Nur aus Überzeugung? Nicht aus gekränkter Eitelkeit, wie man hört? Ich weiss es nicht, ich will es nicht wissen. Dieser Kenner aller Finanztricks als Berater des Führers... Und solchen Menschen muss ich dienen.

Sein Gesicht krampfte sich schmerzvoll zusammen: Einmal kommt ein Tag, an dem sie mir alle bezahlen müssen – alle.

Er riss die Tür auf: «Tonak! Wir fahren!»

Während der Chauffeur ihm in den Ledermantel half, wurde Dr. Lippert, der Chefredakteur des *Angriff*, auf morgen früh vertröstet.

Die Sekretärin erinnerte halblaut:

«Obergruppenführer Stennes wartet oben in seiner Dienststelle. Er hat alle paar Minuten nachgefragt, ob ...»

«Erledigt!» unterbrach Goebbels. «Ich fahre allein.»

Er hastete hinaus. Dann ging auch Lippert. Die Sekretärin drehte sich um und sagte:

«Tja, da war wohl nichts zu machen ...»

Es war noch jemand im Raum, den Goebbels übersehen hatte: der Dr. Grautz aus dem Scherlhaus.

Dort hatten sich die Vorgänge in der Berliner SA seit Tagen herumgesprochen. Man wollte ein Bild gewinnen, und Hecht schickte Werner hinüber in die Hedemannstrasse, wo er in letzter Zeit schon ein paarmal gewesen war. Eine zufällige Rückfrage, die mit einer fehlgeleiteten Papierlieferung zusammenhing, hatte den Vorwand zu solchen Kontakten gegeben.

Werner hatte in Erlangen den zotigen Antisemitismus des geistlosen Julius Streicher zur Genüge beobachten können. Gegen den «Frankenführer» Hitlers wirkte nun freilich der Dr. Goebbels geradezu elegant.

Nie hätte Werner geglaubt, dass man die klobigen Naziparolen auf derart gescheite und amüsante Weise unter die Leute bringen könne. Natürlich war ihm sogleich klar, dass die Berliner Methoden weitaus wirksamer und gefährlicher waren.

Goebbels zeigte Interesse an dem höflichen und diskreten Verbindungsmann aus der Zimmerstrasse und behandelte ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit, Akademiker zu Akademiker.

Einmal machte er eine Andeutung, ob Werner nicht in die Partei eintreten wolle.

«Vielleicht – später», meinte der, und das war nicht nur eine Floskel. Die Tatkraft des kleinen Mannes hatte ihn ehrlich beeindruckt.

Heute hatte der ihn nicht einmal bemerkt. Was ging hier vor? Es war Werner nicht entgangen, welche Unruhe im ganzen Hause herrschte. Eine Treppe höher lag das Stabsbüro des OSAF OST. Fortwährend trappten schwere Stiefel auf und ab.

Als Werner eben gehen wollte, sprang die Tür auf, polternd trat Stennes ein:

«Zum Donnerwetter – hat euer Doktor nun endlich fertig gedichtet?»

Ilse Stahl machte eine bedauernde Geste:

«Dr. Goebbels musste leider unerwartet fort.»

«Was? Und ich warte hier die halbe Nacht? Nun langt's mir aber!»

Die Tür krachte ins Schloss.

Unbeachtet entfernte sich auch Werner. Aber auf der Treppe hielt er den Schritt an und horchte. Er brauchte sich nicht besonders anzustrengen, um zu hören, was über ihm hinter offenstehenden Türen gebrüllt wurde.

«Und ich sage euch: Er verrät uns, wie er alle verraten hat!»

«Kann ich nicht glauben. Schliesslich ist er ein wirklicher Revolutionär.»

Ein höhnisches Auflachen – das war Stennes:

«Der? Gar nichts ist er! Ein Rohr im Winde! Ein mickriger Schreiberling! Rätselhaft, dass unsere Männer an dem Kerl hängen.»

«Schreiben wir den Judas ab!»

«Richtig. Jetzt wird gehandelt, ohne ihn. Ich fahre los, in die Sturmlokale. Und wenn ich dem Schwein begegnen sollte ...»

Die Stimmen waren näher gekommen.

Werner sprang in leisen, hastigen Sätzen hinab und verschwand in der Nacht.

Was für ein greulicher Haufen! Ob sich der Geheimrat nicht doch irrte, wenn er in diesen Raufbolden seine Bundesgenossen sah? Ein wahres Glück, dass ich nicht übereilt in diesen Unterweltverein eingetreten bin! Nein, dreimal nein – da hat ein honoriger Burschenschafter doch wohl nichts zu suchen.

Die Männer vom Sturm 90 umringten ihren Doktor.

Er sass hinter dem gescheuerten Holztisch und blickte in die vielen erwartungsvollen Gesichter. Eine leise Rührung überkam ihn. Warum auch nicht? Er war es gewohnt, seine Empfindungen zu kontrollieren. Dass diese jungen Männer an ihn glaubten, tat ihm wohl. Sie durfte er nicht enttäuschen. Wenn er sie verlöre, wäre er so wurzellos wie einst, in den ziellosen Jahren der eigenen Jugend, die er in seinem Roman *Michael* dargestellt hatte.

Doch was sollte er ihnen sagen? In zwei anderen Sturmlokalen hatte er schon erlebt, was ihm jetzt unweigerlich wieder bevorstand.

Stockend begann er, wurde rasch lebhafter. Die tausendfach abgeklapperten Worte fanden sich wie von selber zusammen: «Die roten Bonzen... Die Schmach von Versailles ... Der Retter, der diesem Lande erstanden ist... Um den einen wunden Punkt drückte er sich. Das Thema des Tages vermied er peinlich. Und deshalb konnte er seine Zuhörer nicht packen. Der zündende Funke sprang nicht über, er fühlte es selbst, dass sie enttäuscht waren.

Nach kaum zehn Minuten brach er ab, mit einer billigen Floskel von Treue und Bereitschaft. Sturmführer Bob Schulz, der neben ihm sass, blickte verwundert auf, fragte flüsternd, rief:

«Es können Fragen gestellt werden!»

Keiner wollte den Anfang machen. Dann räusperte sich Lulle:

«Gauleiter, gehn wir nicht wie die Katze um den heissen Brei – was ist los? Kämpfen wir weiter? Oder nicht?»

«Scharführer! So redet kein Nationalsozialist!»

«Eben. Deshalb fragen wir, was der Führerbefehl bedeutet.»

Aus reiner Verzweiflung brüllte Goebbels los:

«Seit wann wird am Führer herumgedeutelt? Das gibt es nicht! Er steht über jeder Diskussion. Er weiss immer, was er tut. Bestimmt hat er in dieser Stunde schon seine Entschlüsse gefasst, die wir noch nicht kennen – die alle feigen Fragen erledigen.» Das war schwach, dachte er. Seine Stimme überschlug sich: «Daran glaube ich! Und ihr auch, ich weiss es!»

Lulle sah ihn voller Abneigung an, seine Lippen blieben fest zusammengepresst.

«Noch Fragen?» rief Bob. Niemand meldete sich.

Goebbels stand brüsk auf, hob die Hand zum Gruss:

«Heil unserm Führer! Sieg Heil!»

Die Rufe klangen matt. Manche beteiligten sich nicht. Er ging zur Tür, Bob eilte ihm nach, hob zackig den Arm:

«Sturm 90 dankt für Ihr Kommen, Gauleiter!»

Goebbels blickte in zwei grosse, fragende Augen. Auf einmal tat ihm der schlaksige Bursche leid. War es nicht möglich, wenigstens diesen einen zu gewinnen?

«Sturmführer, begleiten Sie mich hinaus.»

«Gern, Gauleiter.»

Nun sassen sie im wartenden Wagen. Goebbels nahm noch einmal einen Anlauf. Stocksteif sass Bob und hörte gehorsam zu, wie der Doktor auf ihn sprach:

«Sie sind natürlich klug genug, um zu kapieren: Alles kann man nicht immer offen aussprechen. Ihre Männer sind schon in Ordnung.»

Nichts regte sich in dem sturen Gesicht Bobs, er hätte hineinschlagen mögen.

«Ich wollte keinen unnötig mutlos machen. Sie kennen jeden einzelnen besser.

Machen Sie ihnen klar: Es ist noch nicht soweit. Einmal kommt unser Tag. Vorläufig ist an Aufstand nicht zu denken.»

«Verstehe, Gauleiter», murmelte Bob. Er glaubte ihm nicht.

Goebbels fühlte eine bleierne Müdigkeit. Seit dem frühen Morgen war er auf den Beinen.

Tonak drehte sich um, als erriete er alles:

«Ehe wir weiterfahren, müssten Sie endlich mal 'n Happen essen, Doktor.»

«Stimmt. Sturmführer, gibt es hier irgendwo ein Lokal, wo man ungestört sitzen kann?»

Bob fiel nur ein kleines Café ein, wo er ein paarmal mit Susi gesessen hatte.

«Gut. Kommen Sie doch mit.»

In der halbdunklen *Nanette* sass eine einzige Dame, sonst war es ganz leer. Als Goebbels mit seinen beiden Begleitern Platz genommen hatte, hörte Bob sich anrufen.

Es war Susi, die ihn burschikos begrüusste.

Er verbeugte sich steif, mit rotem Kopf. Goebbels lächelte: «Eine kleine Freundin?»

Verlegen mimte er den Gleichgültigen. Er kenne die Tänzerin flüchtig, aus dem Hause, wo er früher arbeitete. Aber seine Unruhe verriet ihn. Erheitert schlug der Doktor vor, die arme Einsame herüberzubitten. Susi war sofort bereit.

Nun erlebte Bob einen ganz neuen, ihm völlig unbekanntem Goebbels, einen scharmanten Plauderer, der sichtlich Eindruck auf das Mädchen machen wollte.

Sie lachte ihn an:

«Geradezu gerettet haben Sie mich. Einer hat mich hier versetzt, scheint mir.»

«Unverzeihlich! Mich hielt nichts ab, wenn ich ein Rendezvous mit Ihnen hätte.»

Sie drohte mit dem Finger:

«Soll ich Sie beim Wort nehmen? War aber kein Rendezvous, nur ein kleiner Agent.»

«Ein neues Engagement?»

Sie seufzte:

«Eine komische Sache, ich mag kaum drüber reden. – Kennen Sie das *Landhaus* in der Kaiserallee? Die suchen Partnerinnen für einen Verrückten, der den Weltrekord im Dauertanz brechen will.»

«Das ist ja unwürdig!» Goebbels ereiferte sich: «Eine Künstlerin muss ...»

«... leben. Es gibt heute wenig Chancen.»

«Ich kenne das Elend unserer Künstler. Sagen Sie, Fräulein ...»

«Staupitz. Susi von Staupitz.»

«Ein berühmter Name! So hiess der Beichtvater Martin Luthers bei den Augustinern. Ein Urahne von Ihnen?»

«Was weiss ich ...» Sie sah ihn herausfordernd an: «Was sind Sie denn von Beruf? Auch Beichtvater?»

«Susi!» Bob geriet ausser sich. «Dr. Goebbels ist doch unser Gauleiter!»

«So? Ist ja doll!» Susi schien ungerührt. «Und da kümmern Sie sich um uns arme Künstler?»

Er sah sie fest an:

«Wenn sie es verdienen – warum nicht?»

Er bestellte Kognak. Sie schwatzten nun alle durcheinander, auch Bob verlor seine Befangenheit. Er fand Susi reizender denn je und war stolz darauf, dass sie sich mit dem Doktor so gut zu verstehen schien.

Eben beugte der sich zu ihr:

«Haben Sie immer nur getanzt? Ihr ausdrucksvolles Gesicht müsste auf jeder Bühne wirken.»

«Hat es schon. Waren Sie mal im *Salzfass*?»

Er verzog das Gesicht.

«Dieses Judenkabarett? Ekelhaft! Da sollte sich eine blonde deutsche Frau nicht zur Schau stellen!»

«Siehst du?» rief Bob. Das waren endlich Töne, die er verstand: «Ich hab' dir immer gesagt: eine Affenschande ...»

«Man muss leben», sagte sie kühl.

«Dazu gibt es andere Möglichkeiten!» Goebbels blickte sie mit seelenvollem Ausdruck an: «Ihre Kunst muss dem eigenen Volke dienen. Eines Tages werden wir soweit sein ...»

«Und bis dahin verhungere ich.»

«Vielleicht findet sich etwas an unserm Theater in der Klosterstrasse.»

«Nie gehört.»

«Wenn Sie das tun wollten, Gauleiter ...» Bob war dankbar und begeistert. Arglos erklärte er Susi die Bedeutung der braunen Parteibühne im roten, verjudeten Berlin. Sie sah währenddessen forschend auf den Doktor, dann fragte sie:

«Ist das – ein ernsthafter Vorschlag?»

«Ein sehr ernsthafter.»

«Hm – na, wir werden ja sehen ...»

Schade, dass dieser stupide Bursche dabei ist, dachte der Dr. Goebbels.

Schnell genug war das kleine Intermezzo vergessen.

Hitler kündigte sein Kommen für die nächsten Tage an. Das musste die Entscheidung bringen. Und noch immer war Goebbels mit sich selbst nicht im reinen, weniger denn je, seit er bei neuen Rundfahrten durch die Sturmlokale immer feindseliger begrüsst wurde. Sollte er sich nicht doch zu Stennes schlagen?

Er beschloss, dem Führer klaren Wein einzuschenken. Vielleicht änderte dieser seinen Kurs noch? Aber bei der Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof schien Hitler wenig interessiert an den Zuständen in der Berliner SA, die ihn neulich noch aufgebracht hatten. Das würde sich finden, sagte er.

Was ihn jetzt beschäftigte, wusste Goebbels, als er sah, wer im selben Zuge mitgekommen war.

Dr. Otto Dietrich aus Essen arbeitete noch nicht lange in der Nähe des Führers; schon hiess es, dass er Reichspressechef der Partei werden sollte und damit schärfster Rivale des Doktors.

Beide waren gleichaltrig, beide stammten aus dem Rheinland. Doch ihr Leben war völlig verschieden gewesen. Joseph Goebbels, der Sohn eines Werkmeisters aus Rheydt, konnte die höhere Schule nur mit Hilfe eines kirchlichen Stipendiums beenden; sein Studium musste er sich erhungern.

Dietrich sass von Anfang an auf der Sonnenseite des Lebens. Im Kriege war er Offizier, liess sich für Examina beurlauben, wurde dann Syndikus in Handelskammern, Industriefirmen, später Wirtschaftsredakteur. Er heiratete eine Tochter des Verlegers Reismann-Grone, dessen *Rheinisch-Westfälische Zeitung* das Sprachrohr der Herren von Stahl und Kohle war.

Dass ein aufstrebender Mann mit solchen Verbindungen sich vor etwa zwei Jahren der NSDAP anschloss, war auffallend. Dietrich hatte dabei besondere Pläne, und rasch reiften sie heran. Seine Blitzkarriere unter den Augen des

Führers kündigte die Versöhnung zwischen dem nationalen Sozialismus und dem grossen Gelde an.

Vorzeichen dafür gab es schon eher. Der Stahlmagnat Fritz Thyssen setzte früh auf Hitlers kommenden Sieg und liess sich diese Überzeugung grosse Summen kosten. Dann brachte, gemeinsam mit ihm, Dr. Dietrich den Patriarchen des deutschen Bergbaus, Emil Kirdorf, auf den Nürnberger Parteitag von 1929. Der Zweiundachtzigjährige war überwältigt vom glänzenden Empfang, mehr noch von der Wucht der Zwölferreihen, die gegen den marxistischen Sozialismus marschierten. Von nun an trat er überall für Hitler ein. Andere verhielten sich ablehnend; das Haus Krupp etwa wünschte vorerst keinerlei Fühlung mit dem Parvenü im braunen Hemd. Aber die Tür zur Schwerindustrie stand einen Spalt weit offen.

Mit Abneigung sahen es die Strasser und Stennes, alle, die an den Sozialismus im Parteinamen glaubten. Voll Misstrauen war auch Goebbels, um so mehr, als er von den neuen Taktiken, die Dietrich eingefädelt hatte, ausgeschlossen blieb.

So war es auch diesmal. Nicht beim Berliner Gauleiter traf Hitler sich mit Thyssen und Hjalmar Schacht, sondern bei einem Manne, den Goebbels mit leiser Herablassung den «Mann mit dem grossen Kinderherzen» zu nennen pflegte: bei dem Reichstagsabgeordneten Hermann Göring.

Der kaum verhehlte Spott des Doktors änderte nichts daran, dass der einstige Kriegerflieger vor ihm noch manches andere voraus hatte als seinen *Pour le merite* und die Teilnahme am Marsch auf die Feldherrnhalle.

Der stattliche, noch leidlich schlanke Mann hatte eine schwedische Baronin zur Frau, die schon von tödlicher Krankheit gezeichnet war. In der Badenschen Strasse führte er ein nobles Haus. Es hiess, er finanziere seinen Aufwand durch undurdisichtige Geschäfte mit Lieferfirmen der Luftfahrt. Ohne Zweifel war er verschuldet, der Gerichtsvollzieher kam oft. Er selbst war Stammgast bei *Horcher*, dem renommierten Luxusrestaurant in der Lutherstrasse. Dort stand er hoch in der Kreide. Aber alles in allem konnte er sich schon zu jener grossen Welt zählen, der Dr. Goebbels keinesfalls angehörte. Der steife, stets auf Korrektheit bedachte Dr. Schacht sollte in späteren Jahren bekennen: bei diesem ersten Besuch habe ihm Göring nicht schlecht gefallen. Erst recht liess der gewesene Reichsbankpräsident sich durch Hitler imponieren. Offensichtlich tat es ihm wohl, wieviel hier sein Rat galt.

Vor kurzem hatte Hitler auf Schachts Anregung seinen alten Kampfgefährten Gottfried Feder ausgebootet und durch den bürgerlich-konservativen Handelsredakteur Walther Funk ersetzt. Statt eines schwärmerischen Wirtskopfs beriet ihn in Wirtschaftsfragen nun ein kapitalistischer Fachmann. Thyssen und Kirdorf blieben später nicht die einzigen Gönner, die Hitler im bürgerlich-konservativen Lager fand. Hugenberg, Papan, Oskar von Hindenburg, Blomberg und viele andere sollten dazukommen.

Jeder von ihnen würde dasselbe annehmen, was vermutlich an diesem

Frühjahrsabend 1931 der kluge Dr. Hjalmar Schacht glaubte: Mit meiner Erfahrung werde ich diesen halbgebildeten Herrn mitsamt seiner propagandistischen Tüchtigkeit und seiner ganzen Bewegung in die Tasche stecken und für meine eigenen Pläne ausnutzen.

Darin irrte er, wie jeder der mächtigen Verbündeten sich irren sollte. Sie waren es, die früher oder später zu blossen Handlangern herabgewürdigt wurden. Aber ehe es soweit kam, hatten sie eine furchtbare Verantwortung auf sich geladen.

Ohne ihre Hilfe wäre der Nationalsozialismus mehr als einmal an seinen inneren Widersprüchen elend gescheitert. Sie retteten ihn. Dadurch wurden sie mitschuldig an allem, was durch Hitler über Deutschland kommen sollte.

Vom Ergebnis der Besprechung hörte Goebbels wenig. Vor der Rückfahrt nach München versicherte ihn Hitler seines Vertrauens und meinte, mit den paar Verrätern in der Berliner SA würde er schon fertig werden.

Der Doktor wusste es besser. Schon deswegen, weil auch in ihm der Verrat noch immer schwelte.

Wenn er indessen nicht handelte, würde ihm alles über den Kopf wachsen. Zuerst versuchte er, wieder Fühlung mit Stennes zu bekommen. Doch der hatte sein Doppelspiel durchschaut und liess sich nicht mehr sprechen.

Es half nichts, der Doktor musste wenigstens zum Schein den Kampf aufnehmen. Wieder fuhr er in die Sturmlokale. Jetzt war die Stimmung so feindselig, dass er beim Reden unterbrochen und mit unbequemen Fragen bedrängt wurde. Verbissen hielt er stand.

Am Abend des 31. März kam er müde, fast schon verzweifelt, zum Sturm 90 nach Charlottenburg. Er rechnete auf Sturmführer Schulz und hoffte, hier würde alles besser gehen.

Bob war mit einem Teil seiner Männer unterwegs, Scharführer Lulle Strietzel erklärte grinsend:

«Kleine Erkundung – Rotfront hat heute Versammlung in Ahlerts Festsälen.» Herausfordernd setzte er hinzu:

«Haben Sie nicht auch Lust hinzugehn?»

Goebbels fuhr ihn an:

«Sie wissen, das ist durch Führerbefehl verboten!»

Lulle zog verächtlich die Mundwinkel herab:

«Komisch – Sie waren mal stolz drauf, als wir von der Kommune Sie als den Oberbanditen beschimpften – kann man sich gar nicht mehr vorstellen.»

Goebbels gingen die Nerven durch; er schrie:

«Halten Sie den Mund!»

«Sie sind nicht mein Vorgesetzter!»

«Ich werde mir Respekt erzwingen, verlassen Sie sich drauf!»

«Wie denn?» Kalt fragte die leise Stimme des früheren Kommunisten: «Vielleicht wieder – mit Isidors Gummiknüppeln?»

Ringsum lachten sie grölend, böseartig. Goebbels zuckte zusammen. Einen Moment lang schien er auf Lulle losstürzen zu wollen. Dann ging er wortlos hinaus.

Er war an seinem wundesten Punkt getroffen.

Als nämlich im vergangenen Sommer ein paar rüde Mannen Otto Strassers in der Hedemannstrasse erschienen und nach dem Doktor fragten, um ihm eine Abreibung zu verpassen, da hatte irgendwer erschrocken das Überfallkommando angerufen.

Rasch erschien die Polizei und nahm mit besonderem Schmunzeln die Verächter des Staates in ihre Obhut.

Zwar hatte Goebbels erklärt, er habe nichts mit dieser Blamage zu tun gehabt. Aber etwas blieb hängen.

Das hatte seinen besonderen Grund.

Die Aktionen der Polizei zur Verhütung von Ausschreitungen unterstanden dem Vizepolizeipräsidenten Dr. Bernhard Weiss. Das war ein alter Beamter, der die Karriere nur seiner Tüchtigkeit verdankte. Vor allem war er ein entschlossener Mann, nicht nur im Kriege, wo er als Frontoffizier das Eisene Kreuz erster Klasse bekommen hatte.

Eigentlich war er genau jener tüchtige Berufsbeamte, den das Programm der NSDAP an Stelle des sogenannten *Parteibuch-Beamten* forderte.

Aber Dr. Weiss war Jude.

Als Goebbels zum erstenmal eine Verfügung las, die von Weiss unterschrieben war, erkundigte er sich nach ihm und stellte mit satanischem Vergnügen fest: Der Mann sah aus, wie sich der Antisemit einen Juden vorstellte. Er war klein, hatte eine grosse Nase und trug auf dieser einen altmodischen Kneifer.

Freilich war Goebbels selber keine Wikingergestalt. Gescheite Leute ahnten einen geheimen Zusammenhang, als «Wotans Mickymaus» – so hatten Gegner den kleinen Naziführer getauft – sich plötzlich gerade diesen einen Mann zur Zielscheibe seiner Witze wählte.

Aber solche Überlegungen waren psychologische Feinheiten ohne politische Folgen. Goebbels kannte die Masse, die er verachtete, besser. Er kam ihren niedrigsten Instinkten entgegen.

Er hängte Weiss den erfundenen, aber wirksamen Vornamen Isidor an. Ein Gerichtsurteil verbot ihm das. Darauf schilderte er lang und breit ein polizeiliches *System Isidor*, dessen Verkörperung der *Vi-Po-Prä*, der Vizepolizeipräsident Bernhard Weiss sei. Das war unsinnig, aber wieder wirkte es. Man lachte, und leider auch unter vernünftigen Menschen, über die Frechheiten des kleinen Doktors.

Einmal stellte ihn jemand zur Rede:

«Weiss ist ein anständiger Kerl. Er hat Courage. Er trägt dieselbe Auszeichnung wie Ihr Führer. Was soll dieser Hass?»

Goebbels lachte wegwerfend:

«Hass? Der Mann ist mir schnuppe. Aber warten Sie ab, was ich aus ihm machen werde! Darauf kommt es an!»

Er machte aus ihm einen Popanz, eine Vogelscheuche. Die Menge kümmert sich wenig um Ideen und Systeme, sie will Menschen sehen, zum Lieben, zum Hassen.

Goebbels gab ihnen jemanden zum Hassen. Darin war er Meister.

Und dann geschah es, dass diese Spottgeburt, seinem eigenen bösen Hirn entstiegen, ihm mit der höchst leibhaftigen Macht der Gummiknüppel in einer dunklen Stunde zu Hilfe kam!

Unerträgliche Demütigung... Um keinen Preis durfte sie sich jetzt noch einmal wiederholen.

Tagelang schloss er sich in seiner Wohnung ein und arbeitete. Doch die Hymnen auf den geliebten Führer wollten nicht mehr so glatt aus der Feder fließen. Wenn Hitler sich nun wirklich an die Mächtigen verkaufte? Wenn der grosse Tag der Rache niemals kam?

Rächen wollte Joseph Goebbels sich. Für was eigentlich?

Für alles. Für die armselige Jugend, für den Krüppelfuss, für den eignen zerstörerischen Geist, der ihm nie erlaubt hatte, ein Dichter zu werden – für alle seine Zweifel an Gott und der Welt und an sich selbst.

Das war der Grund dafür, dass er, der Schüler des geistreichen jüdischen Professors Friedrich Gundolf, sich einem geistlosen Tyrannen verschrieben hatte. Wie gern hätte er mit einem einzigen Schlage die ganze schillernde Welt der freien Geister zerschmettert, von der er selbst sich ausgeschlossen hatte. Wann endlich würde er sie zu seinen Füßen sehen?

Die Hand flog über das Papier, warf eine Überschrift hin:

DIE PLÜNDERUNGSLUSTIGE BOHÈME

Das war ein Ausdruck von Karl Marx. Grimmig lächelte er: Man muss seine Gegner kennen – und sich selber. Denn auf keinen passt dies Wort genauer als auf den Doktor der Philosophie Paul Joseph Goebbels.

Dieser Dr. Goebbels ist ein Aussenseiter und wird es immer bleiben, auch auf der Höhe der Macht.

Wenn er Liebe, Ehrfurcht und Verehrung predigt, dann klingt das unecht und verlogen. Doch sobald es ans Zerstören geht, entfaltet sich seine Begabung zu unvergleichlicher Kraft. Nie ist er um Vokabeln verlegen, die diesen ureigensten Zustand tiefster, geistiger Befriedigung widerspiegeln.

Nur darf er sich niemals dazu bekennen. Er muss alle Selbstentlarvungen anderen anheften, um sich nicht zu verraten.

So bereicherte er die deutsche Sprache um viele Scheltworte, die alle haar-genau auf ihn, den plünderungslustigen Bohemien, zutreffen.

Er war der *entwurzelte Literat*. Der *elende Miesmacher* und *Kritikaster*. Die *Intellektbestie*.

Die Nacht war vorüber, der erste Aprilmorgen dämmerte herauf.

An diesem Morgen besetzten Trupps von revoltierenden SA-Männern das ganze Gauhaus. Stennes eilte in die Druckerei und hielt die Maschinen an. Der *Angriff* bekam neue Schlagzeilen, die den Geist des wahren, nationalen Sozialismus beschworen und sich von Hitler lossagten.

Goebbels war nirgends zu sehen.

Die Nachricht vom Ausbruch der offenen Rebellion rief im Scherlhaus Aufregung hervor. Manche leitenden Leute hofften, andere befürchteten den Zusammenbruch der ganzen Hitlerbewegung. Auf jeden Fall musste man Bescheid wissen. Hecht gab Dr. Grautz den Auftrag, sich umzusehen.

In der Hedemannstrasse wimmelte es von Stennesleuten.

Laut höhnten sie über Goebbels, der sich nicht mehr hierher traue und zu Haus den kranken Mann spiele.

Aus einer Telefonzelle rief Werner die ihm bekannte Steglitzer Wohnung des Gauleiters an. Die Leitung schien gestört, das war verdächtig.

Kurz entschlossen fuhr er hinaus.

Eine SS-Wache wollte ihm den Eintritt verwehren. Dann erkannte ihn Hanke. Werner erfuhr, Goebbels wolle für niemanden erreichbar sein. Ein Arzt war bei ihm – er lag wahrhaftig zu Bett, er war wirklich krank, vor Aufregung und Selbsthass.

Ilse Stahl und Hanke umsorgten ihn. Draussen standen die bewaffneten Männer in schwarzer Uniform. Es war auf eine lächerliche Art gespenstisch: Mitten im Alltagstreiben der Millionenstadt spielten hier ein paar Menschen Aufruhr und Gefahr.

Es klingelte. Die Wächter griffen nach den Pistolen. Doch es war nur ein Telegrafentelebote.

Gleich darauf erschien Goebbels in der Tür und las allen die Nachricht vor:

**ANKOMME FLUGZEUG MITTAGS ABHOLET TEMPELHOF ICH GREIFE SELBST
DURCH FÜHRER**

Die Stimme des Doktors klang hell und energisch. Die Entscheidung war ihm abgenommen worden.

Er schrie Befehle, telefonierte mit Parteistellen, lief hektisch auf und ab. Jäh hatte der arme Lazarus sich in einen homerischen Helden verwandelt. Staunend sah Werner, dass keiner darüber lachte.

In ganz Berlin kam es zu harten Auseinandersetzungen innerhalb der Sturmabteilungen.

Bei *Tante Ida* erklärte Lulle sich offen für Stennes, und viele dachten wie er. Vergebens suchte Bob, den alten Freund umzustimmen. Aus dem Wortgefecht wurde eine wüste Keilerei.

Kaum ein Stuhl blieb heil. Schliesslich behauptete Bob mit der Mehrzahl das Feld. Er hätte nicht sagen können, wofür er sich so erbittert geschlagen hatte. Für den Führer? Für den Doktor? Für seinen Rang? Auf unklare

Weise musste er immer wieder an Susi denken. Nur wenn sein Weg aufwärts führte, durfte er hoffen, sie jemals ganz zu gewinnen.

Nachmittags erschien Hitler, von Goebbels und einigen Burschen begleitet, die im Knopfloch das Runenzeichen der SS trugen.

Mit tiefem Dankesblick drückte er die Hand des Getreuen, den er auf der Stelle zum Sturmbannführer beförderte. Dann ging es sofort weiter zur Pestalozzistrasse. Bob folgte.

Dort, im Sturm 88, hatten die Stennesanhänger die Oberhand.

Verdutzt, verbissen standen die Männer herum, als völlig unerwartet der Führer eintrat. Kaum einer erwiderte den Heil-Gruss. Goebbels sah, wie Hitler zu zittern begann. Gleich musste ein schrecklicher Wutausbruch kommen. Etwas ganz anderes geschah.

Hitler senkte den Kopf, schritt langsam auf eine Bank zu, liess sich fallen, ein zerbrochener Mann, bleich und stumm. Erschrocken blickte Goebbels zu ihm hin. War es aus? Hatte er doch auf das falsche Pferd gesetzt?

Und nun begann Hitler gar zu schluchzen:

«Dass ihr mir das antun konntet!» Er vergrub den Kopf in den Händen: «Ihr, meine Männer! – Ich bin doch einer von euch, ein einfacher Soldat des Krieges – warum kommt ihr nicht zu mir mit euren Zweifeln? Keiner versteht euch besser. Der Tag des Kampfes wird kommen – das schwöre ich.» Tränen schienen seine Stimme zu ersticken.

Ringsum murmelten sie verlegen, wussten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Unerträgliche lange, stumme Sekunden vergingen. Da brach ein heller Kommandoton die Stille:

«Was 'n hier los, ihr Dreckskerle?»

Bob stand in der Tür, brüllte:

«Achtung! Dalli, dalli, ehe ich euch Beine mache! Der Führer ist unter uns!» Auf einmal standen fast alle stramm. Bobs Stimme überschlug sich:

«Heil unserm Führer!»

Dampf fielen sie ein, überrumpelt, schuldbewusst.

Hitler richtete sich auf. Über sein feuchtes Gesicht ging ein unheimliches Lächeln des Triumphes.

Bewundernd beobachtete es Goebbels und atmete auf. Diesem da gelang eben doch alles.

Nach Tagen war alles vorüber. Nicht überall wirkte der tränenreiche Appell an die Mannentreue. Manchmal musste die schwarze Schutzstaffel nachhelfen. Sie tat es mit der Brutalität, die ihr von ihrem Kommandeur beigebracht worden war. Den kannte in Norddeutschland fast niemand. Er hiess Heinrich Himmler.

Ein neuer Typus tauchte unter den Paladinen Hitlers auf. Neben den machtgerigen Genussmenschen Göring, den amoralischen Landsknecht Röhm, den plünderungslustigen Bohemien Goebbels trat ein vor Minderwertigkeitsgefühl

wahnsinniger Kleinbürger. Himmlers Vater, ein königstreuer Münchener Gymnasiallehrer, paulte dem Knaben Ehrfurcht vor den Hochgeborenen ein; er bekam einen leibhaftigen Prinzen zum Patenonkel und durfte mit Grafen und Baronen die Schulbank drücken.

Ein anderer Charakter wäre darüber zum Revolutionär geworden; Heinrich bastelte sich zum Trost eine eigene Ahnentafel zusammen. Im Krieg brachte der schwächliche Brillenträger es nicht weiter als zum Fahnenjunker. Dann studierte er ein wenig, sass in Putschistenkreisen herum und betrieb eine Geflügelfarm. Vielleicht träumte er dabei schon von ganz anderen Zuchtversuchen ...

Da er nicht adlig geboren war, wollte er selbst einen Adel schaffen. Mit Inbrunst glaubte er an Sterne, Vorzeichen und geheime Kräfte; konnte nicht ein Wunder ihn so hoch hinaufheben wie die Halbgötter seiner Knabenjahre?

Er begegnete Hitler. Sogleich erkannte der einstige Insasse der Wiener Männerasyle in dem Ideologen den willfährigsten aller seiner Komplizen. Für Himmler war Nationalsozialismus eine Art mystischer Urreligion voll Blut und Tod.

Hitler ernannte ihn zum Kommandeur der Schutzstaffeln.

Das war eine kleine Ordnertruppe, die bei SA-Aufmärschen abspernte und für die Sicherheit des Führers verantwortlich war. Selbstverständlich unterstand sie dem Stabschef der SA, Ernst Röhm, der diese besondere Garde für eine recht überflüssige Spielerei seines Duzfreundes Adolf hielt.

Mit ihm sahen die strammen braunen Helden der SA-Saalschlachten herab auf die geschniegelten schwarzen Herrchen mit dem Totenkopf an der gekniffen Mütze.

Seit der Stennesrevolte wurde es allmählich anders. Unmerklich begann eine Umbildung der gesamten Parteiarmer. Sie dauerte Jahre, Hitler hatte Geduld.

Niemals würde er der SA die Stunde der Demütigung vergessen.

In Preussen war das öffentliche Tragen von Parteiuniformen nach wie vor verboten. Aber bei dem Gang, den Bob vorhatte, wollte er um keinen Preis darauf verzichten, sich in seinem ganzen neuen Glanz zu zeigen.

Seit ein paar Tagen trug er am Kragenspiegel das Eichenblatt eines Standartenführers. Am 20. April, dem Geburtstag Hitlers, war er von neuem befördert worden.

Mit kaum zwanzig Jahren stand Bob im gleichen Range, den in der Wehrmacht ein Oberst innehatte. Er hatte vergessen, dass es andere Berufe gab. Er

war nur noch Soldat des Führers, mit Leib und Leben, da allein lag seine Zukunft, untrennbar verbunden mit der Zukunft Deutschlands, wie er sie erträumte.

Vieles änderte sich jetzt schon für ihn. Mit der neuen Stellung war ein immerhin nicht unbeträchtliches Gehalt verbunden. Wichtiger waren andere Möglichkeiten. Unter den Hunderten von Männern, die er nun befehligte, gab es kleine Kaufleute, Handwerker und Arbeiter aller Art, die sich eine Ehre daraus machten, ihrem Vorgesetzten sein bisher kärgliches Leben ein wenig zu erleichtern. Sogar ein Angestellter des Wohnungsamtes fand sich, der davon Meldung machte, in der Nähe des Lützowplatzes würde eben eine kleine, besonders billige Wohnung frei – zur Begründung eines eigenen Hausstandes, wenn der Standartenführer solche Absichten hätte?

Bob hatte sie.

Über die geliebte Uniform zog er seinen alten Regenmantel und ging los. Zuerst in ein Blumengeschäft. Dann in die Herderstrasse.

Susi hatte schlimme Wochen hinter sich.

Nichts klappte mehr, so sehr sie sich um ein Engagement bemühte. Einmal versuchte sie es auch in der Klosterstrasse, obwohl Kollegen sie vor der obskuren Parteibühne gewarnt hatten.

Dort ging alles drunter und drüber, die Wogen der Stennesrevolte schlugen bis hierher. Natürlich war Goebbels nicht anwesend. Eine Büromaid schrieb Susis Namen auf.

Schliesslich blieb nur noch ein Rettungsanker ...

Seit dem Herbst war Susi nicht mehr bei Madame Katja gewesen. In Erinnerung an ihren dritten und letzten Besuch wurde ihr leicht übel. Damals hatte Madame ihr Arrangement wohl doch nicht ganz so sorgsam getroffen ...

Nach den üblichen Zeremonien fand Susi sich unerwartet mit einem ausgesprochen unangenehmen Menschen allein. Sie nannten ihn dort Tommy oder so ähnlich. Sein glattgelachtes Haar roch nach süsslichem Rosenwasser, der ganze Kerl wirkte wie ein Reisender in billigen Parfümen. In plötzlichem Abscheu war sie einfach davongelaufen.

Nachher überlegte sie nüchtern und rief Katja doch noch einmal an: sie hätte nichts dagegen, sich zu verkaufen, aber ganz so wahllos dürfe das nicht geschehen. Madame war eisig. Das liege nur an dem törichten Misstrauen der unbekanntenen Besucherin. Wenn sie endlich ihre Telefonnummer angäbe, würden solche Zufallsbegegnungen vermieden werden. Ob sie zur Versöhnung eine Tasse Kaffee miteinander trinken wollten?

«Vielleicht – nächster Tage ...»

Aber sie ging nie mehr dorthin. Nun waren Monate vergangen. Alles war ihr gleichgültiger geworden. Warum es nicht noch einmal versuchen?

Auf dem Weg in die Budapester Strasse las sie ein Plakat:

LANDHAUS. KAISERALLEE. WELTREKORD IM DAUERTANZ!

Was für ein lächerlicher Wink des Schicksals! Das Datum stimmte. Die Sache war zwar schon im Gange, aber vielleicht gab es noch eine Chance, ehe sie zu Katja ging?

Im *Landhaus* geriet Susi schon wieder mitten in einen Aufstand hinein, ohne zunächst zu verstehen, was vorging. Musiker und Partnerinnen streikten, weil sie noch keinen Pfennig Gage gesehen hatten. Der Tanzmatador selber, ein ehemaliger Boxer, trommelte mit den Fäusten gegen eine Tür, hinter der sich der Veranstalter eingeschlossen hatte. Dabei brüllte er:

«Du Hund! Ich will wenigstens mein Abendbrot!»

Die wenigen Zuschauer grölten erfreut, ihnen wurde heute mehr geboten, als bei dem ganzen öden Unternehmen bisher gezeigt worden war. Der Wirt, in Angst um sein Inventar, rief die Polizei. Inzwischen liess er den randalierenden Damen zur Beruhigung etwas servieren.

Auch vor Susi stand auf einmal ein Kaffeegedeck. Sie lächelte: Wenigstens etwas.

Nach und nach leerte sich das Lokal. Auch Susi brach zögernd auf – nun musste es also doch sein. Im Garderobenraum blickte sie noch einmal prüfend in den Spiegel. Eigentlich alles andere als eine kleine Nutte ... Könnte mehr verlangen ... Kriege es aber nicht...

Sie schnitt sich selber eine böse Grimasse.

Im selben Moment tauchte über ihrer Schulter ein freches Gesicht auf, ein glatter Scheitel, es roch durchdringend nach Rosenparfüm. Eine unverschämte Stimme sagte leise:

«Das ist aber eine nette Überraschung! Wollen Sie mich in meinem Pech trösten, Gnädigste?»

Sie fuhr herum, keines Wortes fähig.

Der Mann verbeugte sich:

«Gestatten – Bobby Tamberti. Der Leidtragende des Tages. Na, es kommen auch wieder andere Zeiten. Darf ich fragen ...»

«Nein!» schrie sie auf.

Erst als sie die halbe Kaiserallee hinuntergelaufen war, kam sie wieder zu sich. Gott sei Dank, er war ihr nicht gefolgt! Zu Haus schloss sie sich in ihr Zimmer ein.

Jetzt kam ihr klar zum Bewusstsein, in welche Gefahr sie sich bei Katja begab. Früher oder später ging es von dort unaufhaltsam hinab in eine andere, untere Welt, aus der kein Weg mehr zurückführte. Was nun? Sie machte Pläne und verwarf sie. Sollte sie sich an Hugo wenden? Ach, der war ja verheiratet! – Helmut? Seit Monaten hatten sie kaum ein paar Worte gewechselt.

Andern Tags drang Frieda Prachvogel bei ihrem Liebling ein. Da war Susi so am Ende ihrer Selbstbeherrschung, dass sie alles beichtete.

Die Dicke legte ihre Arme um Susis Hals und weinte los:

«Sie armes, armes Kind! Was für Scheusale sind die Männer!»

Susi blickte mit stumpfem Blick über sie hinweg. Der Tränenstrom der andern erleichterte sie nicht.

Da ging die Klingel. Die Prachvogel hob hilflos die Hände, vor lauter Ergriffenheit konnte sie sich nicht entschliessen. Susi ging selbst hinaus.

Vor der Tür sah sie zuerst einen grossen Rosenstrauss.

Dann erkannte sie Bob.

Ein paar Wochen später überraschte der Portier Kuno Klamke seine halb-gelähmte Frau dabei, wie sie sich mit Hilfe der Pensionswirtin aus dem dritten Stock in ihr Krachseidenes zwängte.

«Wat is'n nu los? Willste uffn Ball, Clärchen?»

«Du weesst nie nischt», brummte sie wegwerfend. Frieda Prachvogel aber flötete:

«Lieber Herr Klamke, heute heiratet doch meine kleine Baronesse!»

Die Frauen mochten sich sonst nicht sonderlich gut leiden. Aber solche Tage bringen weibliche Herzen rasch einander nahe. Beide waren als Ehrengäste geladen.

«Du ooch, Clärchen?» staunte Klamke. «Wieso?»

«Weil der Herr Standartenführer 'ne Brautmutter haben muss.»

«Ach! – Nich mal 'ne eigene Mutter hat der Lausejunge?»

«Mässigen Sie sich!» mahnte hoheitsvoll Frieda. «Herr Schulz muss leider auf den Verkehr mit seiner Familie verzichten. Aus politischen Gründen.»

«Bravo! Wenn ick so'n Sohn hätte, also der flöje auch 'raus.»

«Halt du bloss deine Schnauze!» keifte die Klamke. «Wenn de dir nich vorsehst, du oller Sozi, denn wirste das noch mal bereun!»

«Heil Hitler!» schrie es in die Portierswohnung hinein.

Ein junger SA-Mann, das Braunhemd unter dem Zivilrock, meldete sich zackig bei den Damen. Das Taxi stünde draussen, um sie zur Trauung aufs Charlottenburger Rathaus zu bringen. Kopfschüttelnd blickte Klamke ihnen nach:

«So'n feinet Meechn, die Susi – ick wer varrickt!»

Der Standesbeamte warf einen unschlüssigen Blick auf die tadellose Massuniform des Standartenführers; dann räusperte er sich:

«Ich weiss nicht... Schliesslich ist es verboten, in der Öffentlichkeit...»

«Heirat ist keine Öffentlichkeit!» lachte Bob ihm ins Gesicht.

«Na ja, man ist ja nicht so.»

«Eben! Weiss ich doch!»

Er kannte die Gefühle des Beamten für seinen Führer. Dann ging alles rasch, nach ein paar Minuten waren Walter Robert Schulz und Adelheid Carla Susanne Freiin von Staupitz ehelich fürs Leben verbunden und küssten einander.

Allzuoft war das während der kurzen Brautzeit noch nicht geschehen, was an Bob lag. Sisis selbstbewusste Art schüchterte den sonst so kessen Draufgänger

ein. Als sie damals seinen Antrag fast augenblicklich angenommen hatte, bekam er nachträglich noch Angst vor der eigenen Courage. So war es ihm beinahe lieb, dass der Dienst ihn, den nun schon wichtigen Mann der Partei, ganz in Anspruch nahm.

Angenehm überrascht von der taktvollen Zurückhaltung des Bräutigams fühlte sich Susis Mutter.

Baronin Editha von Staupitz war entgeistert gewesen, als ihr einziges Kind die baldige Heirat mit einem jungen Mann ohne Namen ankündigte. Was verbarg sich hinter so unziemlicher Eile? Kaum traute die Baronin sich nach Berlin, dreimal sagte sie ab, im letzten Augenblick kam sie dann doch.

Und da hatte der schneidige junge Mann in Uniform sogleich ihr Herz gewonnen.

Als nun gar der Sturm 90 vor dem Rathausportal Spalier bildete und stramm mit gereckten Armen grüsste, da sah die Majorin sich fast in alte, schönere Tage zurückversetzt. Sie verzieh dem Schwiegersohn sogar, dass er eine kirchliche Trauung strikt abgelehnt hatte.

Später freilich, als sie im Hinterzimmer bei *Tante Ida* an der kleinen Festtafel sass, fühlte sie sich durch die ungewohnte Umgebung doch ein wenig beklommen. Bob hätte am liebsten im Hotel *Kaiserhof* gefeiert, wo seit neuestem sein Führer abzusteigen pflegte. Dafür fehlten die Mittel, Susis Mitgift war sehr gering.

Die Baronin schlug ein Essen bei *Kempinski* vor. Sehr bestimmt lehnte Bob das «jüdische Schlemmerlokal» ab.

Mein Gott! dachte sie. Ich war da zum letzten Male mit meinem seligen Mann, 1917. Drei Wochen später fiel er. Wir assen Gemüseschnitzel mit Feldsalat, aber es gab noch *Veuve Cliquot*. Ich hatte gerade die schöne lange Goldkette geopfert für das Vaterland, seitdem trage ich mein Lorgnon an dieser eisernen.

Sie hob es zu den Augen, steil aufgerichtet sass sie da in ihrem fischbein-gestärkten Spitzenkragen.

Eine recht bunte Gesellschaft. Höchst eigentümlich die beiden Damen dort drüben, natürlich sind es keine ... Nun ja, die neue Zeit... Hauptsache, der junge Mann ist prachtvoll! Die schaffen es schon. Und natürlich wird Susi glücklich mit ihm.

Später gab es eine Überraschung. Dr. Goebbels erschien, um das junge Paar kurz zu begrüssen. Ein paar überhöfliche Worte zur Baronin, dann wendete er sich der Braut zu, wobei er den alten Bekannten herauskehrte. Er erkundigte sich nach Susis Berufsplänen. Sie warf einen Seitenblick auf Bob:

«Ich glaube, mein Mann findet es richtiger, wenn ich auf meine Karriere verzichte.»

«Unsinn, Standartenführer! Wir sind doch keine Spiessbürger! Wir brauchen jeden, auch jeden Künstler.» Er hielt Susis Hand, schaute sie suggestiv an: «Denken Sie daran...»

Leiser Spott blitzte in ihren Augen auf:

«Man hat Ihnen wohl nicht gesagt, dass ich in der Klosterstrasse war?»

Er übergang die Frage:

«Unser Tag kommt bald. Dann vergessen wir niemanden, auch Sie nicht.»

Bob stand wortlos daneben, geschmeichelt von der herzlichen Anteilnahme des Doktors. Der musste rasch wieder fort, dringende Geschäfte riefen ihn. Allmählich brachen alle auf. Gerührt nahm die Prachvogel Abschied von ihrer liebsten Mieterin. Sie erzählte, es habe sich schon ein neuer Pensionsgast angemeldet:

«Ein Kriminalkommissar! Aufregend, was? Und er hat so einen komischen Namen: Urian heisst er.»

Das junge Paar wollte seine Hochzeitsreise später nachholen. Jetzt brachte man Mama zur Bahn, dann ging es in die neue Wohnung.

Als sie durch die Budapester Strasse fuhren, wagte Susi einen raschen Blick: Bei Madame Katja waren die Vorhänge dicht zugezogen, dort schlief wohl noch alles.

Möge es schlafen bleiben – für immer, dachte sie.

Anna Grautz bekam ihren Sohn nicht mehr oft zu sehen, eigentlich nur am Frühstückstisch. Da erzählte er vom Scherlhaus und von der ALA, er deutete hochfliegende Zukunftspläne an, die im bescheidenen Hinterzimmer des Papiergeschäfts recht grössenwahnsinnig klangen.

Von Politik war fast nie die Rede. Dieses Thema übergang er, und die Mutter fügte sich. Es sei eine zu undurchsichtige Sache, meinte er gelegentlich, man solle besser die Finger davon lassen.

Sie war deshalb sogar seiner Bitte gefolgt und hatte die Einladung zur Hochzeit von Robert Schulz abgelehnt. Insgeheim tat ihr das schmerzlich leid, aber sie glaubte zu verstehen: Ihr Junge wollte sich nicht belasten.

Übrigens wurde auch von dem Umzug nicht mehr gesprochen. Nur einmal hatte Werner kurz vorgeschlagen, damit zu warten, bis er sich eine wirklich schöne Wohnung leisten könne. Frau Anna war es zufrieden, sie hing an ihrem Laden. Den wahren Grund für Werners Sinnesänderung kannte sie nicht. Er hiess Barbara. Von dem Hause, wo er der Innenarchitektin ab und zu begegnete, mochte er sich nicht trennen.

Heute morgen hatten Mutter und Sohn lieben Besuch, Dr. Brake schaute herein und grollte:

«Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, muss eben Mohammed zum Berg gehen. Ein schöner Bundesbruder! Lässt dich überhaupt nicht mehr sehen!»

Werner entschuldigte sich mit allzu vieler Arbeit. Die Mutter brachte eine dritte Tasse, für ein Weilchen setzte sich der Arzt und liess Werner erzählen. Der war soeben in die Ufa nach Neubabelsberg versetzt worden.

«Was denn – zu den Schauspielern?»

«In die Revisionsabteilung. Da werden die Kosten aller laufenden Produktionen überprüft.»

«Na schön. Immer noch besser als die ewige Politik. Solltest dich mehr um dein Fortkommen kümmern!»

Werner lächelte:

«Das ist heute dasselbe, Alter Herr. Unvermeidlich ...»

«So? Ihr jungen Leute seid allesamt Demokraten geworden und merkt es gar nicht.»

«Nee. Wir wollen ja grade der Demokratie zu Leibe und eine andere, bessere Politik machen!»

«Ach was! Zu meiner Zeit überliess man das den kaiserlichen Beamten. Heute denkt jeder, er versteht was davon. Dein Geheimrat ist auch so einer.»

«Nanu? Ich denke, du bist deutschnational?»

«Was soll man denn sonst wählen?» brummte Brake ärgerlich. «Aber der betriebsame Herr gefällt mir gar nicht. Diese Packelei mit den Nazis, das gibt noch mal ein Unglück.»

«Keine Angst. Die wickelt Hugenberg um den Finger. Und sie haben die Massen. Sechs Millionen Stimmen sind kein Pappentiel.»

«Masse ist kein Argument.»

«Aber eine politische Realität.»

Der Sanitätsrat stand auf:

«Ich muss zu meinen Kranken. Danke für den fabelhaften Kaffee, Frau Anna. Und passen Sie auf Ihren Jungen auf, sonst sitzt der eines Tages im Reichstag.»

«Bestimmt nicht!» lachte Werner. «Höchstens in einem Ministerium. Die Schwatzbude hat in ein paar Jahren ausgespielt.»

«Wenn ihr das schafft, sage ich bravo! So. Und nächste Woche kommst du mal auf einen ordentlichen Männertrunk zu mir. Mein Schwiegersohn brennt darauf, dich kennenzulernen – du weisst: Fritz von Peters, Oberleutnant im Oberkommando der Wehrmacht!»

«Wird mir eine besondere Ehre sein.»

Als Brake fort war, sah Anna ihren Sohn gross an:

«Mit mir redest du nie über solche Dinge.»

Er wehrte mit ungeduldiger Geste ab:

«Was kommt auch dabei heraus?»

«Jungchen, mir scheint, du glaubst selber an Hitler. – Jaja, schüttle nicht den Kopf! Du weisst es nur noch nicht.»

Bald konnte Werner sich in jedem Winkel des riesigen Ufa-Geländes aus. Technik und Organisation der Traumfabrik machten ihm Spass, in die Finessen der Kalkulation arbeitete er sich mit seinem strebsamen Eifer rasch ein.

Bei der Beschäftigung mit den einzelnen Produktionsplänen erlebte er mancherlei Überraschungen.

Bisher hatte er als selbstverständlich angenommen, Hugenberg hätte das grösste deutsche Filmunternehmen erworben, um mit dem wirksamsten aller Mittel für seine politischen Ideen zu werben. Davon war nicht viel zu merken.

Werner begriff erst nach und nach: Der alte Silberfuchs war gerissener. Auch die beste Propaganda nützt nichts, wenn sie die Leute nicht erreicht – man muss den Fisch an der Angel haben, ehe man ihn brät.

Das Publikum wurde erst einmal daran gewöhnt, dass es nirgends so gute Unterhaltung bekam wie bei der Ufa. Eines Tages würde es dann auch nationale Filme schlucken.

Vorläufig gab es diese nur in vorsichtiger Dosierung. Da war die Geschichte vom schweren Lebenskampf eines ehemaligen U-Boot-Helden, da war ein historischer Film über die Königin Luise. Mit Verwunderung las Werner, dass die Drehbücher beider Werke von Arno Zepernik stammten.

Dergleichen schwamm aber nur so mit in der Flut leichter Schwänke und gängiger Schicksalsdramen. Werner stiess auf Stoffe, die ihn stark befremdeten. Er rief die Dramaturgie an und bat um eine Rücksprache. Der Chef hatte keine Zeit und schickte einen Mitarbeiter: Hugo Unschein.

Beide waren verblüfft über die unerwartete Begegnung. Hugo sprudelte gleich los:

«Mensch, du hier? Und bei der hohen Verwaltung? Ist ja doll! Da kannst du was für mich tun. – Na ja, Zepernik hat mir ganz nett geholfen. – Leonore? Ist verreist, im eignen neuen ‚Adler‘. Ich fahre jetzt den ‚Wanderer‘.»

«Gratuliere», sagte Werner trocken. «Nun pass mal auf. Kennst du dieses Drehbuch?»

•*Die Gräfin von Monte Christo?* – Klar. Amüsante Kiste, was? Wird einer unserer Schlager. Karl Hartl geht nächste Woche damit ins Atelier. Grosse Besetzung: die Helm, Förster, Gründgens...»

«Eben – Gründgens, ein ausgesprochen linker Mann. Der Autor Reisch ist ja wohl Jude...»

Hugo lachte hell heraus:

«Die gibt's hier öfter. Bist du inzwischen Nazi geworden?»

«Quatsch. Aber dieser Filmstoff da...»

«Was hast du gegen ihn? Eine amüsante Hochstaplergeschichte...»

«... geschrieben in genau dem alles bspöttelnden, negierenden Geist, den der *Lokalanzeiger* jeden Tag angreift.»

«Nu mach mal 'nen Punkt! Wir hier draussen kümmern uns nicht besonders viel um Politik.»

«Das kommt mir allerdings auch so vor.» Werner griff nach einem andern Drehbuch: «Da – *Emil und die Detektive*.»

«Eine reizende Sache. Kinder fangen einen Gauner. Findest du das vielleicht auch zersetzend?»

«Jedenfalls stammt der Stoff von diesem Erich Kästner. Den kennt man ja hinreichend: Pazifist, Gegner des Militärs, Mitarbeiter der *Weltbühne*...»

«Na wenschon.» Hugo begann sich über den eifernden Nörgler unverhohlen lustig zu machen: «Ist doch grossartig, wenn die nationale Ufa sogar solche Leute zu positiver Mitarbeit heranzieht.»

«Lass die blöden Witze!»

«Bitte, wenn du mir nicht glaubst, kannst du dich ja mal beim Generaldirektor Klitzsch melden lassen – oder bei Alfred dem Grossen höchstpersönlich. – So. Ich gehe jetzt essen, kommst du mit?»

Werner spürte selber, dass er sich eben ein bisschen verrannt hatte, und folgte dem andern.

Bei dem schönen Frühsommerwetter sass alles vor dem Kasino im Freien. Hugo steuerte auf einen Tisch zu, an dem sich ein halbes Dutzend Leute um Arno Zepernik gruppiert hatte.

Nach flüchtiger Begrüssung wendete der Autor sich wieder seiner Nachbarin zu. Es war, Werner sah es mit einem glücklichen Erschrecken, Barbara Sander. Zepernik sprach fast allein. Alle hörten aufmerksam seinen ein wenig skeptischen Sentenzen zu. Es war unverkennbar, dass die flotten Filmleute ihn als eine Art Weisen respektierten.

Werner starrte immer auf Barbara, die ihm keinen Blick gönnte. Leise erkundigte er sich bei Hugo und erfuhr, dass ein Filmarchitekt sie als Beraterin zugezogen habe, wie schon öfter.

Die anderen waren mit dem Essen fertig. Beim Aufbruch wurde ein abendliches Zusammensein besprochen, auch Hugo sollte dabeisein. Man konnte sich nicht über den Treffpunkt einigen, bis Zepernik erklärte:

«Also – bei Barbara. Da ist es doch am nettesten. Jeder bringt natürlich eine Pulle mit.»

«Einverstanden», sagten sie nur.

Werner ärgerte sich – wieso konnte der da einfach bestimmen? Er gab Hugo einen Rippenstoss und sagte absichtlich laut: «Aus unserer Verabredung wird dann wohl nichts? Oder?»

Barbara hatte es gehört, sah zu ihm hin, zögerte einen Moment, dann meinte sie gleichmütig:

«Wenn Sie mögen, kommen Sie mit. Vielleicht haben wir wieder ein Hühnchen miteinander zu rupfen?»

Sie hatte ihm noch besser als früher gefallen.

Den ganzen Nachmittag schmiedete er Pläne, er war nicht dumm, nicht einmal primitiv, aber hier führte ihn seine männliche Taktik gründlich in die Irre. Er sagte sich: Da alle Freunde Barbaras geistige Eigenwilligkeit respektierten, müsse es Eindruck auf sie machen, wenn jemand sie nur als Frau behandle. Hinter ihrer kühlen Gescheitheit verberge sich doch nur der Wunsch, unworben und erobert zu werden.

Er kam nicht recht dazu, sein eigenes Rezept auszuprobieren. Nur einen einzigen Versuch konnte er abends machen, und der misslang. Barbara hatte aus Leonores etwas schmutzlicher Werkstatt ein blitzsauberes Atelier gemacht. So einfache und zugleich bequeme Möbel kannte Werner bisher nur aus dem *Silberspiegel*, als Beispiel moderner Formgebung. An den Wänden, die mit kräftigen Farben gestrichen waren, hingen Drucke nach Edvard Munch und Franz Marc, ausserdem ein paar Ölskizzen der neuen Hausherrin. Werner stand überlegend davor, er begriff den Sinn der zarten Gebilde nicht ganz, aber sie taten seinem Blick wohl. Von Barbara hätte er andere, krassere Dinge erwartet, er sagte ihr das offen und setzte hinzu:

«Zu meiner Überraschung sehe ich, dass Sie eben doch eine Frau sind! Mit der natürlichen Sehnsucht einer Frau nach Harmonie und Ordnung.»
«Vollkommen richtig», sagte sie ruhig. «Nur ist es eben eine andere Ordnung als die Ihre.»

Ehe er Fragen stellen konnte, hatte sie sich abgewendet. Es kam zu keinem neuen Gespräch zwischen ihnen.

Von den üblichen Diskussionen, die sich alsbald wieder entwickelten, hielt Werner sich fern. Er blieb stummer Zuhörer, und ihm fiel auf, dass Barbara besonders hartnäckig auf Zepernik losging. Lag ihr so viel an ihm?

«Solche Filme dürfen Sie nicht schreiben!» ereiferte sie sich. «Diese rührselige Geschichte vom ehemaligen U-Boot-Helden, der sich als kleiner Angestellter durchschlägt – was soll das? Wollen Sie jungen Menschen, die bei uns Gott sei Dank nicht mehr Soldat spielen müssen, die Jämmerlichkeit des zivilen Daseins und die Herrlichkeit des Heldentodes predigen?»

Zepernik verteidigte sich schwach:

«Sie machen sich's zu einfach. Schliesslich war ich ja selbst auch Soldat und...»

«Im Graben, im Dreck, als gemeiner Muschkote!» rief sie böse. «Weil Sie mussten.»

«Nein. Ich hatte mich freiwillig gemeldet.»

«Aber später dachten Sie anders. Das steht in Ihrem ‚Manifest an die Geistigen von 1919.‘»

«Du lieber Himmel! Meine Jugendsünden stehen gegen mich auf!»

Hugo Unschein lachte frech dazwischen:

«Barbara als Zepernik-Forscherin! Das lässt ja tief blicken.»

Der Autor warf ihm einen unguuten Blick zu, sagte dann in seinem gewohnten sanften Ton zu Barbara:

«Was verlangen Sie denn von mir? Ich bin kein Toller, kein Brecht. Ich mache Gebrauchsliteratur.»

«Bitte – aber dann bleiben Sie bei diesem Metier. Stattdessen spielen Sie seit einiger Zeit den Barden der deutschen Mannhaftigkeit. Wer zwingt Sie dazu?»

Unerwartet drehte sie sich zu Werner um, den sie bis dahin nicht beachtet hatte:

«Sie sind doch Experte: Muss etwa jeder Ufa-Autor ein vorgeschriebenes Quantum nationaler Stoffe abliefern?»

«Was für eine Idee!» lachte Werner. Er wusste, dass seine Meinung sie gar nicht interessierte, er wollte sich auch nicht ins Gefecht mengen, aber sich auch nicht nur als Blitzableiter benutzen lassen: «Wir drehen weit mehr unpolitische Filme, Lustspiele, historische Dramen und so weiter. Aber natürlich gibt es auch eine gewisse Tendenz ...»

«Danke.» Sie winkte ab: «Ihre Tendenz kenne ich ja. Übrigens ist sie mir fast sympathischer als die Kapitulationen Arno Zeperniks.»

«Übertreiben Sie nicht so boshaft, Barbara», sagte der Autor leise.

In diesem Moment tat er Werner beinahe leid.

Hol der Teufel die ganze Politik! dachte er. Das ist ja bei der Frau schon reiner Wahnsinn! Nun, ich will mich von dieser Krankheit nicht anstecken lassen.

Wirklich, es war eine Krankheit.

Die Leidenschaft für Politik entwickelte sich zu einer Manie, die allmählich das ganze Land ergriff. Barbaras Besessenheit war noch ein leichter Fall. Arm und reich, Links und Rechts, Männer und Frauen wurden von der Seuche gepackt, an der Minister und Parlamentarier aufgeregt herumkurierten. Leider waren die Ärzte in ihren Diagnosen völlig uneinig.

Wie sich später zeigen sollte, war es kaum mehr möglich, zwischen Ursachen und Symptomen zu unterscheiden. Zuerst, im Herbst 1929, entstand die Krise durch Infektion von aussen. Der Schock des *Schwarzen Freitags* von New York traf in Deutschland auf eine neu errichtete, auf Kredite angewiesene, höchst labile Wirtschaft. Sogleich wuchs die Arbeitslosigkeit, sie rief neue Zusammenbrüche hervor, mit jedem Konkurs verminderten sich die Arbeitsplätze, ohne Ende drehte sich die Schraube.

Zum Teil bestand das Elend darin, dass immer mehr Menschen an eine plötzliche Rettung durch politische Aktionen glaubten. Wie bei jeder Epidemie

wurden sie aus lauter Angst anfällig. Die Ausbrüche glichen einander sowenig wie Veitstanz und Schlafkrankheit – und doch war es immer dasselbe Leiden. Manche Betroffenen neigten zu sinnlosen Verzweiflungstaten, manche versanken in Apathie.

Werner Grautz hoffte, gleich Brake und vielen konservativ Denkenden, auf die Armee. Dabei wirkte noch aus dem Kaiserreich die Vorstellung vom unpolitischen Militär mit, das über den Parteien stand und schlimmstenfalls die tobenden Buben im Parlament zur Raison bringen konnte.

Noch 1931 galt die Reichswehr als immun gegen das politische Fieber. In Wirklichkeit trugen einige der gefährlichsten Bazillenträger Uniform.

Davon ahnte Werner nichts, als er den Schwiegersohn Brakes, den Oberleutnant Fritz von Peters, kennenlernte. Der lang aufgeschossene fröhliche Offizier erschien ihm wie ein Retter. Endlich ein Mann nach allzu vielen Schwätzern und Intriganten! Werner war glücklich, dass ihm der andere offensichtlich mit gleichen Gefühlen begegnete.

Indessen, es zeigte sich bald, dass hinter dem herzlichen Interesse für den strebsamen Hugenberg-Juristen besondere Gründe steckten.

Peters arbeitete im *Ministeramt* des Reichswehrministeriums. Diese Stelle war vor etwa zwei Jahren eingerichtet worden, um bessere Fühlung mit den übrigen Ministerien und der Kanzlei des Reichspräsidenten zu halten. Doch der Chef des Amtes machte vom ersten Tage an Politik, grosse Politik. Er hiess: Generalleutnant Kurt von Schleicher.

Schon seit 1919 war er im verborgenen an vielen Entscheidungen beteiligt gewesen. Hindenburgs Sohn Oskar hatte einst im selben Garderegiment gestanden; durch dessen Vermittlung wurde Schleicher allmählich zum heimlichen Ratgeber des Marschall-Präsidenten.

Er hatte kräftig nachgeholfen, damit General Groener, einer der wenigen demokratisch angehauchten Offiziere des alten Heeres, Wehrminister wurde.

Schleicher war nämlich gescheit genug, um der neuen Zeit Zugeständnisse zu machen, solange diese nicht zu weit gingen. Er lächelte darüber, dass die Deutschnationalen ihn als sozialen, gar als «roten» General beargwöhnten. In Wahrheit hielt er ausgezeichnete Verbindung zu liberalen Industriekreisen aufrecht.

Es gelang ihm, Hindenburgs Abneigung gegen Groener zu überwinden. Die Errichtung des *Ministeramts* war der Dank des neuen Ministers an seinen wichtigsten Untergebenen.

Auch bei der Berufung des Dr. Heinrich Brüning zum Kanzler hatte Schleicher seine Hand im Spiel. Er machte den ehemaligen christlichen Gewerkschaftsführer als braven Frontoffizier des Krieges für Hindenburg salonfähig.

Dennoch begriff nur ein verhältnismässig enger Kreis den ganzen Ein-

fluss des ehrgeizigen Generals. Peters schwor auf seinen Chef. Er hielt ihn für den Mann, der Deutschland aus seinem Elend herausführen würde.

Genauso sprach man bei Scherl vom Geheimrat Hugenberg. Kein Wunder, dass Werner dort den Namen Schleicher noch nie gehört hatte.

Brüning war nun fünfzehn Monate im Amt.

In diesem Sommer kämpfte er um die wirtschaftliche Gesundung des Reiches, verbissen und erfolglos. Noch immer regierte er ohne Mehrheit im Reichstag, mit Hilfe des fragwürdigen Paragraphen 48, den einst in Weimar die Väter der republikanischen Verfassung für den äussersten Notfall eingebaut hatten. Damals dachte niemand an die Möglichkeit, dass der Notfall zum Dauerzustand werden könnte. Jetzt war genau das eingetreten. Brüning trieb keinen bewussten Missbrauch mit der Verfassung, dazu war der Mann mit dem klugen Professorengesicht hinter der randlosen Brille zu anständig. Er wusste keinen andern Ausweg. Er spielte den starken Mann, den eine zunehmende Zahl Staatsbürger blindlings herbeisehnte. Er war es nicht. Durch seine Methode aber gewöhnte er das Volk an fortwährende Bevormundung. Zwar politisierte jedermann, aber die Politik spielte sich irgendwo hoch oben in einem luftleeren Raum ab. Vom Scheitern so manchen gutgemeinten Versuchs las man erst hinterher in den Zeitungen; das schlug dann doppelt auf den einzigen Verantwortlichen zurück.

Brüning konnte sich nur halten, weil die Sozialdemokratie ihn duldete, um Schlimmeres zu verhüten. Da er wahrhaftig keine diktatorischen Gelüste hatte, war dieser Standpunkt in seinem Falle halbwegs verständlich. Nur gingen die Sozialisten zu weit. Im vorigen Jahr hatten sie durch ihre Stimmenthaltung sogar den Bau eines Panzerkreuzers ermöglicht, der zum Symbol einer neuen Aufrüstung geworden war, von der Rechten jubelnd begrüsst, von der Linken beföhdet.

Jetzt, im März, hatte sich der Reichstag gleich auf sieben Monate vertagt. Brüning bekam die Arme frei.

Er regte sie vergebens.

Die Arbeitslosenzahl fiel in diesem Jahre auch während des Sommers nur unwesentlich. Bei sinkenden Staatseinnahmen blieben alle ausgeklügelten Sparerlasse wirkungslos. Eine Zollunion mit Österreich, die wirtschaftliche Entlastung bringen sollte, scheiterte am Einspruch Frankreichs, das gegen den Bruch des Vertrages von Versailles protestierte. Daran änderte eine eilige Reise Brünings nach Paris nichts.

War das chauvinistische Blindheit jenseits der Vogesen? Auch das, gewiss, aber es liess sich begreifen. Forderte nicht die zweitstärkste Partei, die NSDAP, im Reichstag offen den Revanchekrieg? Und bei allen Wahlen in Ländern und Gemeinden wuchs ihr Stimmenanteil unaufhörlich weiter. Was würde geschehen, wenn Hitler die Mehrheit bekäme?

Von aussen her sah die Lage im Reich noch chaotischer aus, als sie es tatsächlich war. Fremde Geldgeber verloren das Vertrauen. Besonders die grossen amerikanischen Banken riefen nun die vor Jahren grosszügig gegebenen Kredite ab. Die betroffenen deutschen Schuldner forderten von der Reichsbank Hilfe, das hiess also: Devisen. Rasch schmolz die Golddeckung der Mark dahin. In manchem Monat wurden Hunderte von Millionen abgezogen. Unmöglich konnte der Staat jedes Loch stopfen. Riesige Konkurse verschärfen die Panik; so krachte der Nordwolle-Konzern zusammen und riss viele kleine Leute mit ins Verderben.

Im Juni, als eine allgemeine Katastrophe nahe schien, veranlasste Brüning den Reichspräsidenten, einen offenen Appell an den amerikanischen Präsidenten Hoover zu richten. Und der Mann, der nach dem Weltkrieg erstaunliche Hilfsaktionen für das ausgepörrte Europa organisiert hatte, versagte sich nicht.

Er appellierte an alle Siegermächte. Frankreich zögerte erst, stimmte dann mit allen beteiligten Staaten einem Stillhalteabkommen zu, das zu London im August unterzeichnet wurde.

Zunächst wurden sofort die anderthalb Milliarden gestundet, die Deutschland nach dem Youngplan in diesem Jahre noch zu zahlen hatte. Es liess sich deutlich voraussehen, was dann wirklich eintreten sollte: Dieser Verzicht leitete die gänzliche Einstellung der Reparationen ein.

Damit war eine Hauptforderung der nationalen Rechten erfüllt. Freilich, Hugenberg und Hitler hatten nun eins ihrer wirksamsten Argumente bei der Hetze gegen die Republik verloren. Daher schwiegen sie den Erfolg Brünings einfach tot.

Wie war das möglich?

Eine taktische Ungeschicklichkeit des Kanzlers half ihnen. Er sprach über den Erfolg von London im Rundfunk, aber erst nachts, nach Schluss des Programms. Während die demokratischen Blätter das Ende der Zahlungen in Schlagzeilen Bekanntgaben, brachte der *Lokalanzeiger* nur drei unauffällige Zeilen: *«Gestern in später Abendstunde setzte sich der Reichskanzler im Rundfunk eingehend mit dem Gesamtkomplex der Hooveraktion auseinander.»*

Die kleinen Städte aber und das flache Land, wo man früh zu Bett geht, erfuhren überhaupt nichts. Denn im Seherischen Materndienst stand kein Wort davon.

Dafür schluckten fünfzehn Millionen Zeitungsleser die gross aufgemachte Mitteilung, am 9. Juli seien Hugenberg und Hitler übereingekommen, als *Nationale Opposition* nunmehr gemeinsam aufzutreten.

Hitler raste in diesen Wochen durch Deutschland, zu immer neuen Zielen: abgelegenen Hotels oder Waldlichtungen, wo Bankiers, Industrielle und Grosskaufleute ihn schon erwarteten. Otto Dietrich hatte das alles vorbereitet. Um die Seele jedes einzelnen Kapitalsherrn rang der sozialistische Revolutionär Adolf Hitler.

Wieder ging es vor allem um das Geld. Auch jetzt sträubten sich noch viele, so der Eisengrosshändler Otto Wolff, ein Vertrauter Schleichers. Doch war die Zahl derjenigen gewachsen, die sich für den Fall eines Umsturzes beizzeiten rückversichern wollten. Und so geheimnisvoll alles vor sich ging, es sickerten doch Namen durch: Bankier Kurt Schröder aus Köln – von Stauss von der Deutschen Bank – Hillgard von der Allianz-Versicherung. Selbst ein königlicher Handelsfürst wie der Hapag-Direktor und frühere Reichskanzler Wilhelm Cuno war sich nicht zu gut für eine solche Verhandlung.

Wenn Brüning von diesen Packedeieien erfuhr, dann nahm er sie kaum allzu ernst.

Er rechnete jetzt mit einer raschen Entspannung und glaubte deren erste Anzeichen schon zu spüren.

Da traf ihn ein neuer, schwerer Schlag. Als Folge der monatelangen Kreditabzüge brach eine der grössten deutschen Banken zusammen.

An einem Sonnabend im Juli fuhr Leonore im Wagen nach Berlin zurück. Sie hatte ihre Heimarbeiter im erzgebirgischen Olbernhau und süddeutsche Abnehmer besucht.

Inmitten der steigenden Krise gingen ihre Geschäfte fast noch besser. Überall verlangte man nach dem billigen, lustigen Stoffschmuck. Wenn Leonore die endlosen Menschenschlangen vor den Sozialämtern und Stempelsteilen sah, erschien ihr der nutzlose Kram geradezu frivol. Bei aller Tüchtigkeit fehlte ihr der kaufmännische Sinn. Das viele Geld, das sie verdiente, blieb ihr etwas unheimlich.

Der Bankbeamte in Frankfurt hatte gestern schon recht gehabt:

«Es sollte verboten sein, jungen, hübschen Damen so viel Bargeld in die Hand zu geben.»

Sie zahlte ein paar Tausend kassierte Mark ein, die auf ihr Berliner Konto bei der *Darmstädter und Nationalbank* überwiesen werden sollten. Der Mann am Schalter lächelte so sonderbar, dann fing er ein umständliches Gespräch über die unsicheren Zeiten mit ihr an. Es klang beinahe wie eine Warnung, sie verstand nur nicht, wovor. Nun, wahrscheinlich war es der Versuch, mit ihr anzubündeln. Das erlebte eine allein reisende Frau öfter.

Sie reiste immer allein. Nur zu Beginn ihrer Ehe hatte Hugo sie ein paarmal begleitet.

In einer halben Stunde würde sie zu Haus sein. Davor hatte sie leise Furcht. Nur kurze Zeit hatte sie sich einreden können, dass sie glücklich wäre. Länger

brachte Hugo es nicht fertig, ihr Gefühle vorzuspiegeln, deren er nicht fähig war. Im selben Augenblick, da er dank Zeperniks Hilfe zu verdienen anfang, gab er die mühsame Rolle des zärtlichen Ehemannes von einem Tage zum andern auf.

Häufig blieb er nun abends aus. Das sei, behauptete er, in diesen Künstlerkreisen unvermeidlich; wenn man weiterkommen wolle, müsse man Verbindungen pflegen. So etwas ergebe sich ganz plötzlich, aber er werde sie schon einmal mitnehmen.

In Wahrheit hatte er Rendezvous mit kleinen Komparssinnen. Dass ihn Zepernik, Grautz und Barbara dabei beobachteten, störte ihn nicht.

Als Leonore ihn schliesslich zur Rede stellte, nahm er ohne weiteres an, sie sei durch Barbara aufgehetzt. Indessen, es war Werner Grautz gewesen, dem Leonore leid tat. Er behandelte sie mit achtungsvoller Freundlichkeit, zudem hoffte er, auf dem Umwege über die Freundin Barbara ab und zu begegnen zu können.

Bei der ersten und einzigen Auseinandersetzung mit Leonore schimpfte Hugo auf diese prude Gans Barbara. Ungemein albern spielte er den Künstler, den Schriftsteller, der eben Anregung nötig habe. Als Leonore immer schweigsamer wurde und ihn nur noch mit grossen Augen anstarrte, schrie er unbeherrscht:

«Lass deine jüdische Sentimentalität! Du denkst, dass du mich einfach gekauft hast! Aber das ist ein Irrtum ...»

Sie ging wortlos aus dem Zimmer. Andern Tags war sie abgereist, ohne ihn gesehen zu haben. Die wenigen unverzeihlichen Worte hatten sie mit einem Schlage von ihrer Verblendung geheilt.

Auf der langen, einsamen Reise hoffte sie zur Ruhe zu kommen. Doch jede Nacht schrak sie aus wüsten Träumen hoch. Der Schock wirkte nach, in Stuttgart fühlte sie sich so unendlich elend, dass sie einen Arzt aufsuchte.

Er sagte ihr, dass sie ein Kind erwarte.

Bei der Heimkehr war Hugo nicht zu Haus. Audi Barbara meldete sich nicht am Telefon. Mit irgendwem musste sie endlich sprechen. Deshalb rief sie ihren Vater an.

Der schien sonderbar verwirrt und beschwor sie, sofort zu ihm zu kommen. Sie fand den sonst stets munteren, herzlichen Mann in einem tollen Durcheinander. Alle Koffer hatte er herbeigeschleppt, leerte die Schränke und packte wahllos ein.

Wollte er die Mama in Heringsdorf überraschen?

Ganz und gar nicht, er hatte ihr telegraphiert, sie müsse sofort zurückkommen. Erst nach und nach bekam Leonore aus dem Verstörten heraus, was geschehen war.

Gestern Abend lärmten einige Kerle vor dem Hause. Als er die Ladentür öffnete, sah er: Sie hatten gross unter den Firmennamen das Wort *Jude*

geschmiert und Davidsterne auf alle Schaufenster. Glücklicherweise kam Portier Klamke dazu, wer weiss, was sonst noch geschehen wäre.

«Ich sag' dir, Kind», stöhnte er, «genauso hat's angefangen bei deinem Grossvater selig, Anno fünf, in Schitomir. Aber davon weisst du nix. Gar nix weisst du...»

Wie er sich irrt, dachte sie bitter. Aber sie wollte ihn beruhigen:

«Wir leben nicht in Wolhynien! Hier kann das nicht passieren.»

«Glaubst du? Nora, ich hab' euch nichts davon gesagt: Neulich kamen sie, als ich im *Romanischen* auf der Terrasse sass, und schrien: Juden 'raus! Die Polizei war gleich da ...»

«Na, siehst du!»

«Aber ich hab' Angst. Ich will den Laden verkaufen und die Möbel und dann weg von hier. Montag früh hol' ich alles Geld von der Bank. Und dich möcht' ich am liebsten mitnehmen, Nora!»

«Ach, Papa...»

Er missverstand ihren Seufzer:

«Nu ja, ich weiss, das geht nicht. Der Hugo...»

Sie beugte sich über seine Hand und streichelte sie leise, dann sagte sie:

«Um ihn geht's nicht. Aber – ich bekomm' ein Kind.»

«Nörchen!» Er hob ihr Gesicht mit beiden Händen zu sich empor. «Das ist schön! Gott segne dich, meine Tochter! Ja, da kannst du nicht weg! – Freut er sich denn, dein Hugo?»

«Er weiss es noch gar nicht.»

Ratlos blickte er die Tochter an, dann murmelte er:

«Ach so. – Is denn alles meschugge geworden? Ich sag' dir was: Begleit mich Montag auf die Bank. Auf alle Fälle. Vielleicht fährst du doch mit?»

Sie gab ihm keine Antwort.

Auch über Sonntag kam Hugo nicht nach Haus. Es war ihr gleichgültig. Sie sass und überlegte. Einmal läutete das Telefon, sie hob nicht ab. Ob es Barbara war oder Grautz – was sollte sie ihnen sagen ...

Mit jeder Stunde schien ihr der Vorschlag des Vaters weniger unsinnig. Am Montag morgen war sie frühzeitig in der Herderstrasse. Beim Eintreten sah sie Leon völlig zusammengebrochen dasitzen, eine Zeitung in der Hand. Die Mama war gestern Abend angekommen, sie klammerte sich an seinen Arm und wiederholte unaufhörlich die beiden Worte:

«Das Unglück! Das Unglück!»

Leonore griff nach der Zeitung, das Herz stand ihr still, die Schlagzeile schrie ihr entgegen:

DANATBANK STELLT ZAHLUNGEN EIN!

Plötzlich sprang Leon Schrnitzer auf:

«Komm! Komm schnell! Sie müssen mir mein Geld geben – sie müssen!»

Die Gitter des prunkvollen Bankpalastes in der Behrenstrasse waren heruntergelassen. Eine Menge drängte sich davor. Man hörte immer wieder gellende Rufe, Drohungen, Schimpfworte.

Andere Stimmen forderten Ruhe.

Ein vorn Stehender las noch einmal den Anschlag laut vor:

WIR SEHEN UNS GEZWUNGEN, NACH STARKEN KREDITKÜNDIGUNGEN UND ABHEBUNGEN ZUM SCHUTZ UNSERER GLÄUBIGER UNSERE SCHALTER VORÜBERGEHEND ZU SCHLIESSEN. DIE REGIERUNG HAT UNS ZU DER MITTEILUNG ERMÄCHTIGT, DASS SIE AUF GRUND EINER HEUTE ERGEHENDEN NOTVERORDNUNG DIE EINLAGEN GARANTIERT.

DARMSTÄDTER UND NATIONALBANK

KOMM. GES. A. A.

I. A. JACOB GOLDSCHMIDT

Brüllendes Lachen hatte den Sprecher mehrmals unterbrochen:

«Zum Schutze der Gläubiger!» rief jetzt ein älterer Herr aufgebracht. «Das sind wir alle!»

«Vorübergehend ... Wer's glaubt, kriegt einen Taler.»

«Lauter jüdische Drehs!» krächte ein junger Bursche. «Der Goldschmidt ist längst über die Grenze!»

«Na klar. Mit der janzen Marie!»

Das war ein kaum Siebzehnjähriger. Leonore empörte sich:

«Haben Sie hier ein Konto?»

Böse musterte sie der Jüngling, belehrte sie dann herablassend:

«Junge Frau, det is Volksvermögen, wat da veruntreut wird. Immer müssen die Ärmsten bluten mit ihre Steuerjroschen.»

Jemand widersprach, und schon war eine Prügelei im Gange. Leon stand zitternd da, plötzlich riss er die Tochter am Arm fort:

«Bloss weg von hier!»

Zu Haus sass die Mama am Radio, ganz ausser sich über neue Hiobsbotschaften, sie las von einem Zettel vor:

BANKFEIERTAGE VERORDNET. GELDABHEBUNG AUF HÖCHSTENS FÜNFHUNDERT MARK BESCHRÄNKT. DEISENORDNUNG UND HOHE GEBÜHR FÜR AUSLANDSREISEN GEPLANT.

«Jetzt sind wir eingesperrt», murmelte Leon. Seine Frau berichtete aufgeregt:

«Als ich vorhin einholen wollte, kam ich gar nicht in die Läden hinein. So was gab's seit der Inflation nicht mehr. Die Leute kaufen wie irrsinnig: Konserven, Kaffee, Mehl, Gewürze – gleich kiloweise. Als ob wir morgen Krieg hätten.»

In zahllosen Häusern ging es an diesem Montag ähnlich zu. Vor weniger als acht Jahren hatte Deutschland die völlige Geldentwertung erlebt. Wer konnte es den verschreckten Menschen verübeln, wenn sie nicht begriffen, dass diesmal alles genau umgekehrt war wie damals: Nicht zuviel, zuwenig Geld war

im Lande. Tagelang wurden vielerorten Sparkassen und Banken belagert. Hier und da musste Polizei eingreifen.

Sensationsmeldungen heizten die Panik an:

AUSLAND STELLT NOTIERUNG DER DEUTSCHEN MARK EIN!

HOLLAND LEHNT BEZAHLUNG IN REICHSMARK AB!

AM GRENZPUNKT VENLOO VERDERBEN EINE MILLION SALATKÖPFE!

Allmählich trat Ruhe ein. Die Mark behielt ihren vollen Wert. Als bekannt wurde, Dr. Hjalmar Schacht solle als Reichskommissar die *Danatbank* sanieren, da lächelte auch Leon Schrintzer zum erstenmal wieder.

«Vielleicht wird doch noch alles gut – Schacht ist in Ordnung. Erinnert ihr euch, was damals, 1923, als wir das neue Geld bekamen, an allen Litfasssäulen stand? ‚Die Rentenmark, die uns gebracht der Demokrat, der Doktor Schacht!‘ Der wird den Karren aus dem Dreck ziehen.»

Doch der ehemalige Demokrat Schacht lehnte das rundweg ab. Er war, wie er stets betonte, ein Mann der altpreussischen, korrekten Ordnung. Er missbilligte die Finanzpolitik der Auslandsanleihen. Er sah in dem *Danat*-Krach, wie sich aus einigen seiner Äusserungen vermuten liess, die Quittung für diese Fehler. Ausserdem hatte er soziale Bedenken, die sich recht human anhörten: Nur die kleinen Sparer sollten geschützt werden, die grossen Einleger aber ruhig bluten.

Das eigentliche Motiv für solche populären Ansichten würde er viele Jahre später, als er sich dieses Sommers erinnerte, offenherzig preisgeben: «Der innere Grund war, dass ich auch hier keine Neigung hatte, Entschliessungen durchzuführen, die gegen meinen Rat gefasst worden waren.»

Ein mannhaft klingendes Wort, das offenbar zugleich bedeutete: Wer Hjalmar Schachts Rat annahm, hinter den stellte er sich auch. Adolf Hitler hörte auf ihn, damals und noch lange.

Damit übernahm Schacht, der Mann der altpreussischen, korrekten Ordnung, einen Teil der Verantwortung für das, was Hitler wollte und tat. Fiel ihm nicht auf, wie befriedigt die Nazis das Anschwellen der Krise, der Not, der Unordnung beobachteten?

In den *Nationalsozialistischen Heften* war diese Tatsache mit geradezu klassischem Zynismus von Gregor Strasser so formuliert worden:

«Alles, was sich gegen die bestehende Ordnung wendet, findet unsere Unterstützung. Wir fördern die Katastrophenpolitik. – Jeder Streik, jede Regierungskrise, jede Beeinträchtigung der Staatsmacht, jede Schwächung des Systems ist gut, sehr gut für uns und unsere deutsche Revolution ...»

Die gleichen Gedanken verkündete Goebbels unaufhörlich in Rede und Druck.

Billigte der Ordnungsmann im korrekten, steifen Kragen auch das? Er tat mehr: Er unterstützte die Katastrophenpolitik. Im Winter zuvor war er in Amerika und wurde gefragt, was er von einer soeben nach Deutschland vergebenen Anleihe denke. Mit gewundenen Worten deutete er an, er halte dergleichen für recht fragwürdig. Was das hiess, besagte sein eigener späterer Kommentar dazu: «Wo lag hier die Grenze zwischen vaterländischer Sorge und einer Art Landesverrat?»

Es war ein Stück Landesverrat, wenn dieses Wort überhaupt einen Sinn hatte. Und das gleiche Delikt begingen Hitler und Hugenberg, als sie, gleichfalls in diesem Juli 1931, öffentlich beganntgaben, die *Nationale Opposition* würde, falls sie an die Macht käme, aussenpolitische Abmachungen der derzeitigen Regierung nicht anerkennen.

Die Regierung hatte soeben eine *Notverordnung gegen Ausschreitungen in der Presse* erlassen. Davon wurde nur zögernd und selten gegen Rechts Gebrauch gemacht. Die Republik hatte mit dem Schwert der Justiz nur gefuchelt. Sie blieb ohnmächtig, nachgiebig, ängstlich.

Der General von Schleicher aber, durchaus kein Freund Hitlers, war als Soldat ein Mann der Macht. Er konnte nur in ihren Begriffen denken. Er erkannte, wie die Stellung des von ihm gemachten Kanzlers immer schwächer wurde, während sich die Kräfte der Angreifer verstärkten.

Im August fand ein von den Rechtsparteien herbeigeführtes Volksbegehren statt. Die verhasste Bastion der Sozialisten Braun, Severing und Grzesinski sollte durch vorzeitige Auflösung des preussischen Landtages zum Einsturz gebracht werden. Bei der Eintragung in Listen bekam indessen die *Nationale Opposition* nur 37 Prozent der Stimmen.

Auch das war schon zuviel, fand Schleicher. Er wollte keine Diktatur, weder jetzt noch später, ganz im Gegenteil; er dachte daran, diese Gefahr zu bannen, indem er Hitler an der Macht beteiligte, ihn ausnutzte, abnutzte, unschädlich machte. Das war die gleiche Illusion, die so manchen Industriellen in Hitlers Nähe trieb.

Der General wurde von einem Alptraum gequält.

In Deutschland herrschte Kleinkrieg zwischen SA und Rotfront, Stahlhelm und Reichsbanner. Die Staatsgewalt war gelähmt. Konnte das nicht eines Tages äussere Feinde zum Überfall verlocken? Wie schwierig würde dann die Lage der kleinen Reichswehr.

Diese war in Versailles auf hunderttausend Mann beschränkt worden. Schleicher entwickelte einen Plan, dem auch der Chef der Heeresleitung, General von Hammerstein-Equord, zustimmte. Wenn es gelang, die Privatarmeen zu zähmen und an die Reichswehr als eine Art Miliz anzulehnen, dann konnte man zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: die

schwelende Gefahr im Rücken der Armee bannen und die Armee selbst verstärken.

Im geheimen hatte Schleicher schon Verhandlungen mit militärischen Vertretern der Westmächte aufgenommen. Sie erschienen ihm hoffnungsvoll. Die eigentliche Schwierigkeit lag anderswo – bei Hindenburg. Der Marschall mochte die zivilistische Kriegsspielerei nicht, daraus entstünde doch niemals eine anständige Truppe, fand er.

Vielleicht liess der Alte sich vom Gegenteil überzeugen, wenn Hitler selbst die nötigen Zusicherungen gab? Mit all seiner zähen Schlaueit machte Schleicher sich ans Werk, um die Begegnung dieser grundverschiedenen Männer zustande zu bringen. Die Zeit drängte, immer rascher nahm die Arbeitslosigkeit zu; und im Oktober planten Hugenberg und Hitler eine riesige Heerschau ihrer Kräfte, vielleicht war es dann schon zu spät.

Der General musste zunächst selbst mit Hitler reden. Dazu verhalf ihm ein Mann, den er aus den Zeiten der geheimen Aufrüstung der *Schwarzen Reichswehr* kannte: Hauptmann Röhm, der Stabschef der SA. Natürlich hatte dieser eigene Absichten, er wollte weniger die Reichswehr als seine braune Truppe stärken.

Schleicher gab sich so liebenswürdig wie möglich, er schmeichelte Hitler und gewann ihn für den nächsten, unumgänglich notwendigen Schritt: Im Hause des Ministers Treviranus, eines freikonservativen Gegners von Hugenberg, fand in aller Stille ein Zusammentreffen mit Brüning statt. Dabei war auch Göring anwesend, der als diplomatischer Fachmann galt, seit er vor kurzem Mussolini in Rom besucht hatte.

Der Reichskanzler ergriff überraschend die Initiative. Er machte Hitler ein erstaunliches Angebot:

Um eine Regierung auf breiter parlamentarischer Basis zu ermöglichen, wolle er zurücktreten! Allerdings nicht gleich, sondern erst, wenn die Reparationsfrage endgültig erledigt und wenn Hindenburg im kommenden Jahre wiedergewählt sein würde. Dafür forderte er, die NSDAP müsse ihn fortan ebenso tolerieren, wie die SPD es seit langem tat.

War das nun Schwäche oder Klugheit?

Hitler wich aus. Vielleicht hielt er alles für eine Falle, vielleicht wollte er Zeit zum Überlegen gewinnen. Aber das Bewusstsein, endlich ernst genommen zu werden, riss ihn mit. Er schwadronierte drauflos, es müsse sofort aufgerüstet, der ganze Versailler Schandvertrag zerrissen werden. Immer kühler wurde Brüning. Ohne Ergebnis gingen sie auseinander.

War Schleicher enttäuscht? Jedenfalls hatte er gegenüber dem Kanzler seine Loyalität bewiesen. Nun spielte er den entscheidenden Zug seiner grossen Partie. Oskar von Hindenburg, der Freund, erreichte bei seinem Vater einen Empfang Hitlers.

Die beiden sahen einander zum erstenmal am 10. Oktober 1931, genau einen Tag, ehe die *Nationale Opposition* in Bad Harzburg aufmarschieren wollte.

Auf seinen Stock gestützt, stand der uralte Mann da: Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff und Hindenburg, Präsident des Deutschen Reiches. Auf ihn zu trat der ewige Gefreite des Weltkrieges. Der Sohn jenes Braunauer Zolloffizials Alois Schicklgruber, der sich erst mit 39 Jahren Hitler zu nennen begann. Der Stammgast der Wiener Obdachlosenheime. Der erfolglose Kunstmaler und überaus erfolgreiche Parteiführer.

Für ihn war es eine Stunde höchsten Triumphes – aber auch der grossen Bewährung.

Diese erste Probe bestand er nicht.

Es schien, dass er aus der Begegnung mit Brüning nichts gelernt hatte. Wiederum steigerte er sich in einen Rausch von Phrasen hinein. Er deklamierte, statt zu fragen, und wurde laut, statt respektvoll zuzuhören. Solch ein Benehmen war der alte Herr nicht gewohnt. Tief verletzt schwieg er. Das hektische Gerede glitt von ihm ab. Ziemlich schnell war alles vorüber.

In Berlin erzählte man sich bald, Hindenburg habe zu seinem Vertrauten brummig gesagt:

«Junger Freund – der will Kanzler werden? Ausgeschlossen. Höchstens Postminister.»

Diesmal war auch Schleicher verärgert und enttäuscht. So also sah der Retter Deutschlands aus – ein kleiner Demagoge, ein unbeherrschter Gernegross. Mit dem würde man schon fertig.

Eins ahnte der General nicht:

Der Mann, der vor ihm zweimal taktlos den lärmenden Volkstribunen gespielt hatte, war in diesen Wochen nahe am Zusammenbrechen gewesen. Er dachte an Rücktritt, an Auswanderung. Ja, seine nächsten Freunde überwachten ihn, weil sie einen Selbstmord für denkbar hielten.

Der Anlass war ein junges Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, das seit drei Wochen nicht mehr lebte.

Helmut Hagenow sass im *Café Adler* am Dönhoffplatz und musterte aufmerksam den Inhalt eines Schnellordners, der vor ihm auf dem Marmortisch lag – Zeitungsausschnitte, Fotografien, dazwischen engbeschriebene Blätter.

Ihm gegenüber wartete geduldig ein junger, blasser Mensch. Ab und zu warf er einen scheuen Blick zur Tür, wenn jemand hereinkam.

Helmut überlegte.

Seit Monaten hatte er im *Morgenblatt* kein politisches Wort mehr schreiben dürfen. Die Ankunft Chaplins in Berlin, die Begrüssung des Boxweltmeisters

Max Schmeling, die Wahl einer Baroness Daisy Freyberg zur Schönheitskönigin – das waren so seine Themen. Und nun dies hier... Ein dummer Schwindel, mit dem er sich nur blamieren würde? Oder die Chance, der dicke Knüller?

Langsam schloss er den Deckel, auf dem in Rundschrift stand:

HITLER UND DIE FRAUEN

«Ganz interessant – was soll gerade ich damit?»

«Ich dachte, Sie kaufen mir das ab», sagte der andere bescheiden.

Helmut lachte auf:

«Wie Sie sich so was vorstellen! Ich bin ein kleiner Reporter, kann da gar nicht entscheiden. Natürlich könnte ich mal mit meinem Chef reden.»

«Gleich heute?»

«Sie haben es aber eilig! – Na schön, mal sehn.»

Der Fremde griff nach seinem Material:

«Das gebe ich nicht aus der Hand.»

«Dann kommen Sie mit.»

Helmut hatte sich entschlossen.

Als Dr. Taschner das seltsame Aktenstück wortlos durchblättert hatte, nickte er Helmut anerkennend zu:

«Sehr geschickt, dass Sie gleich zu mir kamen.» Dann fragte er den Unbekannten, der unruhig auf seiner Stuhlkante hockte:

«Ihren Namen wollen Sie nicht nennen?»

«Nein.»

«Sie müssen mir immerhin erklären, woher Sie das alles haben.»

Ein vages Lächeln ging über das spitze Gesicht:

«Zum Teil habe ich es – gewissermassen – miterlebt.»

«Ach?» Nun wurde Taschner neugieriger: «Weshalb kommen Sie denn gerade jetzt damit an?»

Schlagartig wurde der Ausdruck des Fremden ernst, ja traurig. Er senkte den Blick:

«Das – sage ich Ihnen, wenn Sie sich zum Ankauf entschliessen. Es ist – die Schlusspointe. Das Wichtigste.» Ruckartig hob sich sein Kopf: «Der Grund, weshalb ich überhaupt hier bin!»

Taschner sah ihn prüfend an:

«Na schön, wir werden sehn. Hagenow, gehn Sie mit dem Herrn essen. Auf Spesen. Wir sehen uns in einer Stunde wieder. Keine Angst, hier wird Ihnen nichts geklaut!»

Kaum waren die beiden hinaus, rief er den grossen Kollegen in der Nachbarredaktion an:

«Max, ich brauche deinen Rat. Eine dolle Sache ...»

Gemeinsam studierten kurz danach Taschner und Berthold Blatt um Blatt. Sie schwiegen, rauchten, nur ab und zu fiel eine Bemerkung.

Die Papiere waren geradezu bürokratisch geordnet, die einzelnen Teile durch knappe Zusammenfassungen eingeleitet. Etwa so:

Bechstein, Helene. Frau des Klavierfabrikanten B. Lernte H. durch Dietrich Eckart kennen. Mütterliche Freundin. H. wohnt oft bei Familie B. in Berlin und auf dem Obersalzberg. Dort kaufte er das benachbarte «Haus Wachenfeld». Mit Hilfe der Frau B.? Häufig Geldspenden.

Oder:

Bruckmann, Else, geborene Prinzessin Cantacuzene. Rumänin. Frau des Münchener Verlegers Br. Schwärmerische Verehrung Hs. Veranstaltet Gesellschaften für ihn. Viele Geldspenden.

«Hm – nicht so besonders aufregend.»

Taschner rief:

«Dann lies mal das hier!»

Hanfstaengl. Bekannte Familie in München. Kunstverleger.

Ernst H. Einer der ersten Anhänger Hs. Rettet in der Inflation die Partei vor dem Zusammenbruch durch eine Spende von tausend Dollar. Spitzname: *Putzi.*

Putzis Mutter: eine geborene Sedgwick-Heine aus New York. (Jüdische Abstammung?) Dame der grossen Welt. Lädt gern Boheme und andere ausgefallene Typen in ihren Salon. So auch H.

Berthold brummte: «Davon habe ich gehört. Sie hielt ihn sich geradezu als eine Art Hofnarren. Aber zum Thema Hitler und die Frauen trägt das wenig bei.»

«Sieh dir mal dieses Foto an!»

«Donnerwetter! Eine blendende Person! Wer ist das?»

Taschners Finger deutete auf ein neues Blatt:

Erna Hanfstaengl. Schwester von *Ernst H.* Pfl egte H., als er 1923, nach dem misslungenen Putsch, in das Hanfstaengl-Haus am Staffelsee geflohen war. H. verliebte sich in sie. Erfolgreich? – Siehe Anlage: *Volk. Beobachter*, 1924.

Sorgsam aufgeklebt auf ein weisses Blatt, stand da in einem Originalausschnitt zu lesen:

«Um böswilligen Verleumdungen entgegenzutreten, stellen wir hierdurch fest:

Das Gerücht von einer Verlobung des Führers ist falsch. Ausserdem ist das betreffende Fräulein Hanfstaengl nicht jüdischer Abstammung.»

«Diese Patentgermanen haben geradezu den Takt erfunden, was?» lachte Taschner. Sein Freund sah ihn von der Seite an:

«Du auch – wenn du das etwa drucken lässt. Na, sehen wir mal weiter.»

Wagner, Winifred. Bayreuth, Haus Wahnfried.

H. verkehrte dort seit Sommer 23. Richard Ws. Witwe *Cosima* mochte ihn nicht. Auch ihr Sohn *Siegfried W.* verhielt sich bis zu seinem Tode 1927

reserviert. Dagegen war *Winifred*, geborene Engländerin, sogleich für H. begeistert. Einfluss des dem Hause W. nahestehenden antisemitischen Kulturphilosophen *Houston Stewart Chamberlain*, den Dietrich Eckart und H. als Vorläufer anerkannten.

Er sagte über H.: «Dass es ihn gibt, beweist Deutschlands Lebenskraft.»

«Hm – auch nicht sehr neu. Man weiss, dass Adolf jedes Jahr zu den Festspielen reist. Schwärmerei für Wagner. – Was hat das mit den Frauen zu tun?»

«Da – unser Gewährsmann behauptet in einer Notiz, Hitler habe Winifred nach dem Tode ihres Mannes heiraten wollen.»

«Woher will er das wissen?» Berthold sah unwillig hoch: «Wer ist dieser Mensch überhaupt?»

«Keine Ahnung. Ich tippe auf entlaufenen Diener, Chauffeur oder so was.»

«Trübe Quelle. – Mein Lieber, hör mal zu: Das ist nichts für ein seriöses Blatt. Wenn Adolf etwas dafür übrig hat, dass gutsituierte Bürgerfrauen ihn anheimmeln, dann hat das materielle Gründe. Oder die Seelenforscher mögen sich streiten, ob es Unsicherheit des kleinen Mannes ist oder Mutterkomplex als Ausgleich für Machtwahnsinn. Dir rate ich: Finger weg!»

«Hm – hast wohl recht. Aber sieh dir den Burschen doch mal an.»

Ein ungeduldiger Seufzer:

«Gut. Dir zuliebe. Aber nur fünf Minuten!»

Es wurde eine gute Stunde daraus, und keiner sah auf die Uhr.

Taschner erklärte dem Unbekannten kühl, für Tratsch ohne Pointen bestehe kein Interesse. Falls das alles sei...

«Ich habe Ihnen doch schon gesagt, dass es nicht alles ist!»

«Dann schießen Sie los!»

«Und was kriege ich dafür?»

«Zusagen kann ich vorher nichts.»

Der junge Mensch kämpfte sichtlich, auf einmal setzte er sich unaufgefordert:

«Ich will alles erzählen. Nachher zahlen Sie mir schon was, wenn Sie anständig sind.»

«Wenn wir etwas gebrauchen können», betonte Taschner und gab Helmut einen Wink: «Stenografieren Sie mit!»

Als wäre eine Schleuse aufgezogen, begann der Fremde überstürzt:

«Der Name Raubal sagt Ihnen nichts. Angelika Raubal – das ist Hitlers Stiefschwester, sechs Jahre älter als er. Seit 23 führte sie ihm das Haus, erst in München, dann auf dem Obersalzberg. Aber ihre Tochter, die Angela, die blieb ganz bei ihm, in München. Am Prinzregentenplatz lebten sie zusammen. Bis vor drei Wochen ...»

Seine Stimme wurde laut:

«Da hat man sie gefunden, am 18. September, erschossen, die Kugel steckte im Herzen, und die war aus dem Revolver, den Hitler immer in seinem Nachtkastl hatte.»

Unwillkürlich rief Taschner:

«Behaupten Sie, dass Hitler seine Nichte erschossen hat?»

Der Unbekannte hob die Schultern:

«Schuld an ihrem Tode ist er auf alle Fälle. Sehn Sie: Die Geli – wir nannten sie alle Geli –, das war so ein lebenslustiges Ding, ein Bauernmädel halt, aus Oberösterreich. Sie hatte eine hübsche Stimme, und ihr Onkel versprach, sie ausbilden zu lassen. Aber daraus wurde nix. Dazu war er zu eifersüchtig.»

Die drei starrten den Sprecher an. Als der nicht weiterreden wollte, fragte der grosse «d» leise:

«Liebte er sie denn?»

«Haben wollte er sie.» Das war ein Ausbruch offenen Hasses.

Bedeutsam sahen die beiden Redakteure einander an. Ruhiger fuhr der junge Mann fort:

«Natürlich verheimlichte der Adolf alles. In der Partei heisst's ja: Ein Junggeselle muss Führer sein, dann kriegen wir die Weiber. Aber viele merken's eben doch. Die beiden nannten sich Alf und Geli. Immer sass sie bei Versammlungen vorn in der ersten Reihe. Manche glaubten gar nicht an die Verwandtschaft. In Stuttgart gab es mal einen furchtbaren Krach, da brüllte Hitler die Amtsleiter an: ‚Ich lasse mir keine Vorschriften über mein Privatleben machen!‘ Und dabei schlug er wütend mit der Peitsche gegen seine Stiefelschäfte.»

«Also gibt es sie wirklich, die berühmte Nilpferdpeitsche?»

«Ob sie aus Nilpferdhaut ist, weiss ich nicht. Er hat sie immerzu am Handgelenk baumeln. Dauernd fuchtelt er damit herum, das beruhigt seine Nerven. Die sind verdammt schlecht... Ja, das bekam die Geli bald zu spüren. Er nahm sie nicht mehr mit, er sperrte sie zu Haus ein, sie sollte eben keinen andern mehr sehn können. Verrückt war er. Jeden verdächtigte er, etwas mit der Geli zu haben. Am meisten den Emil...»

«Wen?»

«Emil Maurice – der mit ihm in Landsberg auf Festung sass. Früher war der mal Uhrmacher, dann alles, was grad gebraucht wurde: Chauffeur, Sekretär, Diener...»

Berthold räusperte sich:

«Und dieser Maurice hat...»

«Nein! Niemals!» Das war ein Aufschrei der Entrüstung. Und wieder blickten die Zuhörer einander an. Der Erzähler hatte sich gleich gefangen:

«Ein gefährlicher Hund ist das. Wenn der wüsste, wo ich in diesem Moment bin ... Nein, nein – nie hätte die Geli sich mit so einem eingelassen!»

Der erfahrene alte Journalist beugte sich vor und fragte behutsam:

«Aber Sie selbst? Ich meine – Sie waren sicher in das Mädchen verliebt?»

Für ein paar Sekunden verschloss sich das blasse Gesicht trotzig. Dann ging der Bericht weiter, als sei er nie unterbrochen worden:

«Sie musste einem ja leid tun. Wie eine Gefangene sass sie herum – ein junges Mädchel, die will doch was von ihrem Leben haben. Einmal knallte sie die Zimmertür zu und schrie: ‚So ein grauslicher Kerl!‘ Wissen Sie, zuletzt hat sie ihn gehasst. Sie wollte heim nach Österreich. Er verbot es ihr. Dann bekam er heraus, dass sie sich mit einem jungen Arzt dort schrieb. Darüber stritten sie an dem Tag, als er nach Norddeutschland abfuhr; das war der 17. September. Durchs offene Fenster hörte man ihn oben brüllen, und unten drohte er ihr noch vom Wagenschlag aus, ehe er losreiste.»

Als eine lange Pause entstand, fragte Taschner:

«Und dann?»

«Ja dann ... Sie kam allen ganz vergnügt vor, erleichtert. Sie fing einen Brief an, den hat sie nie mehr fertiggeschrieben. Sie räumte im Haus auf, ging früh schlafen. Und am andern Morgen, da war sie tot.»

«Kam die Polizei?»

«Natürlich. Es war ja alles so merkwürdig. Einige glauben, er ist heimlich zurückgekommen und hat sie umgebracht.»

«Glauben Sie das auch?»

«Es kann ein anderer für ihn getan haben.»

«Maurice?»

Darauf kam keine Antwort. Schliesslich fragte Berthold:

«Und Hitler?»

«In Ansbach bekam er das Telegramm, da hatte er übernachtet. Zu Haus kam er ganz grau an, vollkommen erledigt. Er sagte immerzu: ‚Ich lege den Parteivorsitz nieder. Der Hess und Gregor Strasser schlossen sich mit ihm ein. Später kamen noch andere, um ihn zu trösten. Der Fotograf Hoffmann zum Beispiel, mit seiner Familie und der kleinen Eva Braun. Eine Angestellte in Hoffmanns Labor – eine von denen, die in Adolf verliebt sind und ihm das dauernd zeigen. Aber er achtet nie auf sie, jetzt schon gar nicht.»

«Und die Tote?»

«Geli wurde in Wien beerdigt, auf dem Zentralfriedhof, das ist ja erlaubt, wenn Selbstmord in geistiger Umnachtung angenommen wird. Ja, und eine Woche später besuchte er dann ihr Grab.»

«Er? Hitler?»

«Was erzählen Sie uns da!» Plötzlich war die Stimme Bertholds wieder voll Misstrauen: «Hitler kann gar nicht nach Österreich, er ist ausgewiesen.»

«Und er war doch da. Schauen Sie in die Mappe! Er bekam eine Sondererlaubnis, aber er musste sich ganz unauffällig verhalten. Von der Reise weiss beinahe niemand.»

Nun schwieg er. Die beiden Chefs verständigten sich mit einem Blick, Taschner fragte:

«Und was tun Sie, wenn wir – das da kaufen?»

«Ich hau' ab, so weit es reicht.»

«Wir werden nicht kleinlich sein. Lassen Sie uns noch einmal ein paar Minuten allein.»

Helmut ging mit dem Unbekannten hinaus. Die Beratung dauerte nicht lange.

«Was sagst du jetzt?» fragte Taschner.

«Ich sage: Kaufen und – nicht veröffentlichen. Das ist erst zwar recht nicht unser Stil – auch darin sind wir uns wohl einig. Aber es ist wichtig. Es zeigt wieder eine Facette dieses schrecklichen Mannes. Heb das Protokoll auf, wer weiss, eines Tages müssen wir vielleicht mit allen Mitteln kämpfen. – Noch eins: Dein kleiner Hagenow hält dich?»

«Bestimmt. Ich sag' ihm ausserdem, das Ganze sei eben doch nicht viel wert.» So geschah es. Taschner erklärte Helmut, er halte den Bericht für einen Schwindel. Aber das Stenogramm solle er auf alle Fälle dalassen.

Später schloss der Chef es in den Safe.

Der Unbekannte löste seinen Scheck sofort bei der Hauptkasse ein und verliess das Verlagshaus.

Draussen sah er sich misstrauisch um. Dennoch bemerkte er nicht die beiden Männer, die ein Stück weiter in einem kleinen Auto warteten.

Sie fuhren seinem Taxi nach und nahmen denselben Zug.

Wochen später wurde an einer abgelegenen Stelle des Bayerischen Waldes ein unbekannter, stark entstellter Toter gefunden. Im lokalen Blatt erschien eine kurze Meldung darüber.

Bis zum *Morgenblatt* gelangte sie niemals.

Eines Morgens rief Hecht in Werners Büro an:

«Ich habe eine Überraschung für dich! Alles stehen- und liegenlassen! Sause nach Haus, pack für zwei, drei Tage ein! Gehrode oder Cut nicht vergessen! Für alles andere ist gesorgt.»

«Was ist denn los?»

«Kannst du dir das nicht denken? Man ist mit dir zufrieden. Du darfst morgen dabeisein – in Harzburg. Ich hole dich im Wagen ab.»

«Vielen Dank.»

Aber Werner war nicht sonderlich erfreut. Zu morgen Abend hatte ihn Leonore eingeladen, gemeinsam mit Barbara Sander. Endlich. Und nun musste er absagen.



Sommer 1932: PAPEN ENTWAFFNET PREUSSEN,
DAS BOLLWERK DER REPUBLIK

Polizeikommandeur Heimannsberg wird abgeführt.



ZWEI INNENMINISTER 1932...

Carl Severing, Sozialdemokrat, Preussischer
Innenminister, wollte nur der Gewalt weichen

Freiherr Wilhelm von Gayl, deutschnational, Gegner der Demokratie,
unter Papen Reichsinnenminister: Er hatte die Gewalt

Carl von Ossietzky
focht für die Republik . . .

... die ihren Vorkämpfer
am 10. Mai 1932 einsperrte.



Freunde begleiteten ihn bis zum Gefängnis Tegel.





Sommer 1932. Berlin ist umzingelt. Sie glauben an die «Nacht der langen Messer» ...

SA MARSCHIERTE – ABER SIE SIEGTE NIE .

... im Januar 33 zweifeln sie daran.
Aufmarsch am Bülowplatz, durch Polizei abgeschirmt.





Reparationskonferenz in Lausanne, Juni 1932: Papen ertete, was Brüning gesät hatte.



Berlin-Dahlem, Lenzallee: Hier wurde am 22. Januar 1933 Deutschlands Schicksal entschieden.



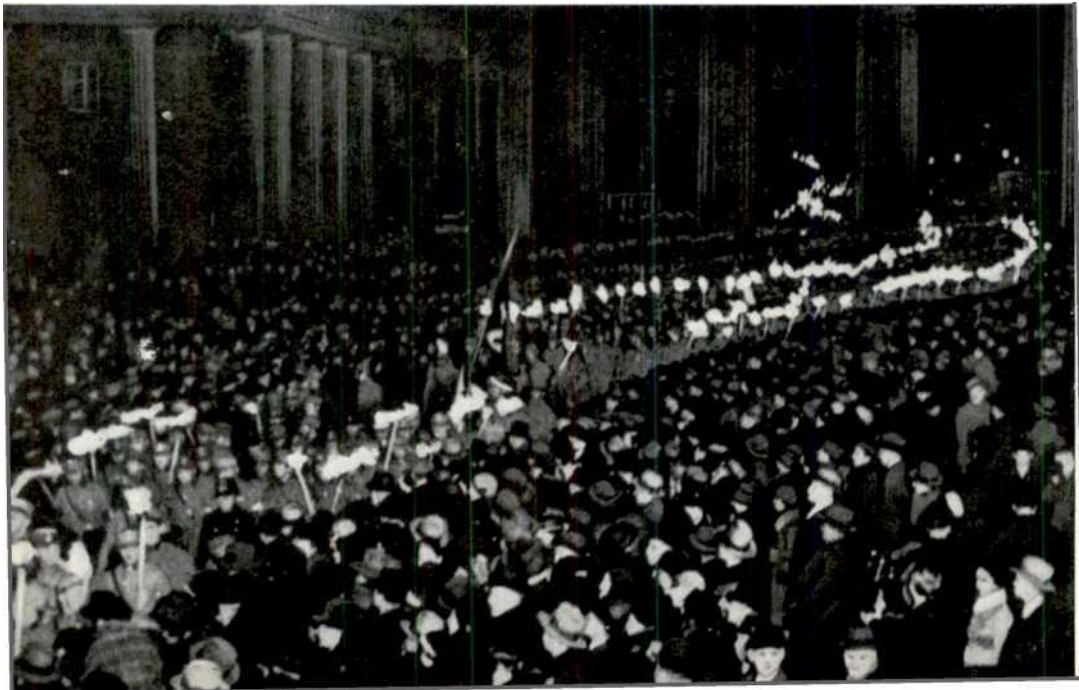
Die Villa gehörte dem Reisenden in Sekt und weltpolitischen Wahnideen – Joachim von Ribbentrop.



UND SO KAM ES:

Sie jubelten dem siegreichen Führer zu . . .

Durchs Brandenburger Tor marschierten sie ins tausendjährige Reich . . .





Zwölf Jahre später war es in Schutt zerfallen ...





General Kurt v. Hammerstein, Chef der Wehrmacht, dachte zu spät an Widerstand.



Von Reichenau, Blombergs böser Geist

General Werner v. Blomberg: beflissen, nachgiebig, bereitwillig – der «Gummilöwe».





Der alte Herr zwischen den jungen Siegern.

NUR MÜHSAM VERBARGEN SIE IHREN TRIUMPH

UNTER SICH LIESSEN SIE DIE MASKE FALLEN!

Hermann Göring, oberster Polizeichef,
und Heinrich Himmler, der Vollstrecker.

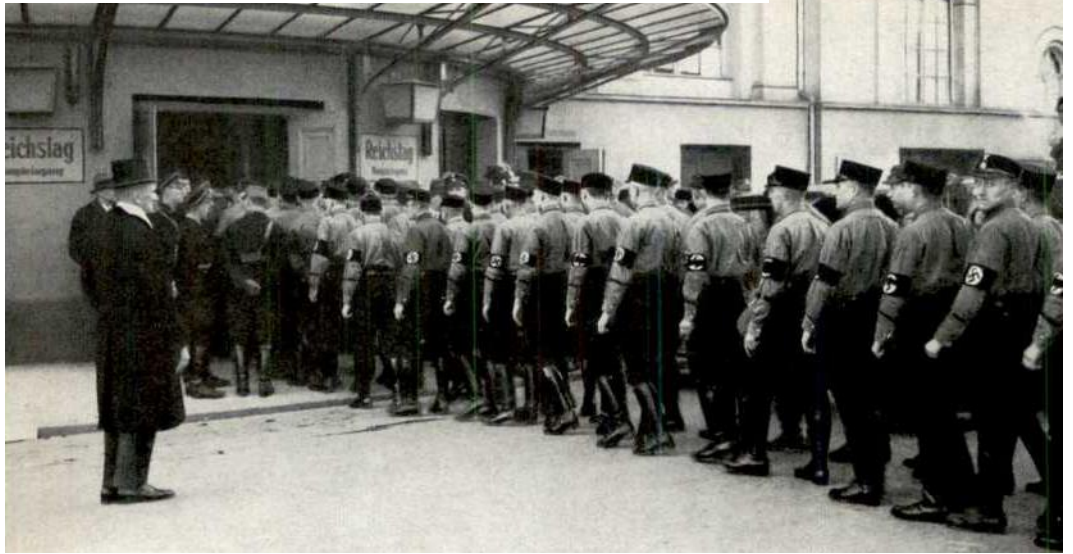




Aus August Wilhelm von Hohenzollern war längst der Parteigenosse Auwi geworden ...



... als der greise Marschall noch hoffte, es ginge zurück ins Kaiserreich.
Vorwärts mit Gott!



SS an der Krolloper, wo der Reichstag sich «freiwillig» selbst aufgab und Hitler in aller Form zu schrankenloser Willkür ermächtigte.

HÜTER DER GESETZLICHEN ORDNUNG...

Draussen im Land übernahm die SA, als Hilfspolizei bewaffnet, die Gewalt.



Aus allen Richtungen rollten Tausende von Stahlhelmläuten und SA-Männern in Sonderzügen, Lastwagen und Autobussen heran. In Limousinen nahten die bekannten Männer der nationalen Rechten: Hugenberg voran, dann die Stahlhelmführer Seldte und Duesterberg. Graf Kalkkreuth, Präsident des Reichslandbundes, und der immer noch einflussreiche Geheimrat Bang, einst im Kriege Begründer der Aldeutschen Partei. Dazu bekannte Namen aus Industrie und Finanz und mehrere Prinzen aus ehemals regierenden Häusern. Zuletzt hatte sich sogar Generaloberst von Seeckt angesagt, die sagenhafte *Sphinx* der vergangenen Jahre, in denen er Chef der Reichswehr war; ihm sagte man bis jetzt nach, dass er sich bewusst von der Parteipolitik fernhielte – um so lebhafter war das allgemeine Erstaunen.

Gegen dieses stolze Aufgebot konnte Hitler nur seine getreuen Paladine stellen. Dr. Schacht zog es diesmal mehr zu seinen Standesgenossen. Auch die heimlichen Mäzene der NSDAP aus Industriekreisen wahrten deutlich Distanz. Nur ein Paradeferd liess sich vorführen: der Kaisersohn Prinz August Wilhelm, genannt Auwi, der sich als begeisterter Gefolgsmann des Führers fast nur noch im braunen Hemd zeigte.

Freilich konnte Hitler grössere Massen auf die Beine bringen als die anderen Gruppen zusammen, doch dafür war in dem kleinen Kurstädtchen kein Platz. Auf alle Fälle sollte eine Woche später in Braunschweig ein riesiger SA-Aufmarsch folgen.

Das Land Braunschweig wurde seit dem 15. September von den Parteien regiert, die jetzt in Harzburg antraten. Der Nazi Dietrich Klagges war Innen- und Volksbildungsminister zugleich. Er fühlte sich als Schirmherr der Tagung. Überhaupt hoffte Hitler, seine Verbündeten leicht an die Wand zu drücken.

Er irrte sich.

Man sah in Harzburg mehr graue Stahlhelmuniformen als Braunhemden. Während das Führerhauptquartier in dem kleinen Hotel Germania aufgeschlagen war, wohnten Hugenberg, Seldte, Seeckt mitsamt ihren Prinzen und Schlotbaronen in den grossen eleganten Kurhotels. Dort war auch Schacht untergebracht. Dort drängten sich Reporter und Fotografen. Dort fand die Arbeitssitzung statt, in welcher der grosse gemeinsame Appell an die Öffentlichkeit beschlossen werden sollte.

Hitler merkte, wie er und seine Parteigenossen sich unter so vielen Gehröcken, Ordensbrüsten und Zylindern beinahe verloren. Er geriet in schlechteste Laune und gab ihr schroff Ausdruck:

«An dem Festessen nachher nehme ich nicht teil. Mir ist das unmöglich, wenn draussen vielen meiner Männer der Magen knurrt.»

Hecht hörte das und flüsterte Werner boshaft zu:

«Kein besonders schwerer Verzicht – für einen Vegetarier.»

kaum beteiligte. Der grosse Volksredner schwieg heute. Er überliess es sogar Hugenberg, der alles andere als ein guter Sprecher war, den Text der Proklamation zu verlesen.

Darin wurde der sofortige Rücktritt der preussischen wie der Reichsregierung verlangt, ferner Neuwahl der Parlamente und Wiederherstellung der uneingeschränkten Wehrhoheit. Zum Schluss richteten die in Harzburg Versammelten einen feierlichen Appell an Hindenburg, ein nationales Kabinett der Rettung zu berufen.

Das alles war kaum überraschend, Werner hatte nur mit halber Aufmerksamkeit zugehört. Aber nun kamen einige Sätze, die ihn stutzig machten. Hugenberg las in seiner hölzernen Art: «Im vollen Bewusstsein der damit übernommenen Verantwortung erklären wir, dass die in der *Nationalen Opposition* stehenden Verbände bei kommenden Unruhen wohl Leben und Eigentum derjenigen verteidigen werden, die sich mit uns offen zur Nation bekennen, dass wir es aber ablehnen, die heutige Regierung und das heute herrschende System mit dem Einsatz unseres Blutes zu schützen.»

Diese Worte waren ungeheuerlich. Sie legten einen Schnitt mitten durch das Volk. Die Verkündung eines besondern Rechtes auf Schutz für einen Teil der Nation – das war Klassenkampf von oben!

Und alle die grossen Herren stimmten begeistert zu. Als sich der Jubel gelegt hatte, sah Hugenberg den neben ihm sitzenden Hitler auffordernd an. Doch der blickte unmutig vor sich hin und machte keine Anstalten, zu reden. Da geriet der kleine Geheimrat in Zorn und rief in den Saal:

«Einig stehen wir zu diesen Forderungen! Geächtet sei jeder, der unsere Front zerreißen will!»

Das war fast offene Provokation. Aber Hitler ging auch darauf nicht ein. Er schwieg mit finsterem Gesicht. Als das Essen begann, war er mitsamt seinen Begleitern sang- und klanglos verschwunden.

Werner hatte das alles mit einiger Verwirrung beobachtet. Ringsum sah er zufriedene Gesichter. Man war unter sich. Die Pfropfen knallten, es wurden Trinksprüche ausgebracht: auf Hindenburg, auf Hugenberg, auf den armen fernen Kaiser Wilhelm. Auch auf das Bündnis von Harzburg. Und auf das deutsche Volk. Aber diese alle, sie waren nicht das Volk.

Und da fühlte sich der Dr. Grautz mit all seinem brennenden Ehrgeiz als geduldeter Aussenseiter. Mechanisch hob er sein Glas, da Hecht mit ihm anstossen wollte. So abwesend war seine Miene, dass der andere fragte, was los sei.

Werner schützte Kopfschmerzen vor und verschwand unauffällig. Allein ging er durch die leeren Strassen. Überall knatterten schwarz-weiss-rote Fahnen im Nachtwind. Aus den Lokalen drang der Gesang vaterländischer Lieder. Alles erschien dem einsamen Spaziergänger gespenstisch unwahr. Nach dem, was er heute erlebt hatte, begann er zu zweifeln. Unklare Sympathie empfand er

für Hitler, der dieser ganzen feinen Bande gezeigt hatte, wie wenig er von ihr hielt. Vielleicht war er doch auf dem richtigen Wege zur Macht, zur Zukunft, zu unbekanntem Zielen, die er noch verbarg.

Werner kannte niemanden, mit dem er darüber sprechen konnte.

Um halb sechs Uhr früh erwachte er durch Marschmusik. Kolonnen im Braunhemd zogen singend durch die Strassen. Mit brüllender Betonung wiederholten sie die eine Strophe ihres Liedes:

«Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
Marschieren im Geist in unsern Reihen mit!»

Die Reaktion wurde aus dem Schlaf geschreckt, ärgerliche Bürgergesichter lugten hinter Gardinen hervor. Das *Grosse Wecken* stand doch erst für acht Uhr auf dem Programm, mit Rücksicht auf den Kurbetrieb. Was sollte das?

Es war Hitlers Antwort auf die Zurücksetzung. Nachts hatte er erfahren, dass ein Teil seiner SA sich weigerte, gemeinsam mit dem Stahlhelm aufzumarschieren. Was ihn sonst als Ungehorsam erbittert hätte, kam nun gerade recht. Er warf den Aufmarschplan über den Haufen, vom frühen Morgen an beherrschte die SA Harzburgs Strassen.

Werner Grautz eilte zum Versammlungsplatz. Dort erschien eben Hitler auf der noch leeren Festtribüne und nahm den Vorbeimarsch der wenigen Stürme in übertrieben feierlicher Haltung ab. Er wollte seinen Triumph, er bekam ihn.

Hastig erschienen, einer nach dem andern, die Bundesgenossen und postierten sich neben ihm. Er begrüßte sie kaum. Mit dumpf röhrender Stimme rasselte er eine Ansprache herunter. Im selben Augenblick, da die ersten Stahlhelmsreihen anrückten, verliess er das Podium, gleich danach die Stadt.

Ein Debakel, davon war Werner überzeugt. Die Harzburger Front zerfiel, ehe sie noch recht aufgebaut war. Daran änderten die schönen Reden wenig, die noch folgten.

Doch auf der Heimfahrt reichte Hecht ihm lächelnd die Zeitungen.

Tageblatt und *Voss* ereiferten sich über das neue Bündnis, das war zu erwarten. Aber sie nahmen es völlig ernst.

Der *Völkische Beobachter* hob die SA-Parade hervor und kündigte an, in Braunschweig werde es noch ganz anders kommen.

Hugenbergs *Lokalanzeiger* feierte die Disziplin der alten Frontkämpfer vom Stahlhelm. Spaltenlang wurde dem Leser die historische Bedeutung der gemeinsam gefassten Beschlüsse eingebleut. Das wiederholte sich wörtlich in den Lokalblättern von Halberstadt und Wernigerode, es würde überall genauso klingen, wo man auf Scherls Materndienst abonniert war.

Gestern hatte Werner an seinem Herrn und Meister gezweifelt. Da hatte er zu deutlich hinter die Kulissen gesehen. Jetzt stieg das Bewusstsein von der Macht, der er diente, von neuem in ihm auf. Er versank in ein so nachdenk-

liches Schweigen, dass Hecht ihn neckte: Nie habe er geglaubt, dass ein paar Glas Schampus einen alten Couleurbruder derart umschmeissen könnten.

Todmüde kam er in der Dunkelheit nach Haus. Seine Mutter wollte das grosse Erlebnis in allen Einzelheiten beschrieben haben. Wie hatte der Führer ausgesehen? Was hatte er gesagt? Werner war heute bereit, ihr zuzugeben, dass Hitler ihm imponiert habe. Sie war selig darüber, nur schwer konnte er sich ihrer blinden Begeisterung entziehen.

Allein in seinem Zimmer, fühlte er sich so unsicher wie nie im Leben. Er war zornig auf sich selbst. Dahin also kam es, wenn man sich mit der Politik einliess! Seine Laufbahn lag klar und glatt vor ihm, was sollten diese Zweifel? Einen Freund müsste er haben, oder eine Frau, der er vertrauen konnte – da lag der Grund seines Elends. Er lebte isoliert wie unter einer Glasglocke. Weshalb fiel ihm das gerade jetzt auf? Nur weil er die kleine Spritze Begeisterung nicht verpasst bekommen hatte?

Nein. Weil er nun wieder sie in der Nähe wusste – die Feindin, an deren Meinung er alles insgeheim gemessen hatte, ohne sich das selbst einzugestehen.

Er beugte sich weit aus dem Fenster. So konnte er gerade noch bis zum Dachgeschoss des Hinterhauses hinaufsehen.

Dort war alles finster.

Sicher hockte sie wieder mit diesem Juden zusammen, dachte er erbittert.

Barbara hatte harte Arbeitstage hinter sich.

Vom Barocktheater war ihr die Ausstattung eines neuen Lustspiels von Arno Zepernik anvertraut worden. Sie verbiss sich in die ihr ganz neue Aufgabe. Das Stück enthielt Spuren einer witzigen Gesellschaftskritik. Leider gerieten ihre Entwürfe frecher als die Szenen, und so verwickelte sie sich in viele Streitereien mit dem Autor.

Eine Weile lang hielt Arno das für ein amüsantes Liebesgefecht. Er wehrte sich gegen die Einsicht, dass diese Frau alles ernster nahm als er selbst. Barbara aber, schon vorher voller Skepsis, wurde abweisend, als sie erkannte, dass er auf seinem eigentlichen Felde ebensowenig Rückgrat zeigte wie in der Ufa.

Sie empfand die Enttäuschung als eine eigene Niederlage, denn lange hatte sie geglaubt, ihm etwas von seiner früheren Kraft zurückgeben zu können. Er war zu alt, zu erfolgreich, um sich noch einmal zu ändern. Sie sagte ihm das böse ins Gesicht, und er nahm es hin, mit seiner gewohnten Melancholie.

Eins hatten sie nach wie vor gemeinsam: die Sorge um Leonore. Heute Abend hatte Barbara dort quälende Stunden verbracht. Die entschlossene Schwäche der Freundin erbitterte sie fast mehr als das unerträgliche Verhalten Hugos, der sich um seine Frau kaum mehr kümmerte. Er war auf Reisen; wie er sich

den Auftrag dazu verschafft hatte, konnte auch Zepernik nicht erklären, der im Laufe des Abends dazukam. Offenbar hatte Hugo eigene, neue Fäden gesponnen, möglicherweise mit Hilfe des Dr. Grautz.

Der Schriftsteller brachte Barbara im Wagen heim und konnte sich vor der Haustür einen langen, fragenden Blick nicht versagen. Das ärgerte sie, unnötig brüsk verabschiedete sie ihn. Während sie die vielen steilen Stufen hinaufstieg, gestand sie sich ehrlich ein, dass sie Arno Hoffnungen erlaubt hatte. Nun musste es damit aus und vorbei sein. Sie war nun einmal für das Alleinsein geschaffen.

Oben drehte sie vergeblich den Lichtschalter – Kurzschluss.

Nervös suchte sie nach Streichhölzern, Sicherungen, nichts fand sich. Ihr fiel ein, dass sie gerade aus der Wohnung Radegasts noch Stimmen gehört hatte; sie entschloss sich, unten um Hilfe zu bitten.

Meta Radegast öffnete:

«Oh, das Fräulein Sander! – Nur 'rein in die gute Stube, da hören die endlich mit Politisieren auf!»

So rasch ging das aber nicht. Verbissen diskutierten der Hausherr, Portier Klamke und ein junger Mann, den sie Horst nannten; auch Helmut war zu Barbaras Verwunderung dabei, ohne viel mitzureden. Es ging darum, wie am wirksamsten einer Familie geholfen werden könne, die morgen im Nachbarhaus ihre Wohnung räumen sollte. Viele brachten ihre Miete nicht mehr auf, Protestaktionen gegen die Exmittierung kamen täglich vor und hatten oft Erfolg.

«Aber auf keinen Fall gemeinsam mit den Nazis!» ereiferte sich Radegast. Klamke winkte ab:

«Die komm' von alleene, ob de willst oder nich.»

«Und was habt ihr dagegen?» Horst predigte wie in einer Versammlung: «Wir müssen die Gelegenheit ausnutzen, mit ihnen zu reden. Der kleine SA-Mann ist genauso ein Prolet wie du und ich.»

«Denkste!» rief Klamke. «Det ha'ck heute erlebt. Wisster, wer da war? Bob Schulz, der Lümmel, samt Jemahlin! – Dicke Bejriessung mit meine Olle – denn ruff in Modesalong. Die Glubschoogen von die Schrimpfn! War doch früher ihr Bote! Aber denn isse jehuppt, nischt war jut jenuch für Frau Standartenführer. Mit'n piekfeinen neuen Mantel isse abgezogen, die Susi. Siehste, det sin eure Proleten.»

«Ein Einzelfall. Ich bleibe dabei: Die Masse der SA besteht aus Leuten, die wirklich an Revolution glauben. Und da ...»

«Euere Ansichten kenne ich!» unterbrach grollend der alte Setzer. «Ihr Kommunisten möchtet, dass Hitler unsere Republik in Klump haut.»

«Na, Karl – unsere isse ja nu nicht jade.»

Der junge Kommunist lachte und schlug auf den Tisch, dass die Bierflaschen tanzten:

«Stimmt auffallend, Genosse Klamke. Hauptsache, der Ausbeuterstaat kracht

zusammen. Wenn Adolf das besorgt – na bitte! Lange hält der sich auch nicht. Und dann kommen wir!»

«Wenn ihr euch da bloss nicht schneidet.» Radegast stand auf. «Und nun helf' ich Ihnen erst mal, Fräulein Sander.»

Helmut schloss sich an. Oben war der Schaden rasch behoben. Sie goss jedem noch einen Steinhäger ein. Dann lächelte der Alte verständnisvoll:

«So, nun muss ein oller Mann in die Falle. Gute Nacht!»

Schon war er verschwunden. Helmut stand unschlüssig da, in seinem Blick lag eine Frage – diesmal ärgerte sie sich nicht darüber:

«Bleiben Sie doch noch einen Moment.»

«Gern.»

Er sah sich um.

«Ganz anders ist das hier geworden. Viel hübscher. Ja, wir haben einander lange nicht gesehen. Aber an unser Gespräch habe ich oft gedacht.»

Sie setzten sich. Barbara deutete nach unten:

«Offenbar haben Sie daraus Folgerungen gezogen und eine kleine Schwenkung gemacht. Nach links, zu Radegast? Oder noch weiter?»

«O nein! Karl ist Setzer bei uns im Blatt, wir haben denselben Weg – und abends weiss ich oft nicht recht, wohin. Das ist alles.»

«Hm – wissen Sie's am Tage besser?»

Das war ihr alter spöttischer Ton. Er hob beide Hände wie zur Abwehr:

«Bitte keine neue Inquisition! Der Angeklagte bekennt sich von vornherein schuldig.»

«Welch ein Fortschritt! Wie kam es dazu?»

Zögernd begann er zu erzählen, von seinen enttäuschenden Erfahrungen im *Morgenblatt*, dann von dem Roman, den er seit Jahr und Tag zu schreiben versuchte – dem Epos der Stadt Berlin mit ihren Menschen und Häusern. Aufmerksam hörte sie zu, bis er schloss:

«Ich hab's aufgegeben. Wahrscheinlich kann ich so was überhaupt nicht schaffen. Jetzt jedenfalls nicht – alles ändert sich so schnell, dass nach einem Monat nichts mehr stimmt, was ich geschrieben habe. Kann man Dinge schildern, die sich noch gar nicht ereignet haben?»

«Natürlich. In einer Utopie. Zum Beispiel: Berlin beim Ausbruch der Hitlerrevolution! Berlin im Dritten Reich!»

«Das wäre nicht schlecht. Eine Warnung, ein Schreckschuss – vielleicht würde er sogar nützen.»

«Sie sind ein unheilbarer Optimist.» Barbara stand auf: «Zu spät. Das Unheil zieht unaufhaltsam herauf, fühlen Sie das nicht?»

Er antwortete nicht. An der Tür seufzte er, komisch übertreibend:

«Nun haben wir wieder nur von Politik geredet. Unsere Eltern haben sich bestimmt über andere Themen unterhalten, als sie jung waren.»

«Hoffen wir», sagte sie trocken, «dass es bei Ihren Kindern wieder so ist.»

Sie brachte ihn hinaus. Nebenan stand die eiserne Tür zu den Bodenräumen angelehnt.

«Da geht der nächste Weg in Ihr hochherrschaftliches Vorderhaus!»

«Oh – so nah beieinander wohnen wir? Gute Nacht, Fräulein Sander.»

«Barbara heisse ich.»

«Gute Nacht, Barbara.»

Sie freute sich, dass er ihre Hand einen Augenblick zu lange festhielt. Ganz entschieden war ihre Stimmung besser als eine Stunde zuvor.

In Harzburg hatte man ein misstönendes Konzert aus schlecht aufeinander abgestimmten Trompeten gehört. Acht Tage später, in Braunschweig, schlug Hitler sein Paukensolo.

Mehr als hunderttausend SA-Männer marschierten stundenlang vor ihrem obersten Befehlshaber vorüber. Unermüdlich grüßte sein gereckter Arm die Heerscharen.

Wie er das nur aushält! dachte Susi.

Als Frau eines frisch beförderten Brigadeführers sass sie auf der Ehrentribüne. Niemand beachtete ihren schönen neuen Mantel, sie langweilte sich tödlich bei dem einförmigen Massenschauspiel, das sie zum erstenmal erlebte.

Zum Schluss weihte Hitler vierundzwanzig neue Standarten. Langsam schritt er an den Trägern vorbei, jedem von ihnen bohrte er seinen tiefsten Heroenblick in die Augen, dann berührte er das neue Feldzeichen mit dem Tuch der Blutfahne, von der es hiess, sie habe im November 1923 an der Feldherrnhalle geweht. Und wieder einmal rollten dumpfe, drohende Worte über die reglosen Menschenmauern hin:

«Männer meiner SA! Ich glaube, das werden die letzten Standarten sein, die Sie vor dem Siege in Ihre treue Obhut nehmen. Wenn wir nicht in letzter Minute die Nerven verlieren, dann wird keine Macht in Deutschland uns niederzwingen können!»

Ein gewagtes Wort – denn mindestens eine Macht gab es, die dem braunen Spuk ein Ende machen konnte: die Reichswehr. War Hitler so sicher, dass sie das nicht tun werde?

Vielleicht bluffte er. Vielleicht aber hatte er den General von Schleicher durchschaut.

Solange dieser wichtigste Mann in der Armee die Reservisten im Braunhemd für seine eigenen Pläne auszunutzen hoffte, würde er sie nicht zerschlagen

lassen. Die bewaffnete Macht des Staates stand beiseite, wenn alles in gesetzlichen Formen blieb. Das freilich war eine Frage der Auslegung.

Bedeutete die unaufhörliche Drohung nicht schon dasselbe wie Gewaltanwendung? Jedenfalls zermürbte sie die Schwankenden, die sich sagten: Wenn die Nazis putschen können, dann wählen wir sie doch lieber vorher. – Und sie schüchterte selbst manchen überzeugten Gegner ein, der sich vom Staat im Stich gelassen sah. Warum für eine Republik kämpfen, die sich offenbar alles bieten liess?

So konnte Hitler Schritt um Schritt immer neue Positionen besetzen, auf scheinbar durchaus legale Weise, wie er es beschworen hatte. In der altehrwürdigen Bremer Bürgerschaft wurde ein Nazi Präsident. Bei den Landtagswahlen in Hessen erreichte die NSDAP mehr als siebenunddreissig Prozent der Stimmen. Es schien, dass nichts mehr das Verhängnis aufhielt.

Aber genau in diesem Augenblick unterlief den Nazis ein Fehler, der alles mit einem Schlage zu ihren Ungunsten ändern konnte.

Am 25. November erschien beim Polizeipräsidenten der Stadt Frankfurt am Main der Offenbacher Kreisleiter und Landtagsabgeordnete der NSDAP, Dr. Karl Wilhelm Schäfer, und gab überaus bemerkenswerte Dinge zu Protokoll.

Er hatte vor kurzem an einer Sitzung massgebender Parteileute teilgenommen, deren Verlauf ihm so bedrohlich erschienen war, dass er Kritik daran übte. Seitdem fühlte er selbst sich in Gefahr.

Die Zusammenkunft fand im «Boxheimer Hof» statt, einer verpachteten Staatsdomäne unweit von Worms. Anwesend waren unter andern der stellvertretende Gauleiter Hauptmann a. D. Wassung und der Rechtsberater der hessischen Parteileitung, ein amtierender Gerichtsassessor, Dr. Werner Best. Von diesem Beamten des Staates stammte auch das Sitzungsprotokoll, das Dr. Schäfer nunmehr der Polizei übergab.

Darin waren diejenigen Massnahmen festgelegt, die unmittelbar nach einer nationalsozialistischen Machtergreifung durchzuführen seien. In der Einleitung wurde vorausgesetzt, dass zunächst ein kommunistischer Aufstandsversuch niedergeschlagen werden müsse; dass dies nicht mehr als eine durchsichtige Verschleierung der eigenen Absichten war, ging aus dem ganzen Inhalt unmissverständlich hervor.

Da hiess es etwa, dass alsbald «SA und Landeswehren die verwaiste Staatsgewalt ergreifen ... Rücksichtsloses Durchgreifen der bewaffneten Macht erzwingt schärfste Disziplin der Bevölkerung».

Darunter war zu verstehen: Ablieferung aller Waffen und sämtlicher Lebensmittel. Einführung einer Gemeinschaftsspeisung in allen Ortschaften. Lebensmittelkarten. Arbeitspflicht vom sechzehnten Lebensjahre an. Sämtliche Zinszahlungen sollten aufhören, alle Schuldverpflichtungen ruhen. Wörtlich legten die angeblichen Gegner eines kommunistischen Umsturzes fest:

«Es gibt bis zu anderweitiger Regelung kein Privateinkommen mehr.» Verstösse gegen diese Bestimmungen oder selbst gegen Erlasse örtlicher Befehlshaber wären durch Feldgerichte abzuurteilen. Dabei sollte jeder Widerstand grundsätzlich ohne langes Verfahren an Ort und Stelle durch Erschiessen geahndet werden.

Was war das?

Utopische Gütergemeinschaft, erzwungen durch ein brutales Standrecht!

So also sah es in den Köpfen der Retter Deutschlands aus! Der volle Wortlaut wurde von allen demokratischen und sozialistischen Blättern in grosser Aufmachung gebracht. Die Hessische Regierung unterrichtete sofort alle anderen Länder und die Reichsregierung. Beim Oberreichsanwalt in Leipzig wurde Anzeige gegen die unmittelbar Beteiligten erstattet.

Und das konnte selbstverständlich nur der erste Schritt sein. Die ganze Nazi-partei war gebrandmarkt durch dieses Dokument. Alles klang so ungeheuerlich, dass der Gedanke an eine plumpe Fälschung nahelag. Aber nach wenigen Tagen bewies das Geständnis des Dr. Best: Jede Zeile stimmte.

Viele atmeten tief auf, die Republik war gerettet, Hitlers Legalität als Schwindel entlarvt. Jetzt endlich würde durchgegriffen: Brüning musste dem Präsidenten nach so vielen Notverordnungen auch diese eine vorlegen, durch welche die staatsgefährdende NSDAP aufgelöst wurde.

Denn dies, genau dies war doch wohl der Notstand, auf den der Paragraph 48 der Verfassung gemünzt war.

Vielleicht aber würde Brüning auch anders handeln. Er konnte den Reichstag einberufen. Für die Bestätigung dieses Verbotes musste sich ja eine Mehrheit finden.

Das geschah nicht.

Es geschah fast überhaupt nichts.

Hitler erklärte pathetisch, von diesem sogenannten Protokoll keinerlei Kenntnis gehabt zu haben. Es handele sich, sagte er, um die private Ausarbeitung unmassgeblicher Leute.

Stiess er diese Unbotmässigen etwa aus der Partei aus?

Davon hörte man nichts.

Überhaupt wusste lange Zeit hindurch niemand, was aus dem Dr. Best geworden war. Dann erfuhr man, dass er für längere Zeit vom Dienst suspendiert sei. Er sass also nicht im Leipziger Gefängnis? Keineswegs. Die Justiz nahm an dem Fall ihres sonderbaren Dieners kein Interesse.

Dies war die Begründung des Oberreichsanwaltes:

«Der Plan richtet sich nicht gegen eine derzeit im Amt befindliche deutsche Regierung, sondern lediglich gegen einen angenommenen kommunistischen Aufstand. Eine solche Ausarbeitung aber ist nicht strafbar.»

Mit keinem Wort wurde auf die Zwangsbestimmungen, die Todesdrohungen,

die geplanten hochverräterischen Landeswehren und Feldgerichte eingegangen. Alles war nur ein Spiel gewesen.

Vergebens erhob Hessen, zusammen mit mehreren anderen Landesregierungen, scharfen Protest gegen die Saumseligkeit der Justiz. Ein umständliches Verfahren zog sich bis in den nächsten Herbst hin. Dann wurde es eingestellt.

Das höchste Gericht verweigerte rundweg den Schutz von Staatsform, Eigentum und Bürgerrecht. War es denkbar, dass die Reichsregierung das hinnahm? Wer noch einen Funken Zutrauen zur Republik hatte, wartete auf eine Äusserung des Kanzlers.

Doch Brüning schwieg.

Der Grund dafür wurde erst einige Zeit später sichtbar. Noch immer hoffte er, Hitlers Zustimmung für eine kampflose Wiederwahl Hindenburgs zu gewinnen. Die Bemühungen dauerten an, als hätte es niemals ein «Boxheimer Dokument» gegeben.

Zudem war die Regierung durch umfangreiche neue Notverordnungen in Anspruch genommen, die am 8. Dezember Preise und Löhne von Amts wegen herabsetzten. Erstaunlicherweise wurde manches wirklich für einige Zeit billiger.

Gleich darauf sprach Brüning im Rundfunk harte Worte gegen die «Nebenregierung des Herrn Hitler» und erliess für ganz Deutschland ein Verbot, Parteiabzeichen und Uniformen öffentlich zu tragen.

Also hatte er sich doch noch zur Tat aufgegriff?

Es sah so aus. Aber leider blieb das vorerst die einzige Abwehr, und sie traf zusammen mit den Feinden der Demokratie auch deren treueste Freunde.

Eben wollte sich, unter Führung des *Reichsbanners*, eine grosse *Eiserne Front* aller republikanisch gesinnten Verbände bilden. Allzu deutlich war es, dass der Staat bei seiner Verteidigung nicht mehr unbedingt auf alle seine Organe rechnen durfte. Kurz vor Weihnachten trat die neue Organisation erstmals hervor. Der Erfolg war keineswegs überwältigend. Wieder kamen nur diejenigen, die sich schon immer zur Republik bekannt hatten. Und etwas Erschreckendes wurde offenbar: SA und Stahlhelm hatten den Stil des politischen Lebens weitgehend umgeformt. Ohne Uniform ging es nicht mehr. Der grosse Appell verpuffte. Das Volk blieb gleichgültig.

Im Januar 1932 gab es zum erstenmal mehr als sechs Millionen Arbeitslose. Sie und ihre Familien hatten andere Sorgen als die Demaskierung von Boxheim.

Dass Hugenberg und die ganze von ihm abhängige Provinzpresse das Protokoll des Dr. Best vertuschten und die *Eiserne Front* nach Kräften bagatellisierten, war selbstverständlich.

So ging die Gefahr an Hitler vorüber.

Der lachte nur:

«Das kann jedem mal passieren, dass er eine Pistole falsch lädt und falsch abdrückt.»

So würde der Assessor selbst das gut gelaunt erzählen – später, zu einer Zeit, da er längst eine überaus erfolgreiche Karriere gemacht hatte.

Hitler vergass keinen seiner Getreuen.

Freilich – auch den Dr. Schäfer aus Offenbach würde er nicht vergessen.

Eine brennende Sorge Hitlers wurde allerdings durch die Enthüllungen des Dr. Karl Wilhelm Schäfer nicht gerade erleichtert: die ständige Geldknappheit.

So mancher schon halb gewonnene Spender überlegte sich die Sache doch noch einmal, wenn er erfuhr, dass zumindest braune Unterführer von Schuldenstreichung, Aufhebung des Privateigentums und ähnlichen Gewaltakten träumten.

Dafür, dass die drohende Pleite das ganze Parteileben überschattete, gab es ein unwiderlegbares Zeugnis, das die Welt freilich erst später kennenlernen sollte.

Joseph Goebbels führte ein Tagebuch, vermutlich stets mit dem Seitenblick auf eine künftige Veröffentlichung. Gerade deshalb war es dort völlig glaubhaft, wo Nöte eingestanden wurden, die man nach aussen sorgfältig verheimlichte – so die Ebbe in der Parteikasse.

Dabei war im neuen Jahre 1932 mehr Geld nötig als je zuvor. Nicht nur der Reichspräsident, auch die Länderparlamente in Bayern, Preussen, Württemberg, Baden, Hamburg mussten wiedergewählt werden. Der Reichspropagandaleiter hatte sich viel vorgenommen:

«Ich habe den Ehrgeiz, die Wahlkämpfe dieses Jahres zu Meisterstücken der Propaganda zu gestalten.»

Doch was nützen einem politischen «Gestalter» die verblüffendsten Einfälle, wenn das Geld nicht da ist, um sie in Massenaktionen zu verwandeln? Ihm selbst war das unaufhörlich bewusst. Seine Aufzeichnungen wurden zu einer Kette verzweifelter Klagen und angestrenzter Überlegungen, wie der Misere abgeholfen werden könne:

«5. Januar: Spendenaktion geht schlecht voran. Es fehlt überall. Keiner will uns Kredit geben.

11. Januar: Die Frauenschaft will in kürzester Frist 50'000 Mark auf-treiben, damit wären wir flottgemacht.

12. Januar: Die Situation ist zum Zerreißen gespannt.

19. Januar: Die Bezirksführer werden noch einmal aufgewiegelt. Sie müssen sofort die Finanzlage in Ordnung bringen.»

Aber dann kam etwas Überraschendes:

«25. Januar: Die Finanzlage ist jetzt nahezu gelöst.»

Die Erklärung dafür folgte zwei Tage später:

«27. Januar: Der Führer sprach in Düsseldorf vor der Industrie.»

Otto Dietrich und Fritz Thyssen hatten noch einmal alle ihre Verbindungen spielen lassen.

Am 27. Januar feierte das ehemalige Deutschland den Geburtstag Kaiser Wilhelms II. An diesem beziehungsreichen Datum versammelte im noblen Düsseldorfer *Parkhotel* der *Industrie-Club* seine Mitglieder von Ruhr und Rhein. In der Einladung hiess es, Herr Adolf Hitler würde den Wirtschaftsführern seine Ideen zusammenhängend vortragen.

Er tat das mit Vorsicht und Zurückhaltung. Diesmal hatte er sich gründlich vorbereitet. Er wusste, dass er dieses Publikum nicht durch unbeherrschte Temperamentsausbrüche erschrecken durfte. Sogar seine Stimme hielt er im Zaum; wenig erinnerte an den heiser bellenden Demagogen, der so oft die Unzufriedenheit der Armen gegen die Ausbeuter aufgepeitscht hatte.

Zu diesen sprach er nun. Kein falscher Zungenschlag unterlief ihm dabei, jeder Satz war sorgfältig abgestimmt auf die Begriffe und besonderen Interessen der einflussreichen Zuhörer. Rückhaltlos bekannte er sich zum Privateigentum in jeder Form. Besonders hob er die Rolle starker Persönlichkeiten hervor, nicht ohne dabei eine bedeutsame Parallele zwischen Wirtschaft und Politik zu erwähnen. Er war einer der ihren – wenn sie ihm halfen, würde er ihnen helfen. Drohend liess er das Gespenst des Kommunismus aufstehen, um sogleich ein anderes, verlockendes Bild zu malen:

Unter der schirmenden Hand eines autoritären Staates würden Industrie und Handel aufblühen wie nie zuvor, ungehindert von Streiks und masslosen Ansprüchen roter Gewerkschaften, ungehemmt in ihrer Ausdehnung auf alle Weltmärkte, wenn erst eine starke Regierung hinter ihnen stünde...

Waren zu Beginn die meisten Zuhörer zurückhaltend, so tauten bei solchen Sirenenklängen immer mehr von ihnen auf. Hitler spürte, wie er einen nach dem andern für sich gewann. So durfte er zum Schluss offen werden. Er rühmte die Opfer seiner braven SA, nicht zuletzt für die hier Versammelten gebracht, an deren Idealismus er appelliere.

Sie verstanden. Sie spendeten Beifall. Sie würden ihm bald mehr spenden. Natürlich gab es unter den nüchternen Rechnern noch manchen, der einen klaren Kopf behielt. Da sass ein behäbiger Stahlfabrikant aus dem Bergischen Land neben seinem rheinischen Freunde; der schwärmte von den herrlichen Zeiten unter dem kommenden Reichspräsidenten Hitler.

Der Dicke sog an seiner Zigarre und blinzelte ironisch:

«Zu schade, dass daraus nichts wird! – Oder willst du deinen Adolf noch schleunigst adoptieren?»

«Was heisst das?»

«Gewählt kann er ja leider nicht werden – er ist überhaupt kein Deutscher.»

Wirklich, Hitler war noch immer staatenlos.

Das wussten nur wenige Parteigenossen, obwohl er selbst es im Reichswehrprozess bestätigt hatte.

Schon vor zwei Jahren hatte Wilhelm Frick, damals Innenminister in Thüringen, den Schönheitsfehler ausbügeln wollen, indem er kurzerhand den «Bauhilfsarbeiter Adolf Hitler» zum Gendarmeriewachtmeister in Hildburghausen ernannte. Doch der Führer lehnte ärgerlich ab: er habe es schliesslich nicht nötig, sich das Bürgerrecht zu erschleichen.

Dachte er, die so grimmig bekämpfte Republik würde ihn zum deutschen Staatsbürger ehrenhalber ernennen? Oder rechnete er insgeheim eben doch mit einem gewaltsamen Umsturz, der diese dumme Bagatelle nebenbei mit erledigte? Jetzt wurde sie auf einmal zum unübersteigbaren Hindernis. Goebbels warb für einen Kandidaten, den er nicht beim Namen nennen konnte.

Die Gegner standen bereit: der Kommunist Thälmann, der Stahlhelmführer Duesterberg, unterstützt von all den konservativen Kreisen, die sich mit Hugenbergs Führung nicht befreunden konnten; und Hindenburg, hinter den sich alle Gegner Hitlers stellten, von der SPD bis zur Volkspartei des verstorbenen Stresemann. Der Alte selbst sprach nur ein einziges Mal im Rundfunk. Dabei beklagte er bitter die Zerrissenheit der rechten, staatstragenden Kräfte und erinnerte an den Geist von 1914. Für seine demokratischen Wähler fand er kaum ein Wort.

Goebbels hatte es nicht schwer, über die buntgescheckte Gefolgschaft Hindenburgs seinen Spott auszugossen. Damit half er sich darüber hinweg, dass der Führer selbst noch immer nicht in der Arena erscheinen konnte:

«Eventuell tritt im ersten Wahlgang ein anderer an die Stelle des Führers, so dass wir die entscheidende Chance erst im zweiten Wahlgang wahrnehmen.»

Am 22. Februar wollte er zu einer riesigen Mitgliederversammlung seines Gaues sprechen. Kurz vorher war er noch einmal bei Hitler im Kaiserhof – und da geschah endlich, was er seit Wochen vergeblich erhoffte: Er bekam Erlaubnis, am Abend im Sportpalast «vorzuprellen». Wie war das möglich geworden?

Zwei Tage später wusste es ganz Deutschland: Der braunschweigische Innenminister Dietrich Klagges hatte Hitler zum Vertreter seines Landes in Berlin ernannt, mit dem Range eines Regierungsrates.

Das bedeutete automatisch die Einbürgerung.

Überglücklich schrieb Goebbels nieder, was abends geschehen war:

«Als ich nach einer Stunde vorbereitender Rede die Kandidatur des Führers öffentlich proklamiere, tobt fast zehn Minuten lang der Begeisterungsturm. Wilde Kundgebungen... Die Menschen stehen auf und jubeln ... Das Gewölbe droht zu brechen ... Unbeschreiblicher Taumel der Verzückung... Graf Helldorf tritt zum Schluss vor das Mikrophon und legt im Namen der SA das Treuegelöbnis ab...»

Seit dieser Stunde schien die Haltung der NSDAP auch gegen Rechts geklärt: SA und Parteiführung waren endgültig wieder vereint. Tief befriedigt notierte Goebbels zum Schluss:

«Wir müssen nun wohl oder übel den ersten scharfen Kampf mit der Reaktion durchführen – es ist gut so.»

In Siegesstimmung begleitete Bob Schulze seinen alten Sturm 90 bis nach Charlottenburg. Vielleicht gab es unterwegs eine kleine Schlägerei mit den Gegnern – sei es von links, sei es von rechts. Endlich war Schluss mit der Tarnung! Gegen Rotfront und Reaktion – drauf! Wie gut, dass er seinem Führer treu geblieben war! Bald kam doch noch der Tag, auf den sie alle warteten.

Noch mussten sie im Räuberzivil, in losen Gruppen marschieren. Nicht mehr lange.

In der Lützowstrasse wurde zu Bobs Ehren dessen Lieblingslied angestimmt:

«Verflossen die Nacht,
Und der Morgen erwacht –
Hitlers Flotte mit Volldampf voraus!»

Lächelnd blickte er hinauf. Da wurde schon die Gardine beiseite geschoben.

Susi hatte schmöckernd auf dem Bett gelegen. Seufzend liess sie den spannenden Roman sinken, trat ans Fenster, winkte pflichtgemäss hinunter.

Der kommt wieder spät heim, dachte sie. So geht das jeden Tag. Keine Rede mehr von meiner Karriere. «Später, Susichen, später. Grosse Zeiten verlangen eben Opfer.» – Dass alle die Jungens Spass an dem ewigen Marschieren haben.

Unten wurde ein neues Kampflied gebrüllt, das in diesen Wochen überall aufgekomen war:

«Siehst du im Osten das Morgenrot?
Ein Zeichen zur Freiheit, zur Sonne!
Wir halten zusammen, ob Leben, ob Tod,
Mag kommen, was immer da wolle!»

Susi verzog das Gesicht. Der Reim stimmte nicht ganz, na ja, darauf legten die da nicht soviel Wert – aber der Refrain war toll, unwiderstehlich, mitreissend:

«Volk ans Gewehr! Volk ans Gewehr!»

Dumpf hämmerte der Takt, unwillkürlich summte sie die abgehackten Mollakkorde mit.

Das verstehen sie. Am Ende schaffen sie es wirklich? Ob sich der kleine Doktor dann um mich kümmert? Man sagt ja, so ein Hinkebein verstehe besonders viel von Frauen. Ob's wahr ist? Wenn wir ihn treffen, sieht er mich off so unverschämt an.

Sie wollte die Gardine wieder zuziehen – da stutzte sie.

Einer der Demonstranten war stehengeblieben, genau gegenüber, auf der andern Strassenseite. Sie sah das Braunhemd unter dem halboffenen Regenmantel. Jetzt trat er einen Schritt vor und nickte ihr zu. Das Licht einer Laterne fiel voll auf sein Gesicht. Da erkannte sie ihn.

Es war Bobby Tamberti.

Das Herz blieb ihr stehen, so erschrak sie.

Was hatte das zu bedeuten? Nun hob er winkend die Hand und entfernte sich.

Die Propagandaeffekte des Dr. Goebbels überschlugen sich. Hitler flog im gecharterten Flugzeug von einer Stadt zur andern. Off sprach er auf den Flugplätzen selbst, von einer eilig errichteten Kanzel aus, zu Zehntausenden und stieg unmittelbar danach wieder auf, bejubelt als leibhaftiger Cherub der Rettung und der Rache. Selten unterliess er es, in seinen Reden die Gegner zu beschimpfen, weil sie den Kampf unritterlich führten. Wenn das nicht aufhöre, so grollte er, würden sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben.

Die SA verstand diesen Wink ihres obersten Herrn. Mit jedem Tag verschärfte sich der Terror. Im Berliner Osten und Norden nahmen die blutigen Zusammenstösse wieder zu. Mit besonderer Vorliebe aber trieben sich Gruppen im kaum verdeckten Braunhemd am «Judendam» umher. Zwischen Uhlandstrasse und Taentzien rempelten sie Leute an, deren dunkle Haare oder verdächtige Nasen ihnen nicht gefielen. Auch ein Gehpelz oder ein eleganter Damenmantel reizte ihren Zorn.

Denn jetzt ging es gegen Juden und Reaktionäre zugleich.

Arno Zepernik hatte Dr. Grautz zum Essen in das Restaurant *Atelier* eingeladen, wo man auf französische Art an schmalen Tischen entlang der Wand sass und vorzüglich bedient wurde. Sie waren nicht das erste Mal beisammen. Es gab mancherlei Anknüpfungspunkte – zu denen Hugo Unschein freilich keineswegs mehr gehörte. Der ging ihnen beiden aus dem Wege, seit er sich,

kurz nach der Geburt des kleinen Michael, von seiner Frau getrennt hatte; wie es schien, für immer. Niemand wusste recht, wo und wie er lebte.

Leonore fühlte sich durch diese Entscheidung sichtlich erleichtert. Beide Freunde des Hauses bemühten sich um die Wette, ihr das Leben angenehm zu machen. Natürlich trafen sie oft mit Barbara zusammen. Dabei entdeckte Werner zu seinem innigen Vergnügen, dass jede Eifersucht auf Zepernik unbegründet war. Der Autor hatte bei ihr genauso wenig Glück wie er selbst. Und offenbar resignierte er. In diesen Dingen war der zurückhaltende Mann erstaunlich aufrichtig.

«Sehn Sie», sagte er etwa heute wieder, «in meinen Jahren wird man bequem. Ich mag es einfach nicht mehr, wenn jemand fortwährend nörgelt und kritisiert – und das tut unsere liebe Barbara nun mal ums Leben gern.»

«Kann man wohl sagen», bestätigte Werner mit einem Seufzer. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben.

Neuerdings war er ganz davon abgekommen, aus der Herderstrasse wegzuziehen. Er würde dort im Hause eine bessere Wohnung bekommen: Die Unseheins planten nun endgültig ihre Rückkehr nach Südamerika; auch der Justizrat Corduba im Hochparterre schloss nächstens seine Praxis. Die beiden grossen Wohnungen sollten – wie das jetzt vielfach geschah – zu kleineren umgebaut werden; eine davon würde Werner mit seiner Mutter beziehen.

Davon erzählte er jetzt Arno. Der lächelte wissend:

«Sie wollen ihr nahe bleiben. – Armer Mensch! Verlängert freiwillig sein Fegefeuer!»

Das war eine freundliche, fast freundschaftliche Neckerei, Werner nahm sie hin. Dann wandte das Gespräch sich anderen Dingen zu. Kürzlich hatte er Zepernik mit Brake und dessen Schwiegersohn Peters zusammengebracht und hocheifrig festgestellt, wie gut sie sich verstanden.

Sie alle waren einander ähnlich: der Oberleutnant mit seinem Glauben an Schleicher, den geheimnisvollen Wundermann – Brake, dessen Abneigung gegen Hugenberg um so mehr wuchs, je blinder sein Jüngster für den braunen Trommler, den Mitverschworenen von Harzburg, schwärmte – Arno Zepernik, der nationaldeutsche Jude – und er selber, der nirgendwo hingehörte. Da bildete sich endlich doch ein kleiner Kreis von Gleichgesinnten rings um ihn. Das tat gut, das war in diesen undurchsichtigen Zeiten am Ende gar das wichtigste Stück Lebenstaktik. Er trank dem Autor mit dem letzten Schluck Bordeaux zu. Sie brachen auf.

Als sie zur Tauentzienstrasse hinaustraten, zog gerade ein Trupp SA-Männer vorüber. Einer stellte sich vor die beiden hin, musterte Zeperniks ledernen Automantel und pffiff durch die Zähne:

«Prima in Schale für die Reise nach Jerusalem, wa?»

Zepernik ging weiter, ohne ihn zu beachten. Ein zweiter trat ihm herausfordernd in den Weg:

«Wohl bei Isidors Kraftfahrkorps? Her mit dem Ding! Können wir besser gebrauchen!»

Er griff nach dem Mantel. Arno schüttelte ihn mit einem Ruck ab. Im selben Augenblick fielen sie alle über ihn her. Der grösste Kerl packte ihn von hinten bei der Kehle. Plötzlich sah Grautz rot. Hundsgemeinheit – drei gegen einen! Blindlings fiel er den Rabauken an. Der wendete sich nun gegen ihn – im nächsten Moment lag Werner unter ihm am Boden und wurde schrecklich zerschlagen.

Zepernik riss sich für Sekunden los, warf den Mantel ab, und nun entpuppte sich der ältliche, schwere Mann als geübter Kämpfer. Vor seinen blitzschnellen Griffen und Hieben wichen die Rabauken zurück, den letzten, der von Werner abliess, warf ein Schlag gegen die Halsader zu Boden.

Im Laufschrift näherten sich zwei Polizisten, die Rowdys rannten davon. Nur der Grosse lag da und stöhnte.

«Saubere Arbeit», sagte anerkennend der eine Schupo.

Zepernik klopfte den Schmutz vom Mantel:

«Doch ganz gut, wenn man im BSC ein bisschen Judo trainiert.»

Noch benommen, liess Werner sich aufrichten. Zepernik fasste ihn unter.

«Ich bring' Sie heim, sonst kriegt Ihre Mutter einen furchtbaren Schreck.»

Wirklich konnte Frau Grautz sich nicht beruhigen, als ihr Sohn auf dem Sofa lag, eine Kompresse auf dem zerbeulten Schädel. Immer wieder klagte sie:

«Wie ist das nur möglich – so was tut doch die SA nicht!»

«Hör schon auf!» brummte Werner. Zepernik wollte sich verabschieden, da kam ihr eine Erleuchtung:

«Jetzt weiss ich – die haben sich bestimmt geirrt und Sie für einen Juden gehalten.»

«Mutter!» rief Werner erschrocken. Es war zu spät, Arno verbeugte sich überaus förmlich und sagte betont leise:

«Gnädige Frau – es war durchaus kein Irrtum.»

Dann gemacht leicht zum Sofa hin:

«Wiedersehn, Doktor.»

Fort war er. Frau Anna stand da und konnte es nicht fassen. Eine Welt war für sie ins Wanken geraten. Zögernd setzte sie sich neben den Sohn hin, griff nach seiner Hand:

«Das tut mir – schrecklich leid.»

Dann kam ein unerwarteter, kindischer Ausbruch:

«An allem ist nur diese verdammte Republik schuld! Mit ihrer ewigen Politik.»

Werner drehte sich schweigend ab. Seine neue Freundschaft hatte wohl einen unheilbaren Knacks bekommen.

Indessen, als er nach einigen Tagen Zepernik wiedertraf, erwähnte keiner von ihnen das peinliche Erlebnis.

Mehr und mehr gewöhnten die Menschen sich daran, dass ihr öffentliches und privates Leben nicht mehr voneinander zu trennen waren. Die Politik durchdrang und zersetzte alles, ihre Schlagworte entzweiten Familien und Freundschaften; zuweilen brachten sie auch ungeeignete Partner zusammen, die aus politischer Übereinstimmung alle anderen Unterschiede übersahen. Die Politik ist das Schicksal: Dieses ein Jahrhundert lang leichthin zitierte Wort Napoleons bekam für die Deutschen von 1932 neue, schmerzvolle Gültigkeit.

Unter solchen Umständen bemerkte fast kein Wahlberechtigter, dass am 13. März auf dem Stimmzettel vier Präsidentschaftsanwärter standen, von denen keiner seinen angegebenen Beruf ausübte. Duesterberg und Hindenburg waren längst keine Offiziere mehr, Thälmann kein Transportarbeiter, und Hitler erst recht kein Regierungsrat.

Brav gaben 85 Prozent ihre Stimme ab. Im Lauf des Abends stellte sich heraus, dass Hindenburg nur ein halbes Prozent Stimmen an der absoluten Mehrheit fehlte. Ohne die aussichtslose Kandidatur Duesterbergs, der 7 Prozent nicht erreichte, wäre der Alte schon jetzt wiedergewählt.

Thälmann brachte es auf 13, Hitler aber auf 30 Prozent.

Nur dreissig. Weit weniger als bei allen letzten Landtagswahlen. Das war eine böse Schlappe. Betroffen notierte Goebbels:

«Wir sind geschlagen. Furchtbare Aussichten... Unsere Parteigenossenschaft ist aufs tiefste deprimiert... Um zwei Uhr nachts ist der Traum von der Macht vorläufig ausgeträumt.»

Doch während andere Paladine, so Gregor Strasser, fortan im Glauben an den Sieg wankend blieben, liess Goebbels sich vom Führer wiederaufrichten. Mit frischem Schwung begann er seinen Feldzug für den zweiten Wahlgang.

Neue, wirksame Tricks fielen ihm ein. Von fünfzigtausend kleinen Schallplatten erklang die röhrende Führerstimme bis ins letzte Dorf. Goebbels selber liess eine Wahlrede Brünings aufnehmen und im Sportpalast über Lautsprecher wiederholen. Alle paar Sätze unterbrach er und polemisierte mit beissendem Witz. Das nannte er eine öffentliche Diskussion: eine überzeugende Lektion in nazistischer Demokratie... Und die fanatische Masse jubelte ihm zu.

Hindenburgs Wählerschaft nannte er «Regierungsmarxisten» – und in diese Kategorie reihte er nun auch Hugenberg mehr oder weniger deutlich ein. Da sich der Geheimrat noch immer nicht klar entschied, gab ihn Hitler zum Abschuss frei. Die Folge waren erhebliche Einbrüche in die konservativen Rechtskreise.

Für Hitler erklärten sich jetzt offen der *Reichslandbund*, eine Reihe rechtsstehender Universitätslehrer und nationale Schriftsteller wie Hans Grimm;

dieser hatte mit seinem Afrikaroman *Volk ohne Raum* dem Nationalsozialismus längst eines seiner populärsten Schlagworte geliefert.

Zur allgemeinen Verwunderung gab aber auch der älteste Sohn des Kaisers bekannt, er werde für Hitler stimmen. Das war recht ärgerlich für Schleicher, der eine Zeitlang eine eigene Kandidatur des Kronprinzen Wilhelm angestrebt hatte.

Inzwischen steigerten sich die Gewalttaten der SA mit jedem Tage. Es nutzte wenig, dass Brüning über die Osterwoche einen allgemeinen Burgfrieden verfügte. Am 17. März griff der preussische Innenminister Severing auf eigene Faust durch; die Polizei besetzte schlagartig zahlreiche Geschäftsstellen der NSDAP, darunter das Berliner Gauhaus.

Es wurde eine Fülle von Beweisen für die Vorbereitung ungesetzlicher Akte gefunden. SA-Stürme waren am Wahltag in Sammelpunkten alarmbereit gehalten, andere aus der Provinz rings um Berlin zusammengezogen worden. Ja, aus eingezeichneten Skizzen auf Generalstabskarten liess sich erkennen, dass im Falle einer Hitlermehrheit sofort ein militärischer Einmarsch in die Reichshauptstadt erfolgt wäre. Manche Zeugnisse erinnerten fatal an das «Boxheimer Dokument».

Wiederum versagte die Justiz. Die NSDAP hatte mit einer gegen Severing erhobenen Klage vor dem Leipziger Staatsgerichtshof sogar einen halben Erfolg.

Mit doppelter Lautstärke posaunte Hitler seine unwandelbare Gesetzestreue hinaus. Seine Abgeordneten und hohe SA-Führer unterschrieben eine entsprechende Erklärung. Sie war ironischerweise an Groener, den Innen- und Wehrminister des Reiches, gerichtet. In ihm sah Hitler mit Recht den energischsten Mann der ganzen Regierung.

Am 10. April wurde zum zweitenmal gewählt.

Hitler eroberte zwei Millionen Stimmen hinzu, er kam nun wieder auf die bewussten 37 Prozent – aber Hindenburg war mit 53 Prozent gewählt.

Eins wurde wenig beachtet: Thälmann verlor ein Viertel seiner März-Stimmen – nur jeder zehnte Deutsche hatte sich für den Kommunismus entschieden, und das bei über sechs Millionen Arbeitslosen. Im Tagebuch registrierte Goebbels triumphierend das völlige Versagen der radikalen Linken; das würde weder ihn noch irgendeinen andern Gegner der Republik daran hindern, bei passender Gelegenheit den Popanz einer angeblich unmittelbar bevorstehenden roten Revolte wieder hervorzuholen, um die politischen Kinder damit zu schrecken.

Jetzt freilich musste sich die NSDAP ihrer eigenen Haut wehren.

Der Erfolg Hindenburgs kam zu einem guten Teil auf das Konto Brünings. Diesem steiften nun seine wichtigsten Mitarbeiter den Nacken, voran Groener. Endlich fühlte der Zauderer sich stark genug, gegen die illegale Privatarmee des angeblich so legalen Hitler vorzugehen; des Mannes, der

Brünings Bitten zweimal schroff abgelehnt und den Kampf um die Präsidentenwahl erzwungen hatte.

Brüning legte sofort nach der Wahl dem Präsidenten eine Notverordnung zur Unterschrift vor, welche SA und SS verbot. Da geschah etwas Sonderbares: Zunächst verweigerte Hindenburg dem Manne, der seinen Sieg erfochten hatte, die Hilfe.

Was ging in dem kantigen, alten Schädel vor?

Im Volk liefen viele bissige Witze über die mangelnde Intelligenz des Marschalls um; nicht wenige stammten aus der Goebbelsschen Giftküche.

Doch der nun bald Fünfundachtzigjährige besass eine Bauernschlauheit, die von vielen unterschätzt wurde – und die noch so manchen verblüffen sollte. Er vergab sie nicht ungeschickt hinter seinem polternden, bieder-patriarchalischen Wesen.

Im Grunde gefiel es ihm ganz und gar nicht, dass er die Schlacht mit einem bunt zusammengewürfelten Aufgebot von Sozis, Katholiken und schlappen Liberalen gewonnen hatte. Sein Soldatenherz war bei den strammen, starken Bataillonen, und die hatte eben doch Hitler – bei aller Abneigung, die der Alte gegen den plebejischen Tribun empfand.

Er konnte sich ausrechnen, wie nötig er die braune Armee haben würde, wenn er den Sozialdemokraten einen Fusstritt geben wollte. Überdies gab ihm die Stellungnahme seiner grossagrarischen Standesgenossen vom *Landbund* zu denken. Noch mehr mochte die Erklärung des Kronprinzen ihn, den Kaiserstreuen, erschüttert haben.

Vor allem gab es in seiner Umgebung Leute, die ihn in solchen Überlegungen bestärkten. Sie würden bald genug ihre Stunde für gekommen halten.

Noch war es nicht ganz soweit. Diesmal blieb Brüning hartnäckig. Grollend unterschrieb Hindenburg. Am 13. April wurden alle militärischen Verbände Hitlers für aufgelöst erklärt. Nun wurden auch das Braune Haus in München und ähnliche Parteizentralen besetzt und gründlich durchsucht. Viel war nicht mehr zu finden – die SA hatte sich inzwischen auf die Illegalität vorbereiten können.

Hindenburg aber vergass es Brüning nicht, dass er ihn in die Zange genommen hatte. Von nun an sann er darauf, wie *er* den Unbequemen loswerden könne. Wer zur Republik hielt, atmete auf.

Zum wievielten Male seit dem Herbst 1930 wohl? Und wieder war alles nur ein Aufschub, ein schöner Schein gewesen. Ein Pyrrhussieg über die drohenden Mächte der Tiefe.

Zunächst zeigte am 24. April die Wahl in Preussen und den anderen Ländern, dass Hitler durch das Verbot seiner Schlägergardien keineswegs geschwächt war. Überall war die NSDAP nun die stärkste Partei, die bürgerliche Mitte bis auf kümmerliche Reste zerrieben, die SPD hatte diesmal fühlbare Verluste erlitten.

Aber die Gefahr drohte nicht von den braunen Massen, sondern von einer ganz andern Seite.

Am 9. Mai sollte der Reichstag nach monatelanger Pause endlich wieder zusammentreten. Es war klar, dass dann das Schicksal der Regierung Brüning auf dem Spiel stand. Zwischen den Parteiführern wurde lebhaft verhandelt. Doch weder Zentrum und Sozialdemokratie noch Deutschnationale und Nazis kamen einander dabei näher. Hugenberg blieb nach wie vor ziemlich isoliert, in bittere Feindschaft zu den von ihm abgeschwenkten, freikonservativen Gruppen verstrickt, die zum Teil seit dem letzten Herbst durch Männer wie den Landwirtschaftsminister Schiele und den klugen Ostminister Schlange-Schöning an der Regierung Brüning beteiligt waren.

Die kommenden politischen Entscheidungen bereiteten sich indessen weniger in den Parteinstanzen vor als in kleinen, fast privaten Zirkeln, die um so mehr erreichen konnten, als sich die Massenparteien gegenseitig lähmten.

Einer dieser Zirkel war der *Herrenclub*, in den Dr. Grautz im April durch den Oberleutnant von Peters eingeführt wurde.

Er hatte seinen Sitz in einem palaisartigen Gebäude Ecke Jäger- und Kanonierstrasse. Hier versammelte sich seit etwa acht Jahren eine illustre Mitgliedschaft. Zwar hatte der Clubpräsident Bodo von Alvensleben einmal die schöne Formel geprägt: «Der Begriff Herr hat nichts mit Name, Besitz oder Stellung zu tun. Allein die Persönlichkeit entscheidet, bei Arbeiter oder Fürst, ob sie Herren sind.» Aber man sah hier wohl kaum jemals einen Arbeiter, dagegen recht viel Adel, Industrie und Hochfinanz.

Werner blickte sich voll Interesse um. Er hatte das deutliche Gefühl, am heutigen Tage wieder eine Sprosse hinauf zu steigen. Mit dem hochgescheiten, kühlen Peters sass er in einer stillen Ecke und liess die Namen, die Gestalten an sich vorüberziehen. Es war erstaunlich, wen der Oberleutnant alles kannte.

Ein langer, hagerer Herr mit randloser Brille, in der leicht vornübergeneigten Haltung des alten Reiters, trat zu ihnen und lachte auf eine etwas beunruhigende Art, ohne das Gesicht zu verziehen:

«Na, Peters? Nun kommt Ihr Hugenberg aber mächtig in die Bredouille, was?»

«Mein Hugenberg! Hier – Dr. Werner Grautz – ein Kronjurist des Imperiums in der Zimmerstrasse.»

Der Hagere beäugte Werner, stellte sich vor:

«Alvensleben. Angenehm. Na, in welchen Bau wird Ihr oller Fuchs denn nu schliesslich schlüpfen? Hindenburg – Hitler – ist ihm alles nicht genügend astrein, wie?»

Werner missfiel dies Ausgefragtwerden:

«Bedauere. Ich bin nicht informiert. Der Geheimrat wartet wohl ab.»

«Aha. Sehr gescheit.» Es blieb offen, ob der Sprecher Hugenberg oder den

abweisenden jungen Juristen meinte. Schon wendete er sich ab. Werner fragte:

«Der Präsident dieses Hauses?»

«Nee, der heisst Bodo von Alvensleben. Das war sein Bruder, der heisst Werner. Genau wie Sie.»

«Muss ich das als besondere Ehre auffassen?»

Peters grientete:

«I wo. Ist 'n bisschen unklarer Herr.»

«Was tut er denn?»

«Tja, was tut er wirklich? Schwer zu sagen. Manche behaupten, er lebt davon, Leute zusammenzubringen. Jedenfalls wimmelt er überall herum. Momentan auch bei meinem Chef, der ihn übrigens ganz gut leiden kann.»

Peters deutete mit dem Kopf hinüber in den grösseren Nachbarraum, auf einen schmalen Mann Mitte Fünfzig in tadellosem Abendanzug:

«Früher war er mal bei dem da beschäftigt – bei Papen.»

«Ist mir kein Begriff.»

«Müssen Sie aber kennen!» meinte Peters mit Betonung. «Westfale, uralter Adel, reich im Saargebiet verheiratet. Stramm katholisch, noch strammer monarchistisch. Erst aktiver Kavallerist, dann im Krieg Attache in Washington. Hatte Pech mit Akten – haben Sie davon nie gehört?»

Werner schüttelte den Kopf, Peters fuhr fort:

«Ein Mitarbeiter verlor seine Mappe mit Dokumenten, die Papen schwer kompromittierten. Er musste nach Haus, war dann noch Generalstähler bei den Türken. Na ja, Herrenreiten über Hürden liegt ihm mehr.»

«Was macht er jetzt?»

«Sitzt im Landtag beim Zentrum, wo er kräftig gegen das Bündnis mit der preussischen SPD opponiert. Ihm gehört zum grössten Teil die *Germania*, das schwarze Parteiblatt.»

«Und was hat Alvensleben mit ihm zu tun?»

«Nicht hat – hatte! Der gute Papen gründete da mal mit Freunden eine *Gesellschaft zur Rettung der Abendländischen Kultur*. Keine Ahnung, was das ist – hört sich aber hübsch an, was? Na, da war Alvo Sekretär und lernte, was gute Beziehungen sind. Jetzt hat er 'nen eigenen Laden aufgemacht. Nennt sich ganz schlicht: Büro Alvensleben. Da weiss man gleich, wofür das gut ist: für ihn selber. Aber Verbindungen hat der Mann. Hört die Flöhe husten.»

Mit einem Ruck brach er ab, stand auf:

«Mensch, da kommt der Chef!»

Schon stand der General bei ihnen. Er war in Zivil, prüfte mit raschem Blick den Gast seines Untergebenen, sagte knapp:

«Schleicher – störe ich?»

«Aber, Exzellenz ...»

«Gut, gut. Haben Sie 'n Glas Rotspion für mich? Ich bestelle gleich 'ne Pulle

nach.» Er lehnte sich zurück, sah sich mit ruhigem Interesse um: «Na ja – das übliche – wieder mal Dukaten und Ahnen zuhauf, was?»

Werner staunte über die saloppe Redeweise. Doch achtete er kaum mehr darauf, als Schleicher zu erzählen begann:

«Hammerstein ist völlig meiner Meinung über Groeners absolut unmögliche Haltung. Da muss nun bald etwas geschehen.»

Werner kannte die Namen des Wehrministers und des Chefs der Heeresleitung. Bald fielen andere, ihm unbekannt. Und jetzt sprachen die beiden unwillkürlich leiser.

Er hörte taktvoll nicht mehr hin, sondern betrachtete den klugen kahlen Schädel des Generals, der weit eher zu einem Gelehrten, vielleicht auch zu einem grossen Kaufmann passte. Nach einer Weile wurde Schleicher lebhafter, nun fing Werner wieder den und jenen Satz auf:

«Nee, nee, Peters, da sind Sie falsch gewickelt! Ohne die Arbeiter geht es heute überhaupt nicht mehr. Die entscheiden alles. Das hat der Hitler eben früher kapiert als die meisten. Leider – nun müssen wir mit ihm rechnen – vorläufig jedenfalls ...»

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, der lange Alvensleben wieder da und verbeugte sich devot vor dem General:

«Gut, dass ich Sie hier treffe – muss Ihnen etwas äusserst Wichtiges erzählen ...» Dazu ein stummer Wink, beiseite, wie von einem Schmierenintriganten.

Schleicher seufzte ein wenig, entfernte sich aber dann mit dem Hageren.

«Na ja», brummte Peters. «Hoffentlich redet er ihm kein Loch in den Bauch.»

«Das ist also Ihr berühmter Chef...» Vorsichtig erkundigte Werner sich: «Ich hörte da unwillkürlich so einiges... Wie kommt er zu solchen, na, sagen wir mal: ungewöhnlichen Ansichten über Proleten und so weiter?»

Peters lachte:

«Altes Steckenpferd von ihm. Er arbeitete als junger Hauptmann unter Groener, Generalstab, Abteilung Eisenbahn. Sie machten den ganzen Aufmarsch für 1914. Damals sass Schleicher monatelang in Fabriken und Lokomotivschuppen unter Mechanikern und Eisengiessern 'rum. Davon ist einiges hängengeblieben. Er hiess überall: der ,rote Schleichen. Als der selige Ebert vor den Spartakisten gerettet werden musste, spielte der Major Schleicher eine wesentliche Rolle. Als Oberst und General gewann er immer mehr Einfluss, und nur wenige erfuhren davon. Er mag keine Publizität, anders als zum Beispiel Seeckt – mit dem er sich auch nie recht vertrug.»

«Und jetzt?»

«Nun, sein alter Gönner Groener ist Wehrminister und Innenminister zugleich. Freund Hammerstein führt die Armee. Mein Chef sitzt also überall am Drücker. Fragt sich nur, wann er losschiessen wird.»

«Und – auf wen...»

Peters zuckte nur lächelnd die Schultern.

Da kam Schleicher zurück, setzte sich zu den jungen Leuten und plauderte ironisch und amüsan. Werner hörte aufmerksam zu und zog im stillen Vergleiche: Das war doch etwas ganz anderes als der Eifer seines kleinen Geheimrats... Als der böse Intellekt des Dr. Goebbels ... Und gar als das Pathos des Plebejers Hitler... Hier sah Werner Grautz sein Wunschbild in Fleisch und Blut vor sich – der da war ein Herr! So müsste man auch sein: überlegen, ungezwungen, distanziert.

Seit diesem Abend glaubte er an den General.

Sein Instinkt für die Macht trog ihn diesmal nicht: In den nächsten Wochen machten ein paar hohe Offiziere das Schicksal Deutschlands unter sich aus, und der General von Schleicher war fürs erste der erfolgreichste.

Noch immer blieb er hinter den Kulissen. Seine Fühlung mit Hitler und dessen Paladinen Röhm und Helldorf riss nicht mehr ab. Er wünschte nun einmal, das braune Menschenreservoir für seine Zwecke zu retten; seit dem Verbot der SA bestand immerhin die Gefahr, dass dieses Reservoir wieder versichern könnte. Es war also nicht in Schleichers Sinn, wenn etwa die Republik ernstlich erstarkte.

Genau an diesem Punkt musste er mit seinem väterlichen Freunde Groener in Konflikt geraten.

Es war gar nicht nötig, sich offen von ihm loszusagen. Das hätte nur jugendliche Enthusiasten wie Peters vor den Kopf gestossen. Es gab genügend Umstände, die sich gegen Groener auswirkten, ganz ohne Schleichers Zutun.

Der wichtigste war die wachsende Abneigung Hindenburgs gegen den Wehrminister. Sie ging zurück bis in den November 1918. Damals war Groener, als Nachfolger des zurückgetretenen Ludendorff, Generalquartiermeister und damit die rechte Hand des Feldmarschalls. Seine Aufgabe ähnelte derjenigen Eberts: So wie der Sozialdemokrat die zusammengebrochene kaiserliche Politik liquidieren musste, wollte Groener das militärische Vabanquespiel Ludendorffs und Hindenburgs beenden, so gut es eben ging.

Der bürgerliche General aus Württemberg hatte die Courage, dem Kaiser rundheraus zu erklären, er müsse abdanken, wenn nicht das Chaos hereinbrechen solle. Dabei fiel der bis dahin unvorstellbare Satz: «Fahneid und Kriegsherr sind bloss eine Idee.»

Wilhelm II. floh nach Holland. Der altpreussische Adlige Hindenburg aber stellte sich vor seinen Herrn, er behielt den Oberbefehl und führte das Heer in die Heimat. Ihm wurde das als patriotisches Opfer ausgelegt. Seinen

Wahlspruch *Die Treue ist das Mark der Ehre* durfte er auch weiterhin unverändert und scheinbar glaubwürdig im Munde führen.

An Groener aber klebte seitdem der Makel der Untreue. Jedesmal, wenn Hindenburg ihn sah, fühlte er sich peinlich an dunkelste Stunden erinnert. Jetzt war dieser Gefährte des bösen November der Urheber scharfer Massnahmen gegen diejenigen Kräfte, von denen Hindenburg viel lieber gewählt worden wäre als von Sozialisten und Demokraten. Admirale und Generale, die weit primitiver als Schleicher mit der zackigen SA sympathisierten, erhoben beim Marschall Protest gegen das Verbot; allen voran General von Blomberg, der als Wehrkreisbefehlshaber in Ostpreussen dem Herrn von Neudeck besonders nahestand. Es gab Leute, die dem Alten geradezu einredeten, er sei mit der ganzen Wahl absichtlich hereingelegt worden.

Zu alledem kam noch eine groteske Privatgeschichte Groeners. Mit 62 Jahren hatte er seine junge Sekretärin geheiratet und schon fünf Monate später einen Sohn bekommen. Darauf war er in naiver Weise stolz, Bilder der Familie wurden veröffentlicht. Über diesen Skandal war Hindenburg besonders empört. Nun wünschte er, den unmöglichen Groener schleunigst loszuwerden.

Er schickte ihm einen scharfen Brief, in dem er das SA-Verbot kritisierte und ein Vorgehen gegen das angeblich staatsfeindliche *Reichsbanner* verlangte. Zum Beweise war Material beigelegt, das aus Groeners eigenem Ministerium stammte und durchaus nicht schlüssig war.

Der Minister blieb arglos, ja, er beriet sich sogar mit Schleicher darüber, dass er nichts gegen das *Reichsbanner* unternehmen und wie er sich bei weiteren Angriffen verteidigen wolle. Diese würden am 9. Mai unweigerlich erfolgen, dann sollte endlich der Reichstag wieder einmal tagen.

Reichskanzler Brüning verhandelte bis zum letzten Augenblick in Genf über das offizielle Ende der Reparationen und die Anerkennung der militärischen Gleichberechtigung Deutschlands. Er erreichte, dass diese Forderungen auf einer Konferenz in Lausanne bewilligt werden sollten – aber erst im Juni. Daher konnte er noch nicht mit dem fertigen Ergebnis vor das deutsche Parlament hintreten.

Immerhin, die Lage der Regierung hatte sich sehr verbessert. Die Staatsschuld war in letzter Zeit nicht mehr gestiegen. Im Sommer würde die Krise abklingen, Anzeichen dafür waren schon jetzt bemerkbar.

Brüning und Groener, der in diesen Wochen kränkelte, hatten Anlass, ihre Stellung für gefestigt anzusehen.

Auch anderwärts hob sich seit der Hindenburgwahl die Zuversicht der demokratisch Gesinnten.

Selbst ein so zaghafter Mann wie Dr. Taschner erklärte plötzlich laut, die Republik gebe neuerdings erfreuliche Zeichen von Lebenskraft. Der Wind

schien sich ein wenig gedreht zu haben – und das kam Helmut Hagenow zugute.

Der Parlamentsreporter des *Morgenblattes* war nämlich ausgeschieden. Taschner beschloss, selbst in den Reichstag zu gehen und einen Redakteur mitzunehmen, der ihn unterstützen sollte. Seine Wahl fiel auf Helmut, dessen eigenmächtige Eskapaden vor anderthalb Jahren jetzt in einem anderen Licht erschienen. Audi rechnete Taschner ihm seine bescheidene Zurückhaltung in letzter Zeit als Plus an und meinte, ihn zu einem gefügigen Werkzeug erzogen zu haben. Die Wahrheit war, dass Helmut so ziemlich jeden Ehrgeiz bei seiner Arbeit für das *Morgenblatt* verloren hatte. Er selbst war verblüfft, wieder zu einer wesentlichen Aufgabe herangezogen zu werden. Das häufige Zusammensein mit Radegast hatte ihn überdies misstrauisch gemacht gegen solche Sinneswandlungen seines Chefs.

Immerhin sass er recht gespannt neben diesem auf der Pressetribüne, als die Sitzung begann. Am ersten Tage blieb es ruhiger als vielfach erwartet worden war.

Aber am zweiten Morgen trat Hermann Göring an das Rednerpult, und mit einem Schläge wurde es lebhaft. Der Naziabgeordnete griff hemmungslos den Wehrminister an und beschuldigte ihn der ungesetzlichen Gewaltanwendung beim Verbot der SA. Schliesslich verstieg er sich zu dem Satz:

«Ohne die SA gäbe es in Deutschland schon längst überhaupt keine Ordnung mehr!»

Rasender Beifall seiner Parteigenossen dankte ihm.

Gleich darauf betrat Groener das Podium, um zu antworten. Er war kein geborener Redner, das war bekannt. Heute aber machte er, offenbar durch seine Herzbeschwerden geschwächt, einen besonders matten Eindruck. Mit leiser Stimme, doch mutig, begann er:

«Die Wahrheit ist: Ohne die SA hätten wir seit Jahren Ruhe und Ordnung in unserem Lande...»

Weiter kam er nicht. Ein infernalischer Lärm brach aus, die Nazis brüllten und klapperten mit den Tischdeckeln, es war ein wohlorganisierter Generalangriff. Unaufhörlich schwang Präsident Paul Lobe seine Glocke. Ein paar besonders wüste Krakeeler wurden von der Sitzung ausgeschlossen.

Doch der Spektakel begann von neuem, als Groener es wagte, die Verdienste des *Reichsbanners* um die Republik offen anzuerkennen. Nun konnte er sich nicht mehr verständlich machen. Seine Hände umkrampften die Pultplatte, totenblass hielt er dem Ansturm stand.

«Wozu fordert er sie so heraus?» entsetzte sich Taschner. «Der Mann erledigt sich ja selber – er ist schon erledigt!»

Helmut biss die Lippen zusammen und schwieg.

Erschöpft kehrte Groener auf die Ministerbank zurück. Gleich darauf sprach ein Herr in elegantem Flanellanzug auf ihn ein.

«Da – sehen Sie – das ist General von Schleicher!» rief Taschner. Helmut hörte diesen Namen zum erstenmal.

Der Reichstagsbericht im *Morgenblatt* war ungemein vorsichtig gehalten und drückte zum Schluss die Hoffnung aus, Brüning werde morgen den ungünstigen Eindruck ausbügeln.

In der Zwischenzeit wurde von allen Seiten gegen Groener Sturm gelaufen. Dass sich die Konservativen beklagten und auch bei Hindenburg Beschwerde erhoben, war zu erwarten. Ihre Argumente freilich waren ungeheuerlich. Groener habe sich, so konnte man da hören, als Feind jeder wirksamen Landesverteidigung entpuppt; er sei ein heimlicher Gefolgsmann der Sozialdemokraten geworden, unfähig, sein Amt weiter auszuüben.

Schlimmer noch war, dass Schleicher seinem väterlichen Gönner mit lächelnder Miene den Rat gab, sich auf alle Fälle erst einmal krank zu melden. Zu spät kam dem Minister der schreckliche Verdacht, der Feind sässe auch in seinem eigenen Hause, unter den engsten Vertrauten. Er wurde wankend und dachte an Rücktritt. Davon wollte Brüning nichts wissen.

Auch auf diesen wurde Druck ausgeübt, sich von Groener zu trennen. Aber der Kanzler war ein redlicher Mann. Am nächsten Morgen stellte er sich im Reichstag schützend vor seinen Minister. Ausdrücklich verteidigte er noch einmal das SA-Verbot. Dann berichtete er über seine erfolgreichen aussenpolitischen Verhandlungen und legte schliesslich ein neues Kreditermächtigungsgesetz vor, über das am nächsten Tag abgestimmt werden sollte. Dabei schilderte er die Lage mit gedämpftem Optimismus und rief zuletzt, zu den Bänken der NSDAP gewendet, aus: «Mir ist gleich, was Sie über mich verbreiten! Ich würde den schwersten Fehler begehen, wenn ich hundert Meter vor dem Ziel aufgäbe!»

Die NSDAP verhielt sich erheblich ruhiger. Brüning schien sich Respekt zu verschaffen. Der wankelmütige Taschner äusserte sogleich wieder Zuversicht. Helmut hörte es verwundert. Wie gern hätte er ihm geglaubt! – Er war bereit, endlich einmal aus vollem Herzen für etwas einzutreten. Das ewige schmollende Beiseitestehen lag ihm nicht. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann hatten ihn Barbaras beharrliche Skepsis und Radegasts zunehmende Resignation in letzter Zeit immer stärker bedrückt. Vielleicht tat er Taschner doch unrecht?

Aber bei ruhigem Nachdenken kam es ihm wieder vor, als könne kein Aussenstehender die wirklichen Zusammenhänge durchschauen. Er las an diesem Abend den Leitartikel des grossen Berthold. Da war überaus einleuchtend dargelegt, man dürfe am schliesslichen Sieg der demokratischen Vernunft nicht zweifeln.

Aber, so fragte sich Helmut, woher wusste er das?

Goebbels schrieb in dieser Nacht:

«Groeners Stellung ist erschüttert, die Armee will ihn nicht mehr. Seine eigene Umgebung drängt auf seinen Sturz. So muss es anfangen; wenn erst einer fällt, dann kommt das ganze Kabinett und mit ihm das System zum Purzeln.»

Am 12. Mai, morgens 10 Uhr, begann die vierte Sitzung. Es wurde über die Regierungsvorlagen abgestimmt. Brüning erreichte eine knappe Mehrheit von dreissig Stimmen.

Helmut, der an diesem Morgen sein Blatt allein vertrat, eilte hinaus, erkämpfte sich eine der umlagerten Telefonzellen und gab die Nachricht durch. Als er beim Restaurant vorbeiging, geriet er mitten in eine turbulente Szene. Vier Naziabgeordnete fielen über einen einzelnen Herrn her, zertrümmerten ihn in den Wandelgang und prügeln auf ihn los. Dabei brüllten sie:

«Lump! Verräter! Jetzt wird abgerechnet!»

Den brutalsten Schläger erkannte Helmut. Es war der Fememörder Heines. Gregor Strasser stand lachend dabei. Saalordner retteten den Angegriffenen, den linksstehenden Journalisten Dr. Klotz, einen früheren Marineoffizier, der einmal kurze Zeit Hitleranhänger gewesen war. Neulich hatte er Briefe veröffentlicht, die Ernst Röhm schwer belasteten.

Ausser sich kam Helmut in den Plenarsaal zurück und hörte, wie Präsident Lobe den unerhörten Vorfall bekanntgab und die Sitzung unterbrach. Dann erschienen Polizei, unter Führung des Polizeipräsidenten Weiss.

Beim Anblick des Verhassten brachen die Nazis in ein Wutgeheul aus, das alles seit Tagen Erlebte übertraf. Die Beamten setzten sich ruhig durch und führten die vier Rowdys, die ihnen von Klotz bezeichnet wurden, ab.

Noch ganz erfüllt vom Eindruck dieser Erlebnisse, kam Helmut in die Redaktion. Er wollte einen Artikel schreiben – die Überschrift und die Grundgedanken hatte er schon entworfen:

DIE REPUBLIK FASST NEUEN TRITT!

Diesmal würde Taschner zustimmen. Aber zu Helmut's grenzenloser Enttäuschung war der Optimismus seines Chefs schon wieder verflogen: Eben hatte die Pressestelle der Regierung mitgeteilt:

GROENER ALS WEHRMINISTER ZURÜCKGETRETEN

Nun begriff Helmut überhaupt nichts mehr. Als er die Verhaftung der vier Nazis schilderte, brummte Taschner:

«Na ja – ganz hübsch – warten wir ab.»

Die vier kamen vor ein Schnellgericht. Da sie auf frischer Tat ertappt worden waren, galt für sie die Immunität nicht. Strasser wurde wegen Mangels an Beweisen freigesprochen – die drei anderen bekamen je drei Monate Gefängnis. Das hörte sich gut an, leider wurden sie sogleich auf freien Fuss gesetzt mit der Begründung: Gewählte Volksvertreter dürften nicht an der Ausübung ihrer gesetzlichen Aufgaben gehindert werden.

Wieder hatte die Republik mit dem Schwert ihrer Justiz nur gefuchelt.

Wilhelm Groener legte sein Amt als Wehrminister nieder, nachdem Schleicher und Hammerstein ihm offen erklärt hatten:

«Die Armee steht nicht mehr hinter Ihnen.»

Er war tief erschüttert, er fühlte sich verraten von dem Manne, den er wie einen Sohn liebte.

Brüning hatte vergeblich versucht, Groener von seinem Schritt zurückzuhalten. Jetzt fragte der Kanzler mit sachlicher Kühle den General von Schleicher, ob er bereit sei, selbst das Wehrministerium zu übernehmen.

«Ich will schon», erwiderte Schleicher trocken, «aber nicht in Ihrer Regierung.»

Das war die offene Kampfansage. Brüning verstand das und rüstete sich zur Abwehr. Zunächst musste er sich Hindenburgs versichern. Doch der war am selben Tage aus Berlin abgefahren.

Triumphierend notierte Goebbels:

«Wir bekommen Nachricht von General Schleicher: Die Krise geht programmgemäss weiter. Der Reichspräsident ist nach Neudeck abgereist.»

Als habe das milde Urteil gegen Heines und Konsorten die Nazis in ihrer Taktik nur bestärkt, wiederholten sie die Krawalle in noch wilderer Form, als am 24. Mai der neue preussische Landtag eröffnet wurde. Diesmal lieferten sie den Kommunisten eine Schlacht mit Stuhlbeinen und Tintenfassern, es gab Schwerverletzte, alle anderen Parteien verliessen den Saal. Höhnisch triumphierte der *Angriff*:

JAWOHL! EIN VORGESCHMACK VOM DRITTEN REICH!

Goebbels begeisterte sich in seinem Tagebuch:

«Scheu und voll Achtung schleichen die jüdischen Journalisten um die Trümmer und Blutlachen. Wie wird ihnen zumute sein?»

Vier Tage später aber wurde im selben Hause ein Nazi mit Namen Hanns Kerrl zum Präsidenten gewählt, mit den Stimmen des Zentrums, der Brüning-Partei. Die Demokratie blieb ihren Bräuchen treu bis zum Selbstmord: Die NSDAP war nun einmal die stärkste Fraktion.

Im *Morgenblatt* schlich alles mit hängenden Köpfen herum. Dem kleinsten Redakteur war auf einmal bewusst geworden, dass bei einem Umsturz seine Existenz auf dem Spiele stand. Es gab plötzlich Sympathien für Hindenburg, sogar für Hitler, die vor Wochen noch niemand zu äussern gewagt hätte. Ganz Gewitzte munkelten, das Blatt sei über Nacht an Hugenberg verkauft worden. Das stimmte nicht.

Noch nicht! dachte Helmut bitter. Vergeblich versuchte er, den Chef zu sprechen. Dr. Taschner konferierte, dann hiess es, er ginge in Urlaub. Das Haus glich einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Eines Abends wartete Radegast auf Helmut und fragte ernst:

«Endlich geheilt? Dass die hier sich nicht wehren werden, ist wohl klar? Wir müssen andere Mittel anwenden, wenn wir nicht noch in diesem Sommer das Dritte Reich haben wollen.»

«Gibt es solche Mittel?»

«O ja. Hoffentlich ist der Tag nicht mehr weit, an dem die Regierung diejenigen aufruft, die bereit sind, sie zu verteidigen.»

«Was bedeutet das?»

«Komm mit. Wir fahren heute nicht nach Haus.»

Im Laufe des Mai wurde dem Reichskanzler immer deutlicher, dass die Attacke gegen Groener nur das Vorspiel zu einem Generalangriff auf ihn selbst gewesen war.

Letzthin hatte er mehrfach den Unwillen des Reichspräsidenten zu spüren bekommen. Es war ihm nicht unlieb, dass dieser nun, fern von Berlin, den unkontrollierbaren Einflüsterungen Schleichers und anderer Ratgeber entzogen blieb.

Sehr bald freilich musste Brüning erfahren, dass der Alte in Neudeck anderen, noch gefährlicheren Einflüssen ausgesetzt war. Dadurch bekam Hindenburgs Abwesenheit auf einmal eine hochpolitische Bedeutung, und zwar im Zusammenhang mit einer Frage, die in den Stürmen der letzten Wochen fast vergessen schien.

Nach dem Kriege war den heimkehrenden Soldaten billiges Land für Siedlerstellen zugesagt worden. Dafür hatte sich damals auch Hindenburg ausgesprochen. In den Inflationsjahren geschah natürlich nichts. Aber als Hindenburg 1925 Reichspräsident geworden war und als auch die sozialdemokratisch geführte Preussenregierung die Sache aufgriff, kam ein Plan langsam in Gang, sehr langsam ...

Zur Durchführung war Boden nötig, den sollten die grossen ostdeutschen Güter hergeben, selbstverständlich gegen Entschädigung. Aber dort waren solche Siedlungsprojekte höchst unbeliebt. Von jeher nahm der grosse Grundbesitz eine privilegierte, durch Schutzzölle gesicherte Stellung ein. Der berühmte Nationalökonom Lujo Brentano stellte fest, dass der künstlich hochgehaltene Getreidepreis vor allem 13'000 Grossagrariern zugute kam.

Im Kaiserreich stammte aus diesen Kreisen ein wesentlicher Teil des Offizierkorps. Auch behaupteten sie, im Kriegsfall die deutsche Ernährung sichern zu können – was dann nicht gelang. Solche militärischen Gründe schienen in der Republik überholt. Doch sie schienen es nur.

Die Herren von Ar und Halm verstanden es, eine Landabgabe Jahr um Jahr hinauszuzögern. An die Stelle des ursprünglichen Siedlungsplanes trat allmählich etwas völlig anderes: die *Osthilfe*, eine staatliche Unterstützung der «notleidenden Landwirtschaft». Zweifellos traf die allgemeine Krise viele Bauern besonders schwer; aber meist nicht diejenigen, die am lautesten klagten und am meisten empfielen. Hohe Subventionen flossen an Besitzer von Tausenden Morgen besten Landes.

Einer von ihnen, Hindenburgs Freund und Gutsnachbar, Elard von Olden-

burg-Januschau, erwarb zum Beispiel aus solchen Mitteln neuen Boden, was nicht der Sinn des Planes war. In fröhlichem Junkerton verkündete er ganz unverblümt seine Meinung: «Da sprach der alte Pelikan: So Kinder, nun lasst mich mal 'ran.» Darüber lachten manche, andere empörten sich. Aber es gab schlimmere Fälle, in denen die Hilfgelder überhaupt nicht angelegt, sondern für Rivierareisen und ähnliche angenehme Zwecke verpulvert wurden.

Allmählich wurde die ganze *Osthilfe* zu einem Skandal. Brüning dachte rechtlich und sozial genug, um das verfahrenere Agrarproblem anzupacken. Er gewann einen vortrefflichen Helfer in Hans Schlange-Schöningen.

Das war ein Deutschnationaler, aber kein Hugenbergmann. Er hatte sich als erfolgreicher Landwirt bewährt, er konnte unvoreingenommen denken und fand, eine vernünftige Regelung würde jedem tüchtigen Gutsbesitzer nützen. Seine Absichten waren keineswegs radikal, vor allem wollte er die bösesten Missbräuche rasch unterbinden.

Das genügte, um Hindenburgs Standesgenossen zu alarmieren. In Neu- deck lagen sie ihm mit Beschwerden und Prophezeiungen in den Ohren. Dabei tat sich besonders ein Freiherr von Gayl hervor, der mit allen reaktionären Gruppen konspirierte und in einer kommenden Rechtsregierung Minister werden wollte, was er nicht verhehlte. Ihm war auf unklare Weise einer der vielen vorbereitenden Entwürfe aus Schlanges Ministerium in die Hände geraten. Mit Hilfe dieses unmassgeblichen Papiers überzeugte er Hindenburg davon, dass der einstige Gewerkschaftler Brüning und sein Ostminister Schlange einen verderblichen *Agrarbolschewismus* betrieben. Jede Schwächung des Grundbesitzes aber bedrohe vor allem die rings von Polen umschlossene, isolierte Provinz Ostpreussen. – Solchen Argumenten war der Herr auf Neudeck um so zugänglicher, da es ihn bedrückte, dass seit Harzburg immer mehr Agrarfreunde sich zu Hitler bekannten.

Er fand, dass er sich von diesem Brüning trennen müsse.

Eine erste Andeutung dessen, was sich über ihren Häuptionern zusammenschloss, bekamen Brüning und Schlange durch Hindenburgs Staatssekretär Otto Meissner, einen wendigen Mann, der schon Ebert gedient hatte und sich gern nach allen Seiten abdeckte. Brüning beschloss, Hindenburg sogleich nach seiner Rückkehr durch die Vorlage einer neuen wirtschaftspolitischen Notverordnung auf die Probe zu stellen. Schlange-Schöningen aber wollte nicht bis dahin warten. Auf der Stelle schrieb er an Hindenburg und sprach seine Empörung über die Verdrehungen der Gegner aus. Er erklärte, dass von Enteignung keine Rede sei, dass aber solche Gutsbetriebe zwangsverkauft werden müssten, die von den jetzigen Besitzern wegen Überschuldung nicht mehr zu halten seien.

Dann steigerte sich sein Ton zu seherischer Kraft:

«Im Willen zur inneren Kolonisation offenbart sich der nationale Drang zur

Selbsthilfe und Gesundung. In ihm liegt eine Fortentwicklung jener Gedanken des Freiherrn vom Stein, die nach dem Niederbruch von 1806 ebenfalls von manchen, wie mit Blindheit Geschlagenen, als revolutionär bekämpft wurden. Wenn Teile des Grossgrundbesitzes die Zeichen dieser Zeit wiederum nicht erkennen, so befürchte ich: sie graben sich selbst ihr Grab, und eine stürmische Entwicklung wird eines Tages über sie hinweggehen.»

Dann stellte er grollend sein Amt zur Verfügung, falls seine Absichten missbilligt würden.

Hindenburg nahm die Demission sogleich an. Offenbar hielt er den Freiherrn vom Stein und den mutigen Schlange gleichermaßen für *Agrarboltschewisten*.

Dem General von Schleicher aber kamen alle diese Dinge um so gelegener, als sie seine Pläne rasch zum Reifen brachten, ohne dass er selbst überall hervortreten brauchte. Emsig war er in diesen Tagen dabei, eine neue Kabinettsliste zusammenzustellen. Inzwischen hielt er weiter Verbindung mit führenden Hitlerleuten, die ihm versicherten, die NSDAP werde ein nationales Kabinett tolerieren; auch dann, wenn sie ihm nicht angehören sollte.

In der Nacht auf den 29. Mai fuhr Hindenburg nach Berlin zurück. Am andern Morgen erschien Brüning frühzeitig bei ihm.

Er wurde noch kühler empfangen, als er befürchtet hatte. Hindenburg war ungnädig, liess seinen noch vor kurzem so freundlich behandelten Kanzler kaum zu Wort kommen und stellte selbst Forderungen: das durch die Rücktritte unvollständig gewordene Kabinett sei umgehend durch zuverlässige Männer der Rechten zu ergänzen; und innerhalb kurzer Frist müssten Neuwahlen zum Reichstag erfolgen.

Besonders das Verlangen nach Reichstagsauflösung erschreckte Brüning. Es war völlig sicher, dass solche Wahlen nur die Ergebnisse aus den Ländern bestätigen und Hitler einen neuen Triumph verschaffen mussten. Ein so zustande gekommener Reichstag würde noch weniger arbeitsfähig sein als der jetzige. Es kam darauf an, Zeit zu gewinnen. Grosse, aussenpolitische Erfolge standen unmittelbar bevor – eigentlich erwartete Brüning sie jeden Tag. Am Ende des Sommers würde alles schon ganz anders aussehen.

Doch der Alte wünschte keine Diskussion.

Den Erlass irgendwelcher neuen Notverordnungen lehnte er von vornherein ab mit der erstaunlichen Begründung: es müsse endlich wieder gesetzlich regiert werden. Der innere Widerspruch in diesen verschiedenen Äusserungen liess erkennen, dass sie Hindenburg von mehreren interessierten Seiten aus eingeredet worden waren.

Als Brüning ging, war er zur Niederlegung seines Amtes entschlossen. Aber noch ehe er am Nachmittag dem Kabinett berichtete, erschien der

amerikanische Botschafter bei ihm und überbrachte ein Schreiben seines Präsidenten; darin wurden neue, weitgehende Zusicherungen in der Reparationsfrage gemacht. Am andern Morgen kam der Diplomat nochmals. Jetzt erfuhr Brüning, das letzte Hindernis sei beiseite geräumt – auch Frankreich werde bei der Konferenz in Lausanne nicht mehr gegen die deutschen Wünsche protestieren.

So stand Brüning doch noch am Ziel monatelanger Bemühungen. War es zu spät? Halb und halb fasste er wieder Mut. Wenn er mit so günstiger Nachricht beim Marschall erschien, musste sich alles noch zum Guten wenden.

Um halb elf sollte der Kanzer empfangen werden.

Doch nun ereignete sich einer jener unfassbaren Zwischenfälle, die nur möglich sind, wenn in einem Staatswesen die Ordnung schon gestört ist und der Machtwille einzelner Männer urplötzlich das Geschick von Millionen bestimmt. Hier geschah das auf eine unglaubliche, böswillige Weise.

Es wurde elf, es wurde halb zwölf – Brüning musste noch immer warten. Er wusste, was das bedeutete: Punkt zwölf Uhr würde Hindenburg nicht mehr zu sprechen sein.

An diesem Tage nämlich stellte, wie an jedem 30. Mai, nicht die Reichswehr, sondern die Marine die Wache – zum Gedenken an die Skagerrakschlacht vor 16 Jahren. Nichts in der Welt würde Hindenburg davon abhalten, den Vorbeimarsch der blauen Jungen abzunehmen.

Auf einmal begriff Heinrich Brüning: Das alles war Absicht – der Alte wollte ihn weghaben.

Wenige Minuten vor zwölf öffnete sich die Tür. Stehend erwartete der Marschall den Kanzler. Sofort begann er wieder von der Notwendigkeit einer Kabinettsergänzung zu sprechen – und dabei sah er wahrhaftig auf die Uhr.

Brüning gab das Rennen auf. Gleichsam zwischen Tür und Angel erbat er seine Entlassung. Sie wurde sofort bewilligt, wie es schien, mit Erleichterung. Dann eilte Hindenburg hinaus. Punkt zwölf Uhr stand er auf dem Balkon – solche Pflichten versäumte eben ein alter Soldat niemals.

Die Menge in der Wilhelmstrasse jubelte ihm zu.

Am Morgen des 1. Juni hiess die Schlagzeile aller Blätter:

FRANZ VON PAPEN ZUM REICHSKANZLER ERNANNT!

Kaum jemand kannte diesen Namen.

Deutschland fragte sich verwundert: Wer ist bloss dieser Papen?

«Also Schleicher!» rief Taschner, aus dem Urlaub zurück, in einem Ton, als hätte er das längst vorausgesehen. Er belehrte die Redaktionskonferenz: «Klar, dass der olle Hindenburg nicht von allein auf so einen katholischen Herrn dritter Güte kommt. Notabene, das Zentrum hat Papen sofort ausgeschlossen.»

«Wer steht denn nun eigentlich hinter ihm?» fragte jemand.

«Die Armee!» posaunte Taschner. «Wer weiss, am Ende ist der neue Wehrminister unsere Rettung. – Also, meine Herren: Achten wir vor allem auf Schleicher!»

Nachher waren die Ansichten geteilt.

«Ziemlich merkwürdige Ministerliste – bis auf drei bürgerliche Konzessionschulzen der halbe Gotha – Freiherrlicher Taschenkalender!»

«Was wird er machen?»

«Den Reichstag auflösen.»

«Kein guter Start für den Herrenreiter.»

«Das Rennen macht ja doch der Favorit: Hitler!»

Das gesamte *Morgenblatt* politisierte bis zum letzten Annoncenwerber. Schweigsam verhielten sich die meisten Setzer und Drucker. Bei ihnen hatte die neue Regierung schon ihren Namen weg: *Kabinett der Barone*.

Helmut schaute eilig bei Radegast hinein und sagte ihm leise:

«Wir treffen uns abends an der bewussten Stelle.» – Dann fuhr er ins *Café Adler*.

Dort hatte er am Journalistenstammtisch ein paar Kollegen von der *Täglichen Rundschau* kennengelernt. Das war eine alte, gemässigt rechte Zeitung, die seit Jahren nicht leben und nicht sterben konnte. Vor kurzem hatte ein politischer Redakteur der *Vossischen Zeitung* mit ein paar Freunden das müde Blättchen übernommen. Er hiess Hans Zehrer.

Dieser Mann war ausserdem Chef einer Monatsschrift, der *Tat*, die im Eugen Diederichs-Verlag erschien. Ein Kreis jungkonservativer Publizisten vertrat dort Thesen wie etwa diese: Der aktivste Teil der deutschen Jugend ist nun einmal bei der NSDAP oder wird bald bei ihr sein. Gebt den Braunhemden endlich ein Stück Verantwortung! Sonst verrennen sie sich in verbissenen Radikalismus!

Unüberhörbar war ein Unterton der Hoffnung. Zehrer und die Seinen rechneten darauf, dass sich innerhalb der Hitlerpartei vieles ändern würde, wenn sie einmal aus ihrer Radauopposition herausgeholt wäre. Damit erregte er bei einem Teil der NSDAP selbst Interesse. Noch immer gab es so etwas wie einen linken Flügel, der sich mehr und mehr um Gregor Strasser sammelte und auf eine Entwicklung zum nationalen Sozialismus hoffte.

Zehrer's Ideen mussten aber auch dem General Schleicher gefallen. Er nahm Verbindung mit dem *Tat-Kreis* und mit der *Täglichen Rundschau* auf.

Was bald alle Zeitungsleute Berlins wissen würden, hatte Helmut Hagenow schon von seinen Caf^ehausfreunden erfahren: Seit einiger Zeit erhielt die Zeitung nicht nur besonders wertvolle Informationen unmittelbar von Schleicher, sondern auch einen Monatszuschuss von 15'000 Mark aus Mitteln des Wehrministeriums.

Heute aber, am 2. Juni 1932, war etwas Aufregendes geschehen.

Auch Zehrer war enttäuscht von der wenig eindrucksvollen Figur des neuen Kanzlers und über die Kabinettsliste ausgesprochen entsetzt. Sieben Adlige unter zehn Ministern – entschieden ein politischer Unfug. Also schrieb er einen Leitartikel voller Warnungen an den Herrn von Papen und seine Helfer.

Schleicher las ihn, bekam einen Wutanfall und liess Zehrer zu sich kommen: «Ich verlange sofort einen Widerruf. Papen ist ein ausgezeichnete Mann.» «Verzeihung – das ist er nicht!» beharrte Zehrer. «Er ist unsozial. Er hat überhaupt geradezu mittelalterliche Vorstellungen vom politischen Leben. Wenn ich Ihren Lieblingsausdruck zitieren darf, Herr General: Er dient bei den Apokalyptischen Reitern.»

Schleicher musste lachen:

«Nee – Papen hat bei den Düsseldorfer Roten Ulanen gedient.»

«Das wird ihm wenig helfen, wenn im Reichstag ganze vierzig von fünfhundertsiebzig Abgeordneten hinter ihm stehen.»

«Ach was – der Reichstag wird aufgelöst.»

«Damit doppelt so viele Nazis hineinkommen? Was wollen Sie damit erreichen?»

Der General schnauzte:

«Lassen Sie das meine Sorge sein. Also, was ist: Bringen Sie den Gegenartikel?»

«Ich denke nicht daran.»

«Dann sehen Sie zu, wer Ihr Blatt finanziert.»

«Nun gut», sagte Zehrer ruhig. «Aber eins möchte ich Ihnen heute schon Voraussagen: Mit Papen werden Sie noch einiges erleben. Ehe der Hahn dreimal kräht, wird er Sie verraten.»

Schleicher brauste auf:

«Wie reden Sie von einem Ehrenmann! Einem alten Offizier!»

«Wir werden sehen», sagte Zehrer gelassen. Und ging.

Helmut's Kollegen von der *Täglichen Rundschau* aber beendeten ihren Bericht über diesen Vorgang mit der nüchternen Feststellung:

«Demnach sind wir pleite. Nicht mal die Druckkosten sind mehr da.»

Das waren nun allerdings nicht die politischen Geheiminformationen, die Helmut sich erhofft hatte.

Und einen Rat konnte er auch nicht geben.

Aber gleich danach traf er sich mit Radegast in einem kleinen Lokal an der *Friedenseiche* in Friedenau.

Hier wurde heute eine neue Gruppe des *Selbstschutzes* aufgestellt. In fast allen Berliner Stadtvierteln nämlich fanden sich in diesen Wochen die entschlossenen Nazigeegner zusammen, ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit, unabhängig auch von der Mitgliedschaft bei *Reichsbanner*, *Eiserner Front* oder sogar *Rotem Frontkämpferbund*. Die drohende Möglichkeit eines Hitlerreiches, eines braunen Marsches auf Berlin hatte selbst solche Menschen zueinandergeführt, die sich sonst die Köpfe blutig schlugen.

Karl Radegast war einer der Organisatoren dieser Abwehrgruppen. Helmut Hagenow begleitete ihn, als eine Art Adjutant, fast jeden Abend in eine andere Ecke der Riesenstadt.

Heute sollte etwas besonders Wichtiges geregelt werden: die Verbindung zur örtlichen Polizeistelle. Ein Wachtmeister vom Revier Rheingastrasse war deshalb unter den Versammelten. Als aber Radegast von Helmut die ganze Geschichte von Schleicher und der *Täglichen Rundschau* gehört hatte, da entschuldigte er sich und fuhr ins *Morgenblatt* zurück.

Ungefähr zur selben Zeit wurde in allen demokratischen Druckhäusern und Redaktionen blitzartig bekannt, was geschehen war. Noch in dieser Nacht, nach Fertigstellung der Morgenausgaben, fuhren Gruppen von Redakteuren, Metteuren, Setzern und Druckern in die Innenstadt, zu der kleinen Druckerei, wo die *Tägliche Rundschau* gemacht wurde.

Ohne viel Worte nahmen sie an den verwaisten Linotypemaschinen und Tischen Platz.

Und am andern Tags erschien, mit geringer Verspätung, die *Tägliche Rundschau* doch noch. Hergestellt von ehrenamtlich tätigen Kollegen aus der *Voss*, dem *Tageblatt*, dem *Morgenblatt*, die sonst meist ganz andere Meinungen verbreiteten als Hans Zehrer. Aber es schien ihnen notwendig, etwas zu tun gegen die Regierung dieses Herrn von Papen – gegen das *Kabinett der Barone*.

Der listenreiche General war nach jener Unterredung doch etwas betroffen zurückgeblieben.

Dann schob er alle aufkeimenden Zweifel beiseite. Wer mit dem Teufel Poker spielt, muss die Nerven behalten. Und er wollte seine Partie mit dem Teufel Hitler bis zu Ende spielen – er allein.

Auf lange Sicht gesehen, war das Kabinett Papen eine Art grossangelegter Bluff, Zehrer hatte das verdammt fix erfasst. – Überhaupt, diese jungen Journalisten waren gehängte Hunde. Aus ihrem Kreise kam mancher brauchbare Tip. Zum Beispiel die Sache mit den alten Akten des Lazarets Pasewalk: Dort hatte Hitler 1918 gelegen.

Um den Fall kümmerte sich Schleichers engster Vertrauter, der Oberst Kurt von Bredow, selbst. Tatsächlich fand er das gesuchte Krankenblatt und brachte es sogleich zu seinem Chef.

Beide Offiziere beugten sich über das vergilbte Papier und lasen:

«Hitler, Adolf. Gefreiter, geboren 20. 4. 89, usw. usw. Gibt vor, infolge Gasvergiftung erblindet zu sein. Diagnose: Hysterie. H. ist zum Vorgesetzten untauglich.»

«Ganz hübsch, was?» meinte Bredow.

Schleicher steckte das Dokument sorgfältig ein:

«Das heben wir uns besonders auf. Wer weiss, wozu es noch mal gut ist.»

Dann sprachen sie über die öffentliche Meinung gegenüber dem neuen Kabinett. Dass die gesamte Linke sich ablehnend verhielt, war keine Überraschung. Aber was war bei Hugenberg los? Die Scherblätter zeigten bestenfalls zurückhaltendes Wohlwollen.

Bredow schlug vor:

«Unser Peters hat doch da gute Verbindungen.»

«Dann soll er sie benutzen.»

So kam es, dass der Oberleutnant sich häufiger als bisher mit Dr. Grautz traf. Durch ihn lernte er andere leitende Leute der Hugenberghäuser kennen, Hecht zum Beispiel, der ihm nicht besonders gefiel. Wesentlich erfreulicher war ein Wiedersehen mit Zepernik in Babelsberg.

Der Autor berichtete in bester Laune, hier wimmele alles herum wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Die Filmleute fürchteten, dass es mit ihrer Narrenfreiheit nun zu Ende ginge.

«Sie fürchten das auch?» fragte Peters.

Zepernik schüttelte den Kopf:

«Im Gegenteil. Klare Verhältnisse können der Kunst nur helfen. In der Metternichzeit mit ihrer strengen Zensur hatten wir das beste Theater – und nicht die schlechteste Literatur. Ausserdem fände ich es richtig, wenn unsere Filme ein eigenes, ein deutsches Gesicht bekämen.»

«Ach nee?»

Der Schriftsteller lächelte:

«Ich verstehe Ihre Verwunderung. Sie ist unberechtigt. Nur die braunen Schwachköpfe meinen, sie hätten alles Nationalgefühl gepachtet. Gerade wir Juden sind geborene Konservative – das hat uns eine jahrtausendelange Erfahrung beigebracht.»

«Interessant», murmelte Peters.

«Ausserdem war ich im Kriege Offizier. Schon deshalb lehne ich alle die ewigen Neinsager ab – Kerr, Tucholsky, vor allem den Besserwisser Ossietzky.»

«Kein Jude», warf Peters trocken ein. «Im übrigen sitzt der ja.»

«Ich weiss, wegen Landesverrats. Hoffentlich lernen diese Elemente daraus.»

Sie lernten wirklich daraus, diese «Elemente» – wenn auch auf andere Weise. Seit dem 10. Mai 1932, an dem Carl von Ossietzky sich in Tegel zum Antritt einer anderthalbjährigen Gefängnisstrafe meldete, war jene Schicht erwacht, die gemeinhin *Die Intelligenz* genannt wird. Die Besinnung kam leider zu spät, wie sich bald herausstellen sollte.

Bis dahin hatten Schriftsteller, Schauspieler, Presseleute, Musiker und bildende Künstler ein Jahrzehnt freier Entfaltung genossen. So etwas hatte es vordem in Deutschland noch nicht gegeben. Auch diejenigen, die keinen grossen Erfolg hatten, spürten den Segen der Demokratie. Sie alle dachten freiheitlich, vor allem in Berlin.

«Links schlägt das Herz – auch das der Zeit.» Dieses Wort, nicht etwa von einem Revolutionär, sondern von einem biederbürgerlichen Freisinnigen um die Jahrhundertwende geprägt, gab die allgemeine Stimmung wieder. Aber mit diesem Gefühl begnügte man sich auch.

Nur wenige sahen, dass die Freiheit auch in dieser Republik stets bedroht blieb: durch die von Jahr zu Jahr offener auftretende Reaktion; durch die oft unzuverlässige, von alten, kaiserlichen Richtern praktizierte Justiz; vor allem aber durch eine Militärkaste, die vom ersten Tag an ihren Einfluss geltend machte.

Zu diesen wenigen, die klarsahen und sich wehrten, gehörte der Mitarbeiterkreis der *Weltbühne*, mit Carl von Ossietzky an der Spitze. Frühzeitig war in diesem Wochenblatt der Kampf aufgenommen worden, zuerst gegen die grausigen Fememorde, die von den Gerichten auffallend milde beurteilt, oft überhaupt nicht verfolgt wurden; später gegen zahlreiche Missbräuche, Halbheiten und Schwächen des Staates, der Schritt um Schritt vor seinen Todfeinden zurückwich.

Seit langem suchten die Angeprangerten nach einer Möglichkeit, den unbeirrbar Mahner zum Schweigen zu bringen. 1929 bot sie sich. Ossietzky druckte den Beitrag eines Mitarbeiters: «Windiges aus der deutschen Luftfahrt». Darin wurden gewisse Praktiken vorsichtig angedeutet, mit denen die Reichswehr solche Waffen heimlich weiterentwickelte, die ihr im Verträge von Versailles verboten worden waren. Das geschah häufig im Auslande, vor allem in Russland; mit der Roten Armee hielten die deutschen Generale gute Fühlung. Diese Dinge waren im Reichstag besprochen, in Parlamentsdrucksachen behandelt worden. Ein faktischer Verrat militärischer Geheimnisse lag also nicht vor – ganz abgesehen davon, dass Ossietzky sich auf seine Pflicht als republikanischer Journalist berufen konnte. Doch der Oberreichsanwalt erhob Anklage. Erst nach zwei Jahren kam es zum Prozess.

Am 23. November 1931 wurde Ossietzky vom Leipziger Reichsgericht verurteilt, in einem nichtöffentlichen Verfahren, was ihm eine publizistische

Behandlung seiner Sache unmöglich machte. Der Schreiber des Artikels floh ins Ausland, was Ossietzky scharf missbilligte. Offenbar hofften die Behörden, er würde denselben Fehler begehen; damit wäre man den unerbittlichen Angreifer los gewesen. Doch er blieb. Im Mai 1932 endlich musste er sich in Tegel melden. Bis zum Gefängnistor begleitete ihn eine Eskorte von weit über hundert der besten Namen aus Literatur, Justiz und Kunst.

Unmittelbar vorher hatte er einen langen Aufsatz veröffentlicht, den er *Rechenschaft* überschrieb. Darin sagte er:

«Ich gehe nicht aus Gründen der Loyalität ins Gefängnis, sondern weil ich als Eingesperrter am unbequemsten bin. Ich bleibe als Insasse einer preussischen Strafanstalt eine lebendige Demonstration gegen ein höchstrichterliches Urteil, das politisch tendenziös erscheint. Geht man ins Ausland, so wird die gesamte Rechtspresse auf jubeln: Zum Feinde geflohen! Der Oppositionelle, der über die Grenze gegangen ist, spricht bald hohl ins Land hinein. Wenn man den verseuchten Geist eines Landes wirkungsvoll bekämpfen will, muss man dessen allgemeines Schicksal teilen ...»

Dann erzählte er eine Episode, die blitzartig den Hintergrund des ganzen Falles erleuchtete:

«Als ich vom Untersuchungsrichter Braune vernommen wurde, fragte er mich, ob ich gedient habe und im Kriege gewesen sei.»

Ossietzky war vier Jahre Soldat gewesen, aber:

«Ich lehnte die Frage ab. Es gehe das Reichsgericht der Republik ohne Wehrpflicht nichts an, in welchem Militärverhältnis einer in der Kaiserzeit gestanden habe. Herr Braune sah mich fassungslos an, dann antwortete er mit der Stimme eines verbissenen Schulmeisters: ‚Sie wollen das nicht sagen? Das Reichsgericht wird’s schon herausbekommen!‘ Wie der Beschuldigte zum Militär steht, das ist das einzige, was das Reichsgericht wirklich interessiert.» Scharfsichtig deutete er die Motive seiner Richter:

«Im Grunde sind diese Herren Reichsrichter unsicher gewordene Menschen, die ihr Schicksal in eine Zeit gestellt hat, wo alles aus den Fugen geht. Besitz, Familie, Namen, alles ist fragwürdig geworden. Der Globus tanzt nach einem Jazzorchester, alte Familiengrundstücke sinken auf Pfennigwert. Die Frau will ein Abendkleid und quält den Gatten mit bürgerlichen Vorkriegsansprüchen. Die Tochter hat ein Verhältnis mit einem Monteur. Eine Autorität muss es doch geben! Diese Autorität ist wirklich da. Auf diesem Filmband, wo alles durcheinandergeht, ist ein grosser, gespornter Offiziersstiefel überkopiert. Das ist die letzte Autorität, an die sie glauben ...»

Ossietzky zog den Schluss:

«Niemals ist in der deutschen Republik die Generalwirtschaft resolut bekämpft worden. Kein ernsthaftes Bürgerbewusstsein zog jemals die Grenzlinien der Befugnisse. – Heute sind wir glücklich so weit, dass der General, der vom Reichswehrministerium aus über die gesamte Exekutive verfügt, sich seiner Haut wehren muss gegen Untergebene, die schon drängen, ihm die

Vollmachten aus der Hand zu reissen, um sie fürderhin im Bündnis mit dem offenen Faschismus auszuüben ...»

Zwei Wochen später wurde Groener gestürzt. Der Mann aber, der nun schon im Tegeler Gefängnis sass, hatte mit grimmigem Humor den Nachfolger gewarnt:

«Die Schildpattbrille mit blauen Gläsern, die mir eine Verehrerin für die Flucht gewidmet hat, vermache ich Herrn General von Schleicher. Item den falschen Bart, den mir ein alter Abonnent gestiftet hat. Er wird das einmal gebrauchen können. Ich glaube, es wird in den nächsten achtzehn Monaten nicht langweilig sein in Deutschland ...»

Das wurde nun auch vielen anderen klar.

Ossietzkys Haftantritt, obwohl seit Monaten erwartet, wirkte dennoch wie ein Schreckschuss. Auf einmal zeigte sich überall bei den geistigen Berufen ein Bewusstsein der Gefahr, die ihren Schatten täglich drohender über alles warf. Selbst in der braven, zahmen Demokratenpresse verschärfte sich der Ton. Verbände fassten ungewohnt deutliche Resolutionen und begannen, gegen die wenigen Rechtsradikalen in ihren Reihen vorzugehen.

Das alles konnte natürlich wenig Wirkung haben; doch gab es nun immer mehr Intellektuelle, die nicht nur reden wollten. Sie suchten Anschluss bei den grossen Arbeiterparteien. Manche, die sich noch nie um Politik gekümmert hatten, gingen über Nacht zu den Kommunisten; dass diese sich mit der SA herumschlügen, schien Beweis genug für ihre Zuverlässigkeit.

Alte sozialdemokratische Funktionäre wie Radegast spotteten über die plötzliche Radikalität von Literaten und Theaterleuten. Was war, zum Beispiel, den mehr als fünfzig Freiwilligen zuzutrauen, die sich in der *Künstlerkolonie* am Südwestkorso bei einer neubegründeten Selbstschutzgruppe angemeldet hatten?

Helmut hatte dort manche Kollegen und Bekannte. Er machte dem Setzer klar, dass diese Menschen unter dem steigenden Elend mindestens so litten wie Arbeiter und Angestellte.

Radegast zuckte die Schultern:

«Möglich. Aber es sind und bleiben politische Kinder. Sicher spielt bei ihnen die KPD die erste Geige?»

«Hm ... Sie haben eine Führung gewählt, fünf Leute, davon ist einer Kommunist. Ein früherer Offizier, das ist wichtig. Und ich gebe zu: Er ist der Tüchtigste.»

«Na also. Genau wie ich's mir dachte.»

«Hör mal, Karl. . .» Helmut ärgerte sich: «Er ist nicht dran schuld, sondern wir anderen. Vor allem deine SPD, scheint mir. Habt ihr nicht zehn, zwölf Jahre Zeit gehabt, eure Republik – unsere Republik – zu sichern?»
«Lausejunge», knurrte Radegast. «Leider hast du recht.»

Und schliesslich war er einverstanden, dass sich sein Helfer um den Selbst-

schütz in der *Künstlerkolonie* besonders kümmern wollte. So kam es dazu, dass Helmut fortan viel von seiner freien Zeit in den drei Häuserblocks rings um den Laubenheimer Platz verbrachte.

Auf den ersten Blick sah es dort idyllisch aus. Ein Wäldchen junger Birken, in denen der laute Wind spielte, Bänke und Sandkästen für Kinder, zuweilen hörte man aus offenen Fenstern Musizieren oder die Stimme einer Schauspielerin ohne Engagement, die Zunge und Kehle mit Sprechübungen geschmeidig hielt:

«Verächtlich schlecht der Knecht sich rächte, der nächtlich nächst dem Pächter zechte.»

Auf einer Bank sass die schwarzzügige, vor zwei Jahren noch erfolgreiche Julia-Darstellerin zwischen einem scharfen Charakterkopf, der hundertmal den Jago verkörpert hatte, und einem sehr jungen, sanften Musiker. Die drei sprachen leise und hastig aufeinander ein. Ging es um die uralten Nöte und Sehnsüchte, die Künstler mit allen anderen Menschen gemeinsam haben: Liebe, Enttäuschung, Eifersucht? Ehrgeiz und Angst ums tägliche Brot? Nein – hier wurden nun andere Vokabeln gebraucht: Treffpunkt – Polizeirevier – Wachdienst – Verbindungsmann... Er kam dann, dieser Verbindungsmann. Es war Helmut.

Unauffällig gingen alle in eine Wohnung, wo Mitverschworene auf sie warteten. Dann fand eine lange Besprechung statt. Zuletzt sahen sie Listen der Bewohner durch: Wer war da als Gegner verdächtig? Wer konnte noch gewonnen werden? Und, dies vor allem: Wo fand man ein paar neutrale Wohnungen als Waffen versteckt?

Denn hier gab es schon Waffen.

Helmut meinte obenhin, er habe da eine Idee und wolle sich mal umschaun. Er war nämlich auf den Namen Unschein gestossen. Als er am Südwestkorso entlangging, sah er in Leonores Wohnung noch Licht und klingelte kurzerhand.

Oben traf er Barbara bei ihrer Freundin.

Helmut hatte sie in letzter Zeit kaum noch gesehen. Die neuen Pflichten nahmen ihn ganz in Beschlag. Er hatte ihr das natürlich nie erklärt, aber immer gehofft, einmal mit ihr darüber sprechen zu können.

Leonore machte noch Tee. Helmut musste den kleinen Michael bewundern. Von Hugo wurde nicht gesprochen, nachher hörte er von Barbara, der käme wohl kaum je zurück. Politische Themen schienen der Hausherrin gleichgültig; es war also sinnlos, zu fragen, ob sie ihre Wohnung für die besonderen Zwecke des Selbstschutzes hergeben würde.

Gemeinsam mit Barbara fuhr Helmut in der U-Bahn heim. Unterwegs begann er zu erzählen. Sie forderte ihn dann auf, noch auf einen Schnaps ins Atelier mitzukommen. Er hatte schon an ihrer Miene gemerkt, dass sie seine Schilderungen nicht ernst nahm, jetzt machte sie sich offen lustig:

«Wie alt sind Sie, Helmut? Dreizehn? Weil Sie noch so begeistert Indianer spielen – das alles ist doch reine Kinderei! Übrigens, wie kommen denn gerade Sie dazu?»

«Nun – zum Teil durch Sie, Barbara.»

«Um Himmels willen!»

Er war enttäuscht:

«Eigentlich dachte ich, Sie würden mitmachen.»

«Wollt ihr Frauenbataillone aufstellen?» Ihr Lachen klang ein wenig forciert.

«Helmut – nichts für mich. Ich bin und bleibe Individualistin.»

«Das weiss ich. Aber früher wollten Sie dafür kämpfen.»

«Kämpfen – Sie haben sich grosse Worte angewöhnt.»

«Also meinetwegen: arbeiten. Etwas tun. Handeln. Nennen Sie's, wie Sie wollen.»

«Und was könnte ich für eure Truppe tun?»

«Beispielsweise Plakate malen. Barbara – ich kann einfach nicht glauben, dass Ihnen auf einmal Politik bedeutungslos geworden sein soll.»

«Politik nicht. Aber was hat das alles mit Politik zu tun?»

«Merkwürdig, dass ich das Ihnen sagen muss: Die übliche Politik ist erledigt. Aussichtslos geworden. Vorbei. Noch haben wir keine komplette, ausgewachsene Diktatur – sondern Papen. Aber das Unheil kommt unaufhörlich näher. Dann muss mit anderen Mitteln gekämpft werden als mit Stimmzetteln.»

«Hm ... Vorläufig sollen wir am 31. Juli einen neuen Reichstag wählen.»

«Als ob sich dadurch noch etwas änderte! Nein – wir müssen uns wehren. Wenn's sein muss, mit Gewalt – gegen diejenigen, die Gewalt gegen uns anwenden.»

Sie versank in Schweigen. Nach einer Weile trat sie an den Schreibtisch, kramte in Papieren und reichte Helmut einen Brief: «Da – lesen Sie.»

Es war ein Brief vom Dessauer *Bauhaus*, wo Barbara einst ihren Beruf erlernt hatte. Die weltberühmte *Hochschule für Gestaltung*, Mittelpunkt lebendiger Kunstgesinnung seit einem Jahrzehnt, musste ihre Pforten schliessen. Das wurde allen Freunden des Hauses mitgeteilt. Noch hoffte man, die Arbeit in Berlin weiterführen zu können.

«Auch eine Papen-Verfügung?» fragte Helmut.

«Nicht direkt. Der Dessauer Magistrat – die Nazis beherrschen ihn – hat die Verträge gekündigt.» Sie lachte sarkastisch: «Ist ja auch verständlich: Flache Dächer sind undeutsch, und Stahlmöbel gefährden die deutsche Seele.»

Er ging auf ihren Ton ein:

«Die deutsche Sitzfläche muss geschont werden. Es lebe der liebe alte Plüsch!»

Sie sah ihn gross an:

«Vollkommen richtig. So wird das Dritte Reich aussehen: Plüsch mit Blut – wir werden's kaum unterscheiden können ...» Nun unterbrach sie sich selbst:

«Verzeihen Sie, wackerer Kämpfer – das klingt für Sie bestimmt frivol. Aber

es gibt da eine, nun ja, ästhetische Seite der Dinge – über die komme ich wohl niemals hinweg. Ketzerische Gedanken einer Kulturbolschewistin – so heisst das ja bei den Nazis.»

«Tja, Barbara, dann sollten Sie doch ein bisschen helfen – einfach, damit der begnadete Kunstmaler aus Braunau Ihnen nicht vorschreibt, was für Tapeten und Möbel Sie entwerfen dürfen. Wollen Sie?»

Da sagte sie nicht mehr nein.

Ein paar Tage später hatte Helmut unerwarteten Besuch. Die Prachvogel steckte den Kopf durch seine Tür und lächelte süsslich:

«Herr Hagenow – jemand hat Kummer und möchte von Ihnen getröstet werden.»

Zögernd liess sich Susi hereinschieben. Er starrte sie an – was sollte er mit der Nazifrau? Schon war die Alte verschwunden.

«Tag, Helmi», sagte sie zaghaft. – Auch noch Vertraulichkeiten! – Rauh fragte er:

«Was gibt es?»

Sie liess sich auf den Sofarand fallen.

«Sei doch nicht so scheusslich – ich brauche dich! Früher warst du viel netter.»

«Das ist ziemlich lange her. Was ist denn nun los?»

Sie senkte den Blick:

«Jemand will mich erpressen – irgendein mieser kleiner Halunke, der mich von früher kennt – er will Geld haben! Sonst geht er zu meinem Mann.»

«Na, hör mal – der wird ja nicht gerade glauben, dass er einen Unschuldengel geheiratet hat.»

«Doch, Helmi.» Ein grosser Augenaufschlag: «Genau das glaubt er.»

Ihm wurde das Ganze immer lästiger:

«Na bitte. Deine Sache. Weshalb kommst du damit zu mir?»

«Ja, sieh mal... Ich habe mit der Prachvogel gesprochen, weil ich sonst niemanden habe. Und da dachten wir beide, du bist doch bei der Zeitung – da könntest du ihm vielleicht Angst machen, diesem Schwein.»

«Susi! Du liest noch immer gern Kolportageromane, was? In solch einem Fall geht man zur Polizei.»

«Undenkbar! Du weisst doch, wer Bob ist.»

«Allerdings.»

Plötzlich begann sie zu weinen. Er stand ungerührt eine ganze Weile daneben, sagte schliesslich:

«Damit will ich nichts zu tun haben.»

Sie schluchzte:

«Gemein bist du!» Von einem Augenblick zum andern waren die Tränen verschwunden, sie setzte sich zurecht: «Ich gehe hier einfach nicht eher weg, als bis du mir wenigstens einen Rat gegeben hast!»

Das war wieder ganz die alte resolute Susi. Mit einer Art ärgerlicher Bewunderung betrachtete er sie:

«Offenbar willst jetzt du mich erpressen.»

Sie zuckte schweigend die Schultern. Er ging auf und ab, überlegte, wie er sie loswerden könne. Dann hatte er einen Einfall. Erst sah er rasch auf seinem Tisch nach, ob da irgend etwas herumlag, was Frau Brigadeführer nicht gerade zu sehen brauchte. Dann ging er zur Tür:

«Wart einen Moment.»

Drüben, bei Susis ehemaligem Zimmer, klopfte er an. Er hatte Glück, Kommissar Urian war zu Haus. Helmut hatte mit dem betont zurückhaltenden Manne ab und zu ein paar Sätze gewechselt. Er wusste, dass Urian bei der politischen Polizei arbeitete. Ohne Umschweife kam er zur Sache:

«Herr Kommissar – ich brauche Ihre Hilfe.»

«Also doch», sagte Urian ruhig und stand von seinen Akten auf.

«Was heisst das?»

«Na – ich habe mir so was längst gedacht. Meinen Sie, ich könnte mir nicht vorstellen, warum Sie fast jede Nacht unterwegs sind?»

«Ach so!» Helmut lachte hellauf: «Nee – da sind Sie auf dem Holzwege. Es geht nicht um mich, sondern – um einen etwas delikatsten Fall. Mal rundheraus gefragt: Was täten Sie, wenn Sie erführen, ein Nazi wird kriminell erpresst?»

«Eingreifen. Das ist selbstverständlich. Erpressung ist in jedem Fall eins der gemeinsten Verbrechen.»

«Gut. Ich will offen sein: Das Opfer ist eine alte Bekannte von mir – die Frau eines hohen SA-Führers.»

«Hm – schicken Sie sie zu mir.»

«Sie wartet drüben in meinem Zimmer.»

Susi erschrak mächtig, als Helmut mit einem Fremden zurückkam. Ein paar freundliche Sätze Urians beruhigten sie. Doch als er nach Einzelheiten fragte, zögerte sie:

«Helmut – ich möchte lieber allein mit dem Herrn Kommissar reden.»

Er ging hinaus. Sie begann:

«Also – früher war ich ein paarmal in einem – einem gewissen Hause. Dort traf ich den Kerl, der mich übermorgen im Café Schallehn, am Lützowplatz, erwartet...»

Als Helmut wieder hereingeholt wurde, sagte Urian zuversichtlich:

«Ein klarer Fall. Bringe ich in Ordnung.»

Lina, die brave alte Setzmaschine Radegasts, lag in den letzten Zügen. Zu viele Hiobsnachrichten musste sie verdauen, sie ächzte nur noch, fast jeden Tag blieb sie stehen. Längst wäre sie ausser Dienst gestellt worden, wenn die Finanzen des *Morgenblattes* es erlaubt hätten. Doch die Abonnentenzahl ging zurück, die Inseratenaufträge schrumpften unaufhaltsam. Kleine Geschäfte und selbst grosse Warenhäuser sahen sich die Wahlziffern an – und dann annoncierten sie in der Rechtspresse.

Der Sozialist Karl Radegast vermochte in alledem kein Zeichen für den Niedergang des Kapitalismus zu sehen. Die Dinge entwickelten sich anders, als er's einst gelernt hatte. Auch war er verwachsen mit seiner täglichen Arbeit; und bei aller Abneigung gegen den wetterwendischen Taschner – immerhin gab es die Republik noch, und das Blatt gehörte zu ihren wenigstens lauen Helfern.

Es kam hinzu, dass Radegast nur zu genau wusste: Seine eigene Partei hatte viel Schuld an der Schwäche des Weimarer Staates. Wie viele Fehler, wie viele Versäumnisse ...

In den letzten Wochen freilich durfte er fast wieder ein wenig stolz auf seine SPD sein. Deren führende Männer schienen sich betroffen darauf zu besinnen, dass sie die einzigen Verteidiger der Verfassung seien. Jetzt galt es, seine Pflicht zu tun, ohne allzuviel zu nörgeln und über Vergangenes zu grübeln.

Mit froher Verwunderung beobachtete der Setzer, dass überall in den Selbstschutzformationen junge Leute auftauchten, die sich noch ehrlich begeistern konnten. Helmut war gewiss einer davon. Bedenklich blieb ja das allnächtliche Räuber- und Gendarmenspiel – aber dergleichen war unvermeidlich, wenn man der SA-Brutalität entgegentreten wollte.

War das noch möglich?

Seit Papens Regierungsantritt musste Lina immer neue Alarmmeldungen aus Matrizen setzen, in Bleizeilen abgiessen:

4. JUNI: REICHSTAG AUFGELÖST

Jeder wusste, was die Wahl am 31. Juli bringen würde. Die einzige Frage war: Wie hoch werden die Gewinne der NSDAP sein?

13. JUNI: PAPEN TRAF HITLER

Dass dies in der Wohnung des eifrigen Herrn Werner von Alvensleben geschah, stand nicht in den Zeitungen. Grosse Zeiten waren für solche unverantwortlichen Agenten gekommen.

14. JUNI: NEUE NOTVERORDNUNGEN DER REICHSREGIERUNG

Wie denn? Hatte Hindenburg sich nicht gerade deshalb von Brüning getrennt, weil nicht mehr mit dem Paragraphen 48 regiert werden sollte, sondern streng nach der Verfassung?

Die neuerlassenen Gesetze waren die unsozialsten, die Deutschland je erlebte. Sie betrafen vor allem die Sozialversicherung, deren Beiträge erhöht und deren Leistungen herabgesetzt wurden. In der ungeschickten Begründung war vom Überhandnehmen des Simulantentums die Rede. Und das zur selben Zeit, da das Statistische Reichsamt mitten im Sommer bekanntgeben musste:

NOCH IMMER FÜNFENHALB MILLIONEN ARBEITSLOSE

Ohne Umschweife stellte die Papenregierung fest: «Es ist eine schicksalhafte Entwicklung, dass es nach einem halben Jahrhundert Sozialgesetzgebung nicht mehr um die Höhe der Leistungen geht, sondern um ihre Erhaltung überhaupt.»

Das Eingeständnis des Bankrotts. Nicht genug damit: Zugleich wurden neue Steuern erlassen, darunter eine Salzsteuer, die natürlich die ganz Armen am schwersten traf. Das Kabinett der Barone griff auf mittelalterliche Praktiken zurück.

Kein Wunder, dass die Massen immer unruhiger wurden. Wollte die Regierung sie den radikalen Parteien geradezu in die Arme treiben?

HITLER VERLANGT AUFHEBUNG DES UNIFORMVERBOTES!

Das fehlte noch, um das Chaos vollständig zu machen. Papen selbst, so schien es, entzog sich vorerst der Entscheidung. Er hoffte auf aussenpolitische Lorbeeren:

15. JUNI: REICHSKANZLER NACH LAUSANNE ABGEREIST

Dort begann jene Konferenz, die Brüning monatelang geduldig vorbereitet hatte. Es ging um das Ende der Reparationen, um die Anerkennung der Wehrhoheit.

In Papens Abwesenheit war Freiherr von Gayl der massgebende Mann. Zwei Tage später las Deutschland:

17. JUNI: NOTVERORDNUNG HEBT UNIFORMVERBOT AUF!

Also doch... Sofort flammten die Zusammenstöße und Saalschlachten mit neuer Wut auf. Sie steigerten sich fortwährend, bis es einen Monat später, beim «Blutsonntag von Altona», zu einem schrecklichen Gemetzel kam: Fast 20 Tote und 280 Verletzte lagen in den Strassen!

Sah die Reichsregierung diese Folgen nicht voraus? O ja – aber sie passten offensichtlich gut in ihre Pläne.

Papen wollte die Länderregierungen ausschalten, in denen vielfach noch alte Koalitionen aus SPD, Zentrum und Demokraten sassen. Auf dem Wege zur reinen Präsidialregierung, von Gnaden des Marschalls, waren sie das schwerste Hindernis. Mit ihnen zugleich sollte der ganze Parlamentarismus entmachtet werden. Das nächste wäre dann eine Reichsreform – und im Hintergründe spukte die Wiederherstellung der Monarchie.

Die Ziele Papens waren Hindenburg kaum unsympathisch. Und doch zögerte er, als ihm unaufhörlich vorgetragen wurde: Diese Länderregierungen sind ausserstande, Ordnung zu halten – sie müssen verschwinden.

Überscheitete Leute vermuteten, es spiele da eine alte ostpreussische Jagd-

freundschaft zwischen Hindenburg und Otto Braun mit, dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Preussens. Die Bedenken des Alten waren wohl viel unsentimentaler, vielleicht waren ihm Zweifel an Papens Fähigkeiten aufgestiegen. Wenn der es nun auch nicht schaffte – was dann?

Der General von Schleicher widersprach solchen Überlegungen kaum, wenn er davon hörte. Er war enttäuscht von seinem Kandidaten Papen. Als er ihn vor drei Wochen telefonisch nach Berlin rief und zum Kanzler machen liess, hatte er geglaubt, ein willfähiges Werkzeug zu bekommen. Inzwischen hatte Papen auf eigene Faust mit Hilfe Alvenslebens Hitler getroffen. Es sah aus, als wolle er sich aus der Vormundschaft lösen.

Auch die Preussenregierung war nicht blind und taub, sie sah, was da herankam. Gemeinsam mit mehreren anderen Länderregierungen versuchte sie, durch eigene Uniformverbote das Schlimmste zu verhüten.

Da fiel ihr derselbe Reichsinnenminister von Gayl in den Arm, der sich unaufhörlich über die Unfähigkeit der Länder beschwerte. Eine scharfe Verfügung untersagte alle Sondermassnahmen. Selten wurde ein Beweis des bösen Willens mit so erstaunlicher Offenheit geliefert.

8. JULI: PAPEN UNTERSCHREIBT ABKOMMEN IN LAUSANNE

Er erreichte dort nicht alles, was er sich vorgenommen hatte, durch eigene Schuld. Eine unauffällige Streichung jenes Paragraphen im Versailler Vertrage, der Deutschlands Alleinschuld am Kriege festlegte, wäre möglich gewesen. Entgegen einer vorher getroffenen Absprache trumpfte Papen in offener Sitzung auf und verlangte die offizielle Abänderung. So weit konnten und wollten die Siegermächte nicht entgegenkommen.

Also bekam Papen im Wesentlichen das, was er Brünnings Vorarbeit verdankte. Das Wichtigste blieb die Beendigung der Reparationen. Eine letzte Zahlung von drei Milliarden Mark war zu leisten – beinahe nur noch eine Geste.

Als Hitler davon hörte, höhnte er:

«Die drei Milliarden werden in sechs Monaten keine drei Mark mehr wert sein.»

Goebbels aber hatte neue Munition für seine Propaganda. In den braunen Zeitungen ging das Geschrei über die Versklavung weiter. Als Papen, der sich als Sieger von Lausanne fühlte, nach Berlin heimkam, erlebte er eine peinliche Überraschung:

FAULE EIER FLIEGEN AM ANHALTER BAHNHOF!

Ein Empfang, den Dr. Goebbels arrangiert hatte. Papen erschrak. Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, dass er sich auf einem falschen, einem unerhört gefährlichen Kurse befinden könnte. Aber die Anwendung dauerte nicht lange. Ein richtiger Herrenreiter blickt sich nicht um, er gibt seinem Pferde die Sporen und geht das nächste Hindernis an.

Papen fuhr sofort nach Neudeck zu Hindenburg, um Vollmacht für einen Gewaltstreik einzuholen.

Das Forsthaus *Hundekehle* am Rande des Grunewalds war bei allen Berlinern beliebt.

Reiche Leute hatten dort ihre Reitpferde stehen. Nach dem Austritt genehmigten sie sich einen Korn oder ein Glas Wein. Der kleine Mann trank seine Molle und bestellte für Muttern Kaffee und Torte. Ohne Neid wurden die vorbeitrabenden «Zossen» und ihre Reiter begutachtet.

In dieser unauffälligen Umgebung trafen sich zwei unauffällige Herren: der frühere Reichswehrminister und Reichsinnenminister Wilhelm Groener und der preussische Innenminister Carl Severing. Sie waren einander nicht immer besonders wohlgesinnt gewesen – aber jetzt gab es so manche gemeinsame Sorge zu besprechen. Zurzeit war Severing der eigentliche Kopf Preussens. Ministerpräsident Otto Braun hatte gleich nach Papens Ernennung Urlaub genommen. Noch hielt er sich in seiner Zehlendorfer Wohnung auf. Aber bei seinen Partefreunden war es kein Geheimnis: Braun war amtsmüde, am liebsten würde er sich möglichst bald und für immer ins südschweizerische Tessin zurückziehen, wo er ein kleines Häuschen besass.

Severing seufzte:

«Braun ist enttäuscht. Er hat versucht, Hindenburg zu sprechen – ohne Erfolg.»

«Wundert mich gar nicht. Ich habe Ihnen oft genug gesagt: Auf eins kann man sich bei dem Alten verlassen – auf seine Untreue. Aber Sie schaffen es doch noch. Auch ohne Braun – gerade ohne ihn! Einen guten Rat gebe ich Ihnen: Nehmen Sie sich vor Schleicher in acht!»

«Er ist immer besonders liebenswürdig zu mir.»

«Eben!»

Severing schilderte seine Besprechungen mit anderen Länderregierungen. Noch gab es entschlossene Verbündete. Der bayerische Innenminister hatte kurzweg erklärt:

«Falls Papen uns einen Reichskommissar schickt, verhaften wir ihn.»

Darauf hatte der preussische Staatssekretär Abegg gebrummt:

«Verhaftet lieber in München den Hitler – dann erklären wir in Berlin den Ausnahmezustand, nehmen Papen fest, verbieten die NSDAP, und in ein paar Wochen hat Deutschland Ruhe.»

Mit einem grimmigen Auflachen endete Severing seinen Bericht:

«Und das alles stand drei Tage später in einer Zeitung! – Sehen Sie, so ist es nun dauernd, nichts bleibt mehr geheim, überall haben die anderen schon ihre Leute sitzen. Wie sollen wir uns da wehren?»

«Hm. – Überlegen wir mal: Wer von Ihren Leuten konnte von diesem Gespräch wissen?»

«Ausser Abegg natürlich Polizeipräsident Grzesinski-wohl auch dessen Stellvertreter, Dr. Weiss, dann Oberst Heimannsberg, der Berliner Polizeikommandeur. – Ja, und vielleicht noch Regierungsrat Diels.»

«Wer ist das?»

«Tüchtiger Beamter. Ehrgeizig, einfallsreich. Übrigens...», Severing wurde plötzlich sehr ernst, «da fällt mir noch was ein: Der hat auch gewusst, dass Abegg sich mit führenden Kommunisten unterhalten wollte.»

Groener fuhr auf: «Eine Kateridee!»

«Ganz meine Meinung. Wir können schliesslich nicht die KPD bitten, unsere Regierung zu tolerieren. Andererseits ist es doch so: Beim Selbstschutz gegen die SA-Lümmel helfen sich jetzt *Reichsbanner* und Kommunisten überall. Zur gleichen Zeit aber stimmt die KPD bei jeder Gelegenheit gegen uns, zusammen mit ihrem Todfeind, der NSDAP.»

«Das ist eben die Taktik der Moskauer.»

«Richtig. Aber wenn diese rein negative Taktik den ganzen Landtag lahmlegt, wird das Reich eingreifen – und dann haben die Kommunisten als erste darunter zu leiden. Darüber wollte Abegg mit den KPD-Abgeordneten Torgier und Kasper reden.»

«Ist dabei etwas herausgekommen?»

«Nicht das geringste.»

«Gott sei Dank! Wenn Papen davon Wind kriegt, wird das verdammt ungemütlich für Sie.»

Papen war längst informiert.

Bei seiner Rückkehr aus Lausanne teilte Schleicher ihm mit, ein höherer Beamter des preussischen Innenministeriums habe ihm vertraulich über Verhandlungen zwischen Staatssekretär Abegg und kommunistischen Landtagsabgeordneten berichtet, die er selber eingeleitet hätte.

Schleicher wusste vermutlich genau, dass dergleichen nicht allzu ernst genommen werden musste. Er hoffte ja nach wie vor, die SPD für eine Einheitsfront der Vernünftigen zu gewinnen – so wie er sie sich dachte.

Papen aber stellte Hindenburg in Neudeck die Sache so dar, als hätten sich die Sozialdemokraten mit Haut und Haaren an die KPD verkauft. Ohne Mühe bekam er die Unterschrift des Präsidenten für eine neue *Notverordnung: Zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Preussen.*

Dann fuhr Papen zurück nach Berlin und bereitete den grossen Schlag sorgfältig vor. Rings um Berlin wurde Reichswehr zusammengezogen, die nötigenfalls eingreifen konnte. Zum Befehlshaber wurde Generalleutnant von Rundstedt bestimmt.

Am 18. Juni erhielten die preussischen Minister Hirtsiefer vom Zentrum und Severing von der SPD eine Einladung für den übernächsten Tag in die Reichskanzlei. Ein Verhandlungszweck wurde nicht angegeben. Severing

ahnte, was bevorstand. Er schickte seinen Ministerialdirektor Nobis in die Wilhelmstrasse, um nachzufragen. Bestimmt hätte er diesen Auftrag einem anderen gegeben, wenn er gewusst hätte, dass Nobis bereits zur Gegenseite übergelaufen war. Gleich Diels wollte er rechtzeitig Anschluss bei denen finden, deren Sieg er voraussah. Jetzt brachte er den Bescheid, es handele sich um eine reine Routinebesprechung über Finanzfragen. Deshalb solle auch noch der preussische Finanzminister Klepper mitkommen; das stellte sich nachher als eine blossе Tarnung von Papens wahren Absichten heraus. Severing ergriff keine besonderen Massnahmen. Er verliess sich auf das gute Recht seiner Regierung. Als Polizeipräsident Grzesinski vorschlug, die ihm unterstellten Kräfte vorsorglich in Alarmzustand zu versetzen, kanzelte Severing ihn ärgerlich ab und verbot alles, was die Reichsregierung reizen könnte.

Am 20. Juli 1932, vormittags zehn Uhr, sassen Severing, Hirtsiefer und Klepper, begleitet von ihrem heimlichen Gegner Nobis, dem Reichskanzler gegenüber; er war flankiert vom Innenminister von Gayl und dem Staatssekretär Erwin Planck, dem Sohn des weltberühmten Nobelpreisträgers.

Nach einer oberflächlich höflichen Begrüssung sagte Papen sofort, ohne die angebliche Tagesordnung auch nur zu erwähnen: «Die Dinge in Preussen haben eine Wendung genommen, die ich nicht länger mit ansehen kann. Die Reichsregierung hat mit dem Herrn Reichspräsident deswegen Rücksprache geführt. Dieser hat nunmehr auf Grund des Paragraphen 48 der Reichsverfassung, Absatz 1 und 2, eine Verordnung erlassen, die mich als Reichskommissar für Preussen bestellt.»

Dann verlas er den Wortlaut und fügte hinzu:

«Hiermit enthebe ich die Herren Braun und Severing ihrer Ämter. Die übrigen Minister bitte ich, in ihren Stellungen zu verbleiben. Mit der Führung des preussischen Innenministeriums beauftrage ich den Herrn Oberbürgermeister von Essen, Dr. Franz Bracht.»

Erregt widersprach Severing der Behauptung, die preussische Regierung habe bei der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung versagt. Er erklärte das ganze Vorgehen für verfassungswidrig.

Papen erwiderte, alles sei reiflich erwogen worden und werde nun durchgeführt. Er fragte, ob Severing seine Geschäfte freiwillig an Bracht übergeben wolle.

Darauf rief der alte Sozialistenführer die mannhaft klingenden Worte:

«Ich weiche nur der Gewalt!»

Es gab noch einiges Hin- und Hergerede. Papen machte in der lässigen Manier eines grossen Herrn allerlei Vorschläge, wie man den scheidenden Ministern ihre Situation erleichtern könne. Darüber nun erregte sich der Zentrumsmann Hirtsiefer, empört rief er seinem früheren Parteifreund Papen zu:

«Keine Einzelheit wird hier vorgebracht! Auf vage Beschuldigungen hin geht man gewaltsam gegen eine legale Regierung vor! Sind wir hier zum Befehlsempfang kommandiert? Dieser Verfassungsbruch ist ohne Beispiel in der neueren Geschichte!»

Papen stand auf und beendete die Zusammenkunft mit der brüskten Formulierung:

«Es handelt sich um einen Akt der Staatsraison.»

Und mit dieser unverblühten Proklamation der Gewalt waren die drei Minister entlassen. Dass Nobis nicht mit ihnen ging, sondern der Einfachheit halber gleich bei Papen blieb, fiel den so schmäzlich Behandelten in der Erregung erst nachher auf.

Kaum waren die Besucher fort, setzte Papen sich mit dem Wehrministerium in Verbindung.

Der vorgesehene Ausnahmezustand wurde über Berlin und die Mark Brandenburg verhängt. Schon mittags waren an allen wichtigen Punkten der Stadt Truppen aufmarschiert.

Im Polizeipräsidium erschien der Essener Polizeipräsident Melcher, den Dr. Bracht vorsorglich gleich mitgebracht hatte. Er stellte sich Grzesinski als Nachfolger vor, wurde aber abgewiesen. Gleich darauf machte Grzesinski Severing telefonisch davon Mitteilung.

Der Innenminister erwiderte, er könne im Augenblick noch nichts entscheiden, da er sich in einer wichtigen Besprechung befinde. Die Abgesetzten hatten sich, gemeinsam mit ihren übrigen Ministerkollegen, in Severings Amtsräumen versammelt und berieten. Bei niemandem bestand Neigung zu drastischen Schritten. Es wurde beschlossen, den Leipziger Staatsgerichtshof anzurufen und auch weiter in jeder Hinsicht streng legal zu bleiben.

Zur gleichen Zeit hielt in der Reichskanzlei Staatssekretär Planck eine Pressekonferenz ab. Selbstverständlich stellte er dabei das Geschehene im Sinne Papens dar. Betroffen hörten die Journalisten aus dem In- und Auslande, es bestehe begründeter Verdacht, dass die abgesetzte preussische Regierung nicht die nötige Unabhängigkeit gegenüber kommunistischen Anbiederungsversuchen bewahrt habe. Konkrete Einzelheiten wurden nicht mitgeteilt. Als einige Presseleute Beweise haben wollten, wurden ihnen diese für später zugesagt.

Zu den Zweiflern gehörte Helmut Hagenow. Er hatte in den letzten Wochen viel zugelernt und gerade gesehen, wie es im *Morgenblatt* aussah: Zum erstenmal waren alle Mitarbeiter sich völlig einig. Setzer und Redakteure, Packer und Sekretärinnen erwarteten irgendeine entscheidende Massnahme von der Preussenregierung, von den Gewerkschaften, von irgendwoher.

Aber nichts geschah.

Ein paar Kommunisten hielten Brandreden, das war alles.

Inzwischen bekam Ministerpräsident Braun in seiner Zehlendorfer Wohnung einen Brief Papens zugestellt, worin ihm die Amtsenthebung in aller Form mitgeteilt wurde. Sofort protestierte er schriftlich.

Und blieb zu Haus...

Nachmittags vier Uhr erschien Dr. Bracht im Innenministerium, und zwar sonderbarerweise auf einem Motorrad. Severing empfing ihn, und nun entwickelte sich das Trauerspiel mehr und mehr zu einer Farce.

Wieder verkündete Severing, er weiche nur der Gewalt. Auf Brachts höfliche Frage, was darunter zu verstehen sei, erfolgte keine deutliche Antwort. Dem Herrn aus Essen war klar, dass er wenig zu befürchten hatte. Er schlug vor, alles abends um acht endgültig zu regeln.

Damit war sozusagen ein Termin für die Gewaltanwendung festgesetzt.

Dann brauste Bracht unbehelligt auf seinem Motorrad ab.

Erheblich aufgeregter ging es am Alexanderplatz zu. Nervöse Unruhe erfüllte das Polizeipräsidium, und hier wenigstens gab es noch Männer, die daran dachten, die demokratische Verfassung zu verteidigen. Eine Hundertschaft, mit Maschinenpistolen ausgerüstet, stand in Alarmbereitschaft. In vielen Abteilungen des Riesengebäudes ging inzwischen der tägliche Routinebetrieb weiter. Schreibkram musste erledigt, Anfragen mussten beantwortet, kleine und grosse Gauner vernommen werden.

Kriminalkommissar Urian verhörte eben den sauberen Herrn Tamberti. Vor zwei Tagen hatte er ihn in jener Konditorei abgefasst, wo er auf Susi wartete. Urian wollte die vermutlich politische Affäre in seiner Hand behalten.

Natürlich stritt der Kerl alles ab. Er berief sich auf seine gute alte Freundschaft mit der jungen Frau. Eine kleine Verabredung – dabei sei doch wohl nichts? Oder?

Der Kommissar wusste genau, dass der Fall etwas schwierig lag. Es gab ja keine Anzeige wegen Erpressung. Aber davon ahnte der Verhaftete nichts, und so konnte man einen Bluff versuchen:

«Hören Sie gut zu: Ich bin genau im Bilde, mit welch infamen Mitteln Sie Frau Schulz in die Zange genommen haben.»

«Wirklich?» Tamberti lächelte unsicher: «Dann stellen Sie mich ihr doch gegenüber!»

«Das geschieht, sobald es nötig ist.»

«Is ja überhaupt nichts passiert!»

«Bei Erpressung ist schon der Versuch strafbar. Nun, ich rede offen zu Ihnen: Wir wollen Ihr Opfer schonen. Schreiben Sie einen Brief an Frau Schulz, in dem Sie erklären, dass Sie sich den ganzen Dreck aus den Fingern gesogen haben, dass Sie Ihre schäbigen Annäherungen bereuen und nie wieder versuchen werden. Dann lassen wir Sie vielleicht laufen.»

«Wirklich? Na bitte – wenn Ihnen so viel dran liegt...»

Während der Kerl seinen Text kritzelte, trat Urian ans Fenster und blickte

in den Lichthof hinunter. Dort quirlte alles durcheinander, und er wusste, was das bedeutete.

Auf einmal kam ihm die Geschichte hier vollkommen blödsinnig vor. Wozu riss er sich die Beine aus, um den Ehefrieden eines SA-Häuptlings zu retten? Wahrscheinlich würden diese Herrschaften eines Tages hier im Hause regieren – und dann?

Brüsk wendete er sich um:

«Na – fertig? Zeigen Sie her!» Er überlas den Bogen, dann fuhr er den Schreiber an: «Wehe Ihnen, wenn Sie mir noch mal über den Weg laufen!» Grinsend verbeugte sich der Bursche und machte, dass er wegkam. Als er durch den Torweg ging, war es gerade 17 Uhr.

Mit kreischenden Bremsen fuhr eine Reihe Militärwagen vor. Die Reichswehr besetzte alle Eingänge des Polizeipräsidiums. Melcher nahm Grzesinski, Dr. Weiss und den Obersten Heimannsberg in Haft. Als sie hinausgeführt wurden, um in die Offiziersstrafanstalt der Garnison Berlin übergeführt zu werden, hoben viele alte Beamte die Faust und riefen:

«Freiheit!»

Das war der Kampf der *Eisernen Front*.

Doch wo blieb sie, die millionenstarke Schutzgarde der Republik?

Sie blieb unsichtbar.

Gewiss, in vielen Betrieben hörte spontan die Arbeit auf. Genau wie im *Morgenblatt* erwartete man einen Aufruf der Gewerkschaften, der demokratischen Parteien. Selbstschutzgruppen eilten auf eigene Faust zu ihren Sammelpunkten. Es war eine ähnliche Stimmung wie 1921, als der Freikorpsgeneral Lüttwitz von Döberitz aus nach Berlin marschierte, Kapp und Ludendorff am Brandenburger Tor traf und die Regierung Ebert für abgesetzt erklärte. Damals wurde der Putsch innerhalb weniger Tage durch den Generalstreik aller Arbeiter erstickt. So musste es wieder kommen. Es kam anders.

Vor elf Jahren gab es keine fünfzehn Millionen Arbeitslose. Keine NSDAP mit ihrer braunen Betriebsorganisation, die sich überall eingenistet hatte.

Und damals waren die Bravheit, die Müdigkeit, die Resignation der sozialdemokratischen Führung noch nicht in jahrelanger Erfahrung jedermann bewusst geworden.

Stunde um Stunde verging. Die leitenden Gremien der SPD und des Gewerkschaftsbundes berieten. Das Bewusstsein ihrer Schwäche lähmte sie von vorn herein.

Zweifellos, Papens Staatsstreich war der Beginn eines Bürgerkrieges – wenn man wollte; die Frage war, ob man diesen Kampf führen konnte.

Als die Nachricht von der Ausschaltung der Polizei eintraf, verzagten auch die wenigen Mutigen. Widerstand würde nur zu sinnlosem Blutvergießen führen: Das war nun die überwiegende Ansicht. Man entschied sich, genau

wie Severing, für die Legalität. In zehn Tagen würde die Reichstagswahl stattfinden – die durfte nicht gefährdet werden. Ein Aufruf wurde beschlossen, der in den Worten gipfelte:

BEI DER WAHL GEBT IHNEN DIE ANTWORT!

Es war kaum zweifelhaft, wer dann wem die Antwort geben würde. – Bitter enttäuscht gingen die demokratischen Massen am Abend dieses Tages heim. Sie fühlten sich verraten und erniedrigt. Die KPD versuchte, allein einen Streik in Gang zu bringen. Der Aufruf wurde kaum befolgt. Ein paar kleine Demonstrationen liefen auseinander, ehe noch die Reichswehr einzugreifen brauchte.

Das alles war Dr. Bracht bekannt, als er abends acht Uhr Melcher mit zwei Beamten zu Severing schickte, um die Komödie zu beendigen.

Severing wich der Gewalt, die gar nicht erst angewendet zu werden brauchte. Er verliess sein Amtsgebäude.

In diesem Augenblick hörte das seit dreizehn Jahren freiheitlich regierte Land Preussen auf zu bestehen. Und nun begann, seltsam genug, bei den braven Hütern der Legitimität fast augenblicklich das Fragen und Zweifeln, ob sie recht gehandelt hatten. Otto Wels, der Vorsitzende der SPD, war einer der ersten, die in dieser Nacht von Reue gepackt wurden.

Wie er brüteten und grübelten sie überall in den Ortsgruppen und Parteilokalen. Die Radegasts redeten sich die Köpfe heiss, wie man es hätte machen müssen.

Hitler aber wusste jetzt eins ganz genau: Von links her hatte er so gut wie keinen Widerstand mehr zu erwarten.

Sofort schaltete er um: Der Wahlkampf wurde mit aller Schärfe gegen die Reaktion geführt. Der Hauptfeind hiess Papen.

«Die Roten haben ihre grosse Stunde verpasst. Die kommt nie wieder.»

So schrieb Goebbels am 21. Juli in sein Tagebuch.

Jetzt war es keine blosser Utopie mehr, auf eine nationalsozialistische Mehrheit zu hoffen. Papen und Bracht hatten den Weg dafür frei gemacht, Hitler brauchte keinen Mann marschieren zu lassen.

Mit Vergnügen spürten die braunen Banden, dass die Demoralisierung aller demokratischen Kräfte wuchs. Immer wüstere Formen nahm der SA-Terror gegen alle Andersdenkenden an. Die Einschüchterung sollte vollkommen sein. Aber vielleicht war gerade das ein Fehler.

Was Wels und anderen Parteiführern zu spät bewusst geworden war – Tausende kleiner Funktionäre und Selbstschutzzführer sahen es deutlich und vergassen es keinen Augenblick mehr. In den Betrieben und Wohnblocks wurde um jede einzelne Seele gerungen wie noch niemals. Die Brutalität der Braunen brachte manchen Schwankenden noch einmal zur Besinnung.

Als in der Nacht zum 1. August die Stimmen gezählt wurden, da ergab sich

überraschenderweise: Die NSDAP war zwar mit 230 Sitzen nun auch im Reichstag die stärkste Partei – aber sie hatte wiederum nur siebenunddreissig von hundert Stimmen erobern können. Genauso viele wie bei allen Länderwahlen dieses Jahres.

Der britische Botschafter schrieb seiner Regierung:

«Hitler scheint nun seine Reserven erschöpft zu haben.»

Noch immer war es ihm nicht möglich, aus eigener Kraft legal an die Macht zu kommen. Andere würden ihm dabei helfen müssen – wenn er nicht doch den Sprung wagte und marschierte. Dr. Goebbels rechnete mit dieser Möglichkeit:

«Eine ganze Entscheidung ist nötig... Rücksichtslos die Reaktion abschütteln ... Haben wir die Macht, dann werden wir sie nie wieder aufgeben, es sei denn, man trägt uns als Leichen aus unseren Ämtern heraus.»

«Es wird ernst, Susi. Diesmal geht's in den Orlog!»

Bob liess sein neues Lieblingswort rollen: Orlog. Unter den Freikorpsmännern der Nachkriegszeit war es aufgekommen, Bob hatte die Burenvokabel aufgeschnappt, sie klang so prächtig nach Wikingerzügen, nach Mannestum und Germanenwut, keiner dachte dabei an den zähen Lehm des Grabenkrieges. Eine tückische Verherrlichung des Todes – eine von vielen.

An Bobs hohen braunen Schaftstiefeln klrirten die Sporen, seit neuestem lernte er reiten. Er wiegte sich in den Hüften:

«So – noch 'n Kuss!»

«Wir sind nicht allein», maulte sie.

«Tobby – weggucken!»

Über Bobs Schulter hinweg sah Susi das verkniffene Gesicht des Truppführers Tamberti, der stramm an der Wohnungstür wartete. Ihr Mann aber, von der Bedeutung des Augenblicks übermannt, sah ihr in die Augen:

«Warte auf mich! Und bleib heute und morgen zu Haus! Man kann bei diesen Untermenschen nie wissen ... Soll der Truppführer nicht doch lieber bei dir bleiben?»

«Nein, nein! Wirklich nicht nötig!»

«Na schön. Wenn wir uns Wiedersehen – ist Adolf Kanzler!»

Seine Stiefel polterten die Treppe hinab. Tamberti hob den Arm und rief überlaut:

«Sieg Heil, Frau Brigadeführer!»

Dabei glotzte er sie mit offenem Hohn an. Sie wich dem Blick aus, liess ihn

vorbegehen und schloss hastig die Tür. Aus dem Fenster winkte sie ihrem Manne nach, um sich zu überzeugen, ob der widerliche Tamberti tatsächlich mitfuhr. Dann fiel sie in einen Sessel und starrte vor sich hin. Was sollte sie tun?

Vor Wochen war der Mensch wiederaufgetaucht. In seiner Uniform fühlte er sich sicher. Mit keinem Wort verriet er, dass er Susi schon früher gekannt hatte; und sie hatte natürlich geschwiegen. Das war ein Fehler, der sie von neuem in seine Hand gab. Eines Tages würde er davon Gebrauch machen, sie ahnte es. War es nicht immer noch besser, ihrem Manne alles offen zu gestehen?

Vielleicht hatte es dann ein rasches Ende – und warum nicht? Die Ehe mit dem einfältigen Schlagetot ekelte sie längst an. Kaum ertrug sie mehr den rüden Kasernenton, die Abende mit Kameraden bei Schnaps und rauhen Liedern. Besser war es immer noch, bis in den Morgen hinein zu warten. Der plumpen Zärtlichkeiten Bobs erwehrte sie sich leicht. Er wünschte sich einen Jungen, sie vertröstete ihn auf die grosse Zeit nach dem Siege, an den sie nicht mehr glaubte. Tat er das denn noch? Manche seiner Äusserungen liessen sie daran zweifeln.

In letzter Zeit begann Susi, sich vor dem Alleinsein zu fürchten. Wie sollte das weitergehen? Oft war sie nahe daran, alles stehen und liegen zu lassen und zu fliehen. Aber wohin? Mit wem sich beraten? Da gab es höchstens die Prachvogel, die sie seit langem vernachlässigte. Vielleicht Helmut Hagenow, nun ja, und den Kommissar Urian könnte sie auch noch einmal besuchen, weshalb eigentlich nicht?

Vor dem Hause Herderstrasse 58 lief Susi um ein Haar in eine eben herauskommende Menschengruppe hinein. Sie erkannte Helmut, der eifrig auf jene junge Frau aus dem Gartenhaus einsprach, die Susi früher schon gelegentlich aufgefallen war. – Gute Figur! dachte sie. Reichlich mager. Sein Geschmack hat sich geändert. Unentschlossen rief sie ihn an:

«Hallo – Helmi!»

Er hörte sie wohl nicht. Schulterzuckend wendete sie sich ab. Oben klingelte sie mehrmals vergeblich, es war niemand zu Haus. Beim Hinuntergehen traf sie unerwartet auf Hugo Unschein, der aus der väterlichen Wohnung kam und sie erfreut begrüßte:

«Susi! Was hältst du von 'nem kleinen Schnaps?»

«Papa ist wohl nicht zu Haus?»

«Die Alten sind in Brasilien, seit Monaten. Wer weiss, wann sie wiederkommen.»

«Und du wohnst nicht bei deiner Frau?»

«Die braucht nicht zu wissen, dass ich wieder in Berlin bin.»

«Also ausgesprochen glücklich verheiratet. Jetzt soll ich dich wohl gar trösten?»

«Wenn du dazu bereit bist.»

Sie war es. Nachher erzählte sie ihm einiges von sich, als sie nebeneinander auf der Couch in seinem alten Jungenzimmer lagen. Tamberti erwähnte sie natürlich nicht.

Susi hatte sich geirrt: Helmut hatte sie sehr wohl gesehen, wollte aber einer Begegnung ausweichen. Barbara hätte ihn fragen können, und das wäre ihm unangenehm gewesen.

Nachher in der Untergrundbahn, als er und Barbara sich von Radegast und den anderen getrennt hatten, ärgerte ihn seine kleine Feigheit, und er begann abrupt, von seiner Bekanntschaft mit der einstigen Zimmernachbarin und von deren Heirat mit dem SA-Führer zu reden. Barbara durchschaute ihn so gleich:

«Finden Sie, dass heute der rechte Zeitpunkt für solche Beichten ist? Wir haben ernsthaftere Dinge vor.»

So ähnlich kam es immer, wenn er versuchte, sich ihr zu nähern. Die gemeinsamen politischen Unternehmungen sterilisierten jede private Beziehung zwischen ihnen. Er nahm sich vor, den Tag nicht vorübergehen zu lassen, ohne das Gespräch wiederaufzunehmen. Aber dazu ergab sich keine Gelegenheit mehr.

Das Künstlerviertel um den Laubenheimer Platz befand sich in Alarmzustand, diesmal schien es Ernst zu werden. Hinter vielen Häusern standen wassergefüllte Flaschen bereit, gefährliche Wurfgeschosse. Es gab auch ein paar Revolver. Die Polizei würde, so hoffte man, im Falle eines braunen Angriffs noch mehr Waffen geben. Unter Anleitung jenes recht energisch amtierenden *Fünfferrates* waren im Laubengelände an der Kreuznacher Strasse Gräben gezogen, ja zwei förmliche Maschinengewehrstände ausgehoben worden. Einer befand sich im Schrebergarten von Ludwig Strietzel. «Lulle» brannte darauf, es seinen ehemaligen SA-Kameraden zu zeigen. Ein paarmal hatte man ihn nur knapp von eigenmächtigen Unternehmungen zurückhalten können.

Es kam hier jede zweite Nacht zu Schlägereien. Die Nazis von Steglitz und Friedenau waren ausser sich. An den Wahltagen bildeten die drei Blocks eine Herausforderung: inmitten eines Ozeans von Hakenkreuz und Schwarz-Weiss-Rot diese eine Insel, die sich mit Rot und Schwarz-Rot-Gold schmückte. Generalstäbler der Harzburger Front knatterten auf Motorrädern und in Limousinen um den Platz und registrierten die Feinde der aufbrechenden Nation.

Abends lauerten SA-Trupps auf heimkehrende Kulturbolschewisten, um sie zu verprügeln. Dagegen erfanden die Kolonisten ein Konvoi-System; von späten U-Bahn-Zügen holten am Breitenbachplatz bewaffnete Geleittrupps die einzelnen Hausgenossen ab. Barbara hatte längst aufgehört, über Indianerspielerei zu lächeln. Sie nahm teil am verzweifelten Kampf dieser wenigen

Dutzend mutiger Menschen. Während überall im Lande die linken Parteien, Organisationen und Zeitungen einander noch im Schatten der Lawine bekämpften, die sie alle miteinander begraben sollte, schlossen sich hier Demokraten und Kommunisten, Katholiken und Freigeister fest zusammen. In ganz Berlin bildete sich eine freiwillige Front gegen die Naziarmee, die ringsum aufmarschierte. Dies Frontstück im Südwesten war gewiss nicht das schwächste. Nicht zum ersten, nicht zum letzten Male bewiesen individualistische Intellektuelle und angeblich verspielte Künstler, dass sie gar nicht so weltfremd waren, wie man ihnen nachsagte. Sie verstanden die Zeichen der Zeit besser als sehr viele von denen, die dazu von Amts wegen verpflichtet gewesen wären.

Den SA-Aufmarsch im Südwesten Berlins kommandierte Brigadeführer Robert Schulz. Inmitten von Tausenden seiner Männer kampierte er in einem Zelt am Ufer der «Krummen Lanke», nahe dem Lokal *Onkel Toms Hütte*, wo sonst an Sommerabenden Ausflügler ihre Weisse mit Schuss tranken und von Mücken zerbissen wurden.

Bis tief in die Nacht studierte Bob Strassenpläne und nahm von heranbrausenden Motorradfahrern Meldungen entgegen. Nach Mitternacht liess Goebbels durchgeben, heute werde der Führer bei Hindenburg sein. Die Entscheidung stehe bevor. Bob gab das seinen Stürmen bekannt. Überall an den Lagerfeuern jubelten sie. Das Kampflied «Volk ans Gewehr» stieg in den grauenenden Morgen. Im Einschlafen dachte Bob: Wenn Papa Hindenburg diesmal nicht kuschelt, wird marschiert – hoffentlich gibt er nicht nach.

Als er zwei Stunden später wieder vor sein Zelt trat, lag Morgennebel in Schwaden über dem See; dahinter ragten die Kiefern des Grunewalds wie Gespenster aus dem Nichts. Überall rührte es sich schon, es wurde Wasser geholt, mancher schwamm rasch ein paar Runden.

Bob streifte durch das Lager, von frohen Gesichtern begrüsst. Viele seiner Männer waren schon lange arbeitslos, andere hatten ihre Arbeitsplätze seit Tagen verlassen. Keiner, der nicht begeistert auf den bevorstehenden Kampf wartete. Als Bob zum Zelt zurückkam, knallten Hachen, und eine helle Stimme rief:

«Guten Morgen, Brigadeführer! Hitlerjunge Friedrich Brake zur Stelle!»

Bob runzelte die Stirn:

«Friedel – Mensch, was treibst du hier? Kinder brauchen wir nicht!»

«Aber – unser halbes Fähnlein ist hier.» Der Junge war gekränkt: «Schon seit gestern. Wir müssen dabeisein, wenn's losgeht.»

«So? Müsst ihr? – Brav. Aber was sagt dein Papa dazu?»

«Och – der... Oller Reaktionär! Seit wann fragen Sie danach, Brigadeführer?»

Bob empfand auf einmal mit Zufriedenheit seine Macht über dieses Bürger-söhnchen. Er klopfte ihm auf die Schulter:

«Na, wollen sehen, was wir mit dir machen. Vorläufig bleibst du als Melder bei mir.»

Friedel strahlte:

«Danke, Brigadeführer! Und – ich habe noch eine Meldung zu machen: Wir haben was ausgekundschaftet. Sie kennen doch die Künstlerkolonie?»

«Und ob!» Bobs Ausdruck wurde grimmig: «Rotes Wanzennest.»

«Die Bande ist bewaffnet, das haben wir festgestellt. Jetzt frühmorgens pennen die alle. Wir könnten einen Überfall machen.»

«Stop! Hier kann nicht jeder auf Orlog ziehn, wenn er grade möchte. Wir räuchern die Herrschaften dort schon noch aus – keine Angst!»

Sanitätsrat Brake hatte kaum ein Auge zugemacht. Seit vorgestern war sein Jüngster nicht heimgekommen. Auf der Polizeiwache in der Kantstrasse züchten die alten Beamten nur die Schultern:

«Treibt sich sicher wieder mit der SA 'rum, der Bengel. Hatten wir doch früher auch schon? Wir können da nischt machen. Seit die Regierung das SA-Verbot aufgehoben hat...»

Offensichtlich gönnten sie dem im ganzen Viertel bekannten Deutschnationalen diesen Ärger mit seinem Sohn. Brake wurde unruhiger, diesmal dauerte Friedels Abwesenheit allzu lange, Gerüchte über einen bevorstehenden Hitlerputsch liefen um. Vergebens waren alle Versuche, den Schwiegersohn im Wehrministerium anzurufen; Oberleutnant von Peters war unerreichbar. Schliesslich, am dritten Morgen, suchte Brake Werner Grautz bei seiner Mutter auf und klagte ihm seine Sorgen. Der junge Bundesbruder versprach, sich die Sache zu überlegen und später am Tage anzurufen. Dann half der Zufall – im Büro fand Werner eine Aufforderung von Peters, ihn mittags im *Old Inn* zu treffen, einem altertümlichen Lokal nahe dem Regierungsviertel.

Dort tat der Offizier das Abenteuer seines jugendlichen Schwagers mit einer Handbewegung ab:

«Das bringen wir heut noch in Ordnung. Jetzt zu wichtigeren Dingen.»

Er steckte voller Neuigkeiten und wünschte, den guten Freund einzuweihen. Schleicher, sein Chef, kam mit jedem Tage stärker ins Spiel. Die Rolle Papens, so schien es, werde bald zu Ende sein. Vor kurzem hatte sich Schleicher mit Hitler getroffen, in einem Jagdhaus ausserhalb Berlins, bei diesem Alvensleben, Werners Namensvetter – er erinnere sich doch noch. Dabei nun war der grosse Adolf überraschend offen gewesen und hatte viel von seinen Plänen ausgeplaudert. Natürlich wollte er Kanzler werden. Er forderte ein Ermächtigungsgesetz mit unbeschränkten Vollmachten – dazu sollte ihm der General bei Hindenburg verhelfen. Es war auch noch von allerlei erstaunlichen Einzelheiten die Rede gewesen; so hatte Hitler sich ausführlich über die Errichtung eines besonderen Ministeriums für Volkserziehung und Propaganda ausgelassen.

«Alles ziemlich Verblasen», schloss Peters seinen Bericht, «aber nun wissen wir, woran wir sind. Der Gefreite darf niemals allein an die Macht! Mein Chef hat ihn im Glauben gelassen, dass er ihn unterstützt. Aber der Feldmarschall wird ihm den Kanzlerposten nicht anbieten, dafür ist gesorgt. Unter Druck verhandelt der Alte nicht, da wird er tückisch. Er ist tief empört über den Aufmarsch der SA.»

Werner Grautz erinnerte schliesslich wieder an Friedel. Peters lachte:

«Keine Sorge. Wir haben die ganzen Pläne dieser braunen Privatstrategen. Wenn wir wollten, wäre der Spuk in vierundzwanzig Stunden vorbei – bis jetzt wollten wir nur nicht. Ich habe leider Dienst. Aber bis zum Abend sage ich Ihnen durch, wo dieser Brigadeführer Schulz steht. Dann können Sie hinfahren und Friedel holen.»

«Wenn das nur glattgeht.»

«Warum denn nicht?»

«Es könnte ja heute noch einiges passieren.»

«Glaube ich nicht», sagte Peters mit stoischer Ruhe.

Adolf Hitler hatte sich für diesen Tag viel vorgenommen. Er wollte seine Chance nicht wieder verscherzen wie vor Monaten. Gestern Abend hatte er sich, aus Bayern kommend, dreissig Kilometer vor Berlin mit Goebbels und anderen Paladinen getroffen und noch einmal alles durchgesprochen; in Caputh, am waldumsäumten Templiner See. Am Morgen war er dann nach Berlin hineingefahren mit Stabschef Ernst Röhm, der tags zuvor die heutigen Besprechungen bei Papen vorbereitet hatte, gemeinsam mit Graf Helldorf, dem Berliner SA-Führer. Die Wahl gerade dieser beiden Vorreiter bedeutete eine unmissverständliche Drohung.

Sie wurde verstanden, aber anders, als Hitler gehofft hatte. Papen verhielt sich kühl. Hitler vergass alle Vorsätze und begann wieder, prahlerisch zu deklamieren. General von Schleicher reizte ihn durch ironische Einwürfe:

«Sie sprechen immer von der ganzen Macht, Herr Hitler. Wie verstehen Sie das?»

«Nun – die Worte sind klar genug, denke ich. Alles oder nichts! Diesmal lasse ich mich nicht abpeisen. Genau wie Mussolini 1921 vom italienischen König beauftragt wurde, will ich ...»

«Aber, Herr Hitler!» Schleicher lächelte sarkastisch: «Davor lag der Marsch auf Rom – Sie aber wollen doch legal an die Macht, nicht wahr? Oder haben Sie Ihre Ansichten geändert? Wollen Sie etwa auf Berlin marschieren?»

Mühsam verbiss Hitler seine Wut. Papen erging sich in allerlei abgedroschenen Erläuterungen. Es komme darauf an, endlich die Jugendkraft der NSDAP in den Dienst des Reiches zu stellen. Man werde schon einig werden, in welcher Form das geschehen könne. Hitler beharrte auf der Kanzlerschaft, worauf Papen mahnte:

«Wenn wir wieder ergebnislos auseinandergehen, bleiben Sie in der Oppo-

sition. Wie lange wird das gut gehen? Bei eventuellen Neuwahlen könnten sich auch einmal Rückschläge ergeben.»

«Unmöglich!» trumpfte Hitler auf. Aber er war doch enttäuscht, als man sich ohne Aussicht auf Einigung trennte. Papen und Schleicher wollten dem Reichspräsidenten Bericht erstatten und Hitler wissen lassen, wann er dort empfangen würde.

Inzwischen fuhr er zu Goebbels. Dieser wohnte nicht mehr in der bescheidenen Steglitzer Kleinbürgerwohnung, sondern in zwölf Prachtzimmern am Reichskanzlerplatz.

Er hatte kürzlich geheiratet: Magda Quandt, die elegante, geschiedene Frau eines Industriellen. Eine Zeitlang hatte sie in der Berliner Gauleitung als Sekretärin gearbeitet – aus Begeisterung für die Sache oder für den Doktor? Die Parteigenossen munkelten da mancherlei; auch blieb nicht völlig verborgen, dass Magdas Mutter in zweiter Ehe einen jüdischen Herrn Friedländer geheiratet hatte, der dann seine Stieftochter adoptierte.

Jetzt aber empfing Magda den Führer und einige andere Parteigrößen gastlich. Bald wurde lebhaft gestritten, ob es überhaupt noch einen Zweck habe, zu Hindenburg zu gehen. Die SA-Führer drängten auf den so oft angekündigten Marsch gegen Berlin. Etwa um drei Uhr nachmittags rief Staatssekretär Planck an. Hitler brach nun doch sofort auf und nahm Frick und Röhm mit.

Das war schon wieder ein Fehler. Dem alten Marschall war der Landsknecht Röhm mit seiner südamerikanischen und auch sonst recht zweifelhaften Vergangenheit besonders unsympathisch.

Wieder erwartete Hindenburg seine Besucher stehend, auf den Stock gestützt. Und heute war *er es, der redete* – nicht Hitler. In offenbar sorgfältig vorbereiteten Sätzen, die wohl sein Staatssekretär Meissner formuliert hatte, erhob er schwere Vorwürfe darüber, dass die Gewalttaten der SA nicht aufhörten. Dann schloss er mit seiner dumpfen Stimme:

«Ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, Ihnen allein die Macht zu geben. Treten Sie, als stärkster Partner, in eine von Herrn von Papen geführte Regierung ein! Zeigen Sie, dass Ihre Partei regierungsfähig ist. Ich biete Ihnen selbst den Posten des Vizekanzlers an.»

Nach kurzem Zögern lehnte Hitler ab, und damit war alles vorbei. Hindenburg ermahnte ihn, fortan die Opposition etwas ritterlicher als bisher zu führen. Der Abschied war frostig. Das Ganze hatte kaum zehn Minuten gedauert.

Sogleich fuhr Hitler zu Goebbels zurück, um die nun notwendigen Schritte zu beraten. Goebbels entwarf die Grundzüge eines neuen Propagandafeldzuges, der alles bisher Dagewesene übertreffen sollte. Aber er kam gar nicht dazu, seine Ideen auszuführen. Diesmal veröffentlichte die Regierung selbst unmittelbar nach der fehlgeschlagenen Unterredung eine Darstellung. Die Lärmmaschine der Nazis war mattgesetzt, alle Dementis, die Goebbels danach noch losliess, verpufften.

In dieser Nacht sass man am Reichkanzlerplatz noch lange in Unruhe und Verwirrung beieinander. Hitler blies die Aktion gegen Berlin endgültig ab. Röhm verhehlte kaum noch seinen Unwillen. Er blieb als letzter beim Berliner Gauleiter.

Was die beiden sprachen, wurde nie bekannt. Aber es war ziemlich deutlich, dass auch Goebbels wiederum an seinem Führer zu zweifeln begann. Vor dem Zubettgehen trug er in sein Tagebuch ein:

«Wer weiss, ob die Formationen gehalten werden können. Nichts ist schwieriger, als einer siegesgewissen Truppe zu sagen, dass der Sieg aus den Händen geronnen ist... Eine bittere Aufgabe, aber auch die muss gelöst werden. Eine erste Chance verspielt...»

Bob war entgeistert, als er das von einem Melder überbrachte Kuvert aufgerissen und den Befehl gelesen hatte.

Bald danach stand er, angestrahlt vom Schein einiger Fackeln, auf einem steilen Abhang über der Krümmen Lanke und rief den dichtgedrängten Männern zu:

«Der Führer hat es abgelehnt, im Kabinett der Barone einen nebensächlichen Posten zu übernehmen. Damit sind die Verhandlungen gescheitert.»

Wilder Jubel brauste auf. Alles stürmte heran. Jetzt musste der Befehl zum Aufbruch kommen – heute noch würden sie die jahrelang ersehnte *Nacht der langen Messer* erleben!

Doch die Stimme des Brigadeführers fuhr heiser und zögernd fort, mit deutlichem Unwillen:

«Ich befehle: Ende des Alarms! Die Stürme marschieren einzeln zurück in ihre Bezirke. Dort lassen die Sturmführer wegtreten. Jeder von ihnen ist verantwortlich dafür, dass die Aktion ohne Zwischenfälle endet.»

Zuerst fassten sie es nicht recht, dann starrten sie ihn an, wie vor den Kopf geschlagen. Einer rief ungläubig:

«Mach doch keine Witze, Bob!»

Der schien noch etwas sagen zu wollen, schlug dann wütend mit der Hand durch die Luft und ging auf sein Zelt zu.

Nun löste sich jede Ordnung auf, binnen Sekunden brach ein wüster Tumult los. Vergeblich bemühten einige Sturmführer sich, ihre Leute zu sammeln. Befehle wurden nicht mehr befolgt, die allgemeine Enttäuschung war zu gross. Gruppenweise setzte man sich auf eigene Faust in Marsch. Viele eilten zum nahen U-Bahnhof, es entstand eine Art Wettlauf, die Züge waren bis zum Bersten überfüllt.

Dr. Brake hatte mit Werner Grautz fahren wollen, aber er wurde zu einem Schwerverletzten gerufen, anderwärts in Berlin hatte es Schlägereien gegeben. Werner gelangte allein an die Krümme Lanke. Dort begegneten ihm die grölenden Rotten, die nach Schmargendorf und Dahlem hin abzogen.

Mit einiger Mühe fragte er sich zum Brigadeführer durch. Der war nicht in Stimmung, so einem geschneigelten Herrn Auskunft über den abhanden gekommenen Friedel zu geben.

«Keine Ahnung, wo der geblieben ist.»

«Also war er hier?» hakte Werner gleich ein.

«Ich habe andere Sorgen!» brüllte Bob. Ein blutjunger Adjutant meinte gehört zu haben, der Junge sei mit anderen zum Breitenbachplatz gezogen.

«Ist gut möglich», grinste Bob. «Da können Sie ihn ja suchen.»

Erst nach einer halben Stunde hatte Werners Taxi sich aus den abströmenden Massen herausmanövriert. Manches Schimpfwort flog ihm nach.

Der Breitenbachplatz lag ruhig. Doch in der nahen Kreuznacher Strasse tobte eine Schlägerei. SA und Hitlerjugend hatten Bewohner der *Künstlerkolonie* überfallen. Aus den Häusern kam man zu Hilfe.

Als Werner sich zögernd näherte, schrillte plötzlich eine Polizeisirene. Alles rannte fort, bis auf eine kleine Gruppe. Am Boden hockte ein Junge und hielt sich benommen den Kopf.

Es war der, den Grautz suchte: Friedel Brake.

Neben ihm stand ein junger Mann mit einem Knüppel. Schon legte sich auf seine Schulter eine kräftige Hand:

«Na also ... Sie waren nu sicher beteiligt!»

«Darf man sich schon nicht mehr wehren?»

«Keine Debatten! Mitkommen!»

Eine Frauenstimme rief erschrocken:

«Helmut!»

Werner fuhr herum und erkannte Barbara:

«Um Himmels willen – was machen Sie denn hier?»

Sie beachtete ihn nicht, sondern sprach lebhaft auf die Beamten ein, um den Beschuldigten zu entlasten. Doch ohne Erfolg.

«Wird sich beim Verhör alles heraussteilen. Los! Und der Bengel kommt auch gleich mit!»

Werner entsann sich seiner Mission und griff nun ein: Er kenne den Vater des Jungen. Ob er den nicht besser nach Haus bringen solle? Sicher sei er nur zufällig hier hereingeraten.

Das freilich war eine offenbar unsinnige Bemerkung. Einer der Polizisten lachte ironisch:

«Na klar. Die Uniform hat er auch nur ganz zufällig an. Wer sind Sie denn überhaupt?»

Hastig zog Werner seinen Scherl-Ausweis. Dann fuhr die Polizei mit den Arrestanten ab. Die beiden Zurückgebliebenen standen etwas töricht da, bis Barbara sich mit einem Kopfnicken entfernen wollte. Werner eilte ihr nach und bot seine Begleitung an.

Sie verzog den Mund:

«Fabelhaft. Wie verhält sich der korrekte Kavalier bei unerwarteten Volksaufläufen?»

In Leonores Wohnung überlegte Barbara, was für Helmut getan werden könne. Nur um den jungen Journalisten ängstigte sie sich, Werner stellte es mit einem Rest seiner alten Eifersucht fest. Nachher brachte Leonore ihren kleinen Sohn herein. Beim Anblick der sanften jungen Mutter fragte er sich, weshalb sie ihm nicht besser gefiele als die streitbare Amazone. Doch noch immer weckte jede Begegnung mit Barbara nutzlose Wünsche in ihm auf.

Später begleitete er sie heim. Unterwegs sprachen sie kaum ein Wort miteinander.

Helmut kam nicht so rasch frei, wie er gehofft hatte. Gerade jetzt entschloss sich die Regierung, energischer gegen das politische Rowdytum vorzugehen. Im oberschlesischen Städtchen Potempa ereignete sich eine besonders scheussliche Gewalttat. Nachts drangen fünf SA-Männer bei einem Kommunisten namens Pietrzuch ein; vor den Augen seiner Mutter und seines Bruders, der gleichfalls schwer misshandelt wurde, zerrten sie ihn aus dem Bett und trampelten ihn zu Tode.

Alle wurden verhaftet und standen schon am 22. August in Beuthen vor einem Sondergericht.

Die NSDAP versuchte, massiven Druck auszuüben. Der schlesische SA-Hauptling Heines erschien in voller Uniform und störte die Verhandlung durch Zwischenrufe, die den Richtern Vergeltung im kommenden Dritten Reich androhte. Doch die fünf wurden zum Tode verurteilt. Wenige Stunden später empfangen sie ein Telegramm von Hitler selber:

KAMERADEN – ANGESICHTS DIESES UNGEHEUERLICHSTEN UND BLUTIGSTEN

URTEILS FÜHLE ICH MICH EUCH IN RESTLOSER TREUE VERBUNDEN – EURE

BEFREIUNG IST UNS EHRENSACHE – ES IST UNSERE PFLICHT, GEGEN EINE REGIE-

RUNG ZU KÄMPFEN, DIE SO ETWAS ZUGELASSEN HAT

Die Empörung über diese Herausforderung war fast noch grösser als über die Untat selbst. Doch Hitler stand unter Druck, er musste seine mordlustige Privatarmee Zusammenhalten, auch um den Preis, dass eine derartige Kriegserklärung an Staat und gesetzlicher Ordnung seine sorgsam gepflegten Beziehungen zu einflussreichen Kreisen verschlechterte. So manchem Herrn von Kohle, Stahl und Banken kamen nun doch gewisse Bedenken über den eigentümlichen Bundesgenossen. Daher entwickelte sich die Finanzlage für die Partei wieder bedenklich. Einer freilich bekundete gerade jetzt seine



10. Mai 1933: TAG DER BÜCHERVERBRENNUNG.
Der Geist der Freiheit wird als undeutsch ausgebrannt ...



Überall entstanden Zwangslager.

Manchmal wurden die umerzogenen Volksgenossen auch entlassen. – Hof des Lagers Oranienburg.





Carl von Ossietzky in Esterwegen – einer von Hunderttausenden Märtyrern.

VIELE MUSSTEN JAHRELANG
HINTER STACHELDRAHT BLEIBEN –
MANCHE KAMEN NIE MEHR FREI...



MITTELALTER 1933

Judenboykott . . .



Am Pranger . . .



SPÄTER KAM ES SCHLIMMER!

Organisierter «Volkszorn» demolierte das jüdische Eigentum:
«Kristallnacht» November 1938.

UND ZULETZT ENDETEN MILLIONEN UNSCHULDIGER
IN DEN GASKAMMERN VON AUSCHWITZ UND MAI-
DANEK ...

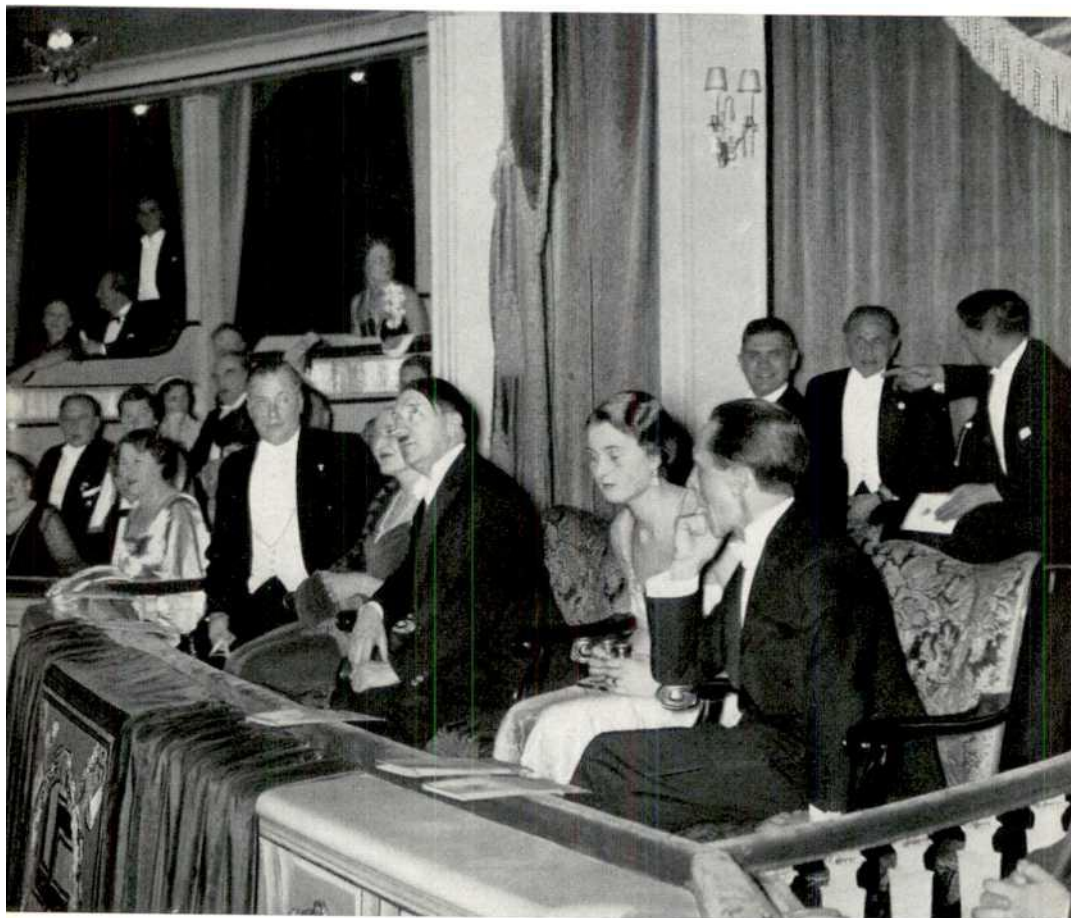
DER FÜHRER LIEBTE DIE KINDER...

Ob der alte Mann es ihm glaubte?





Schacht scheint davon überzeugt zu sein.



ZWEI GALAPREMIEREN

Schirmherr der schönen Künste . . .



... und der schweren Waffen.



DER GROSSE FREUND

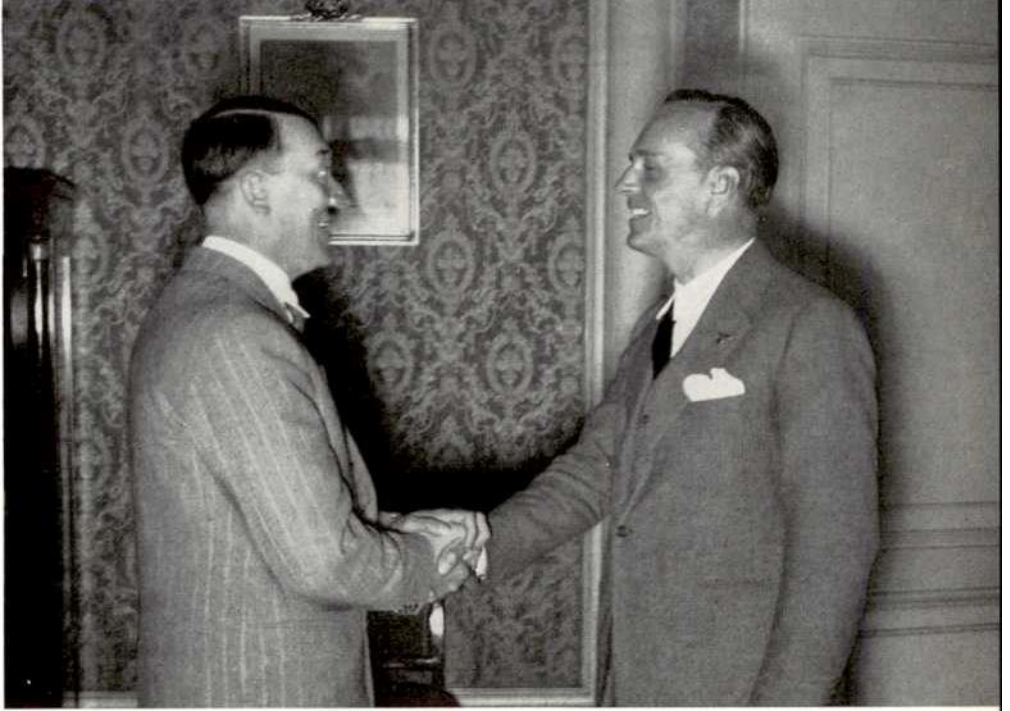
Hitler mit Mussolini.

DER TRIUMPHATOR

Auf einem Reichsparteitag. Vorn Hess,
Himmler, Göring u. a.







ER RIEF DIE JUGEND DER WELT...

Olympiade 1936

...ZUM STERBEN

Längst plante er mit seinem Aussenminister Ribbentrop
den grossen Krieg.



BIS ZUM LETZTEN MANN...

1945: Volkssturmmänner
werden registriert

Ruine der Reichskanzlei:

DAS ENDE



Anhänglichkeit mit Nachdruck: Dr. Hjalmar Schacht schrieb am 29. August einen Brief, in dem es hiess:

«Lieber Herr Hitler! Darf ich hoffen, dass Sie mir diese Anrede erlauben, da mein Brief nichts anderes bezweckt, als in einer Zeit schwerer Hemmungen Sie meiner unveränderlichen Sympathie zu versichern... Was Ihnen vielleicht in diesen Tagen erwünscht ist, ist ein Wort aufrichtigen Trostes. Ihre Bewegung ist innerlich von so starker Wahrheit und Notwendigkeit getragen, dass der Sieg nicht ausbleiben kann ...»

Und gegen Schluss machte Schacht die entlarvende Bemerkung:

«Wo immer mich die Arbeit in der nächsten Zeit hinführt – auch wenn Sie mich einmal innerhalb der Festung erblicken sollten –, Sie können auf mich zählen als Ihren zuverlässigen Helfer.»

Der grosse Geldmann also setzte auf den Chef der Mordbanditen von Potempa. Das erschien ihm als die beste Spekulation. Wie sich später zeigen sollte, hatte er damit recht; ja, er wurde nicht einmal nach dem Ende des «lieben Herrn Hitler» als dessen Mitschuldiger zur Verantwortung gezogen. Papen aber und Schleicher führten ihr taktisches Spiel gegen Hitler fort, auf verschiedene Weise. Papen hielt in Münster eine flammende Rede gegen die «Verwilderung der politischen Moral» und bekannte sich zu den «ewigen Rechtsnormen». Zugleich aber riet er Hindenburg, die Potempa-Mörder zu lebenslangem Zuchthaus zu begnadigen. Das geschah am 2. September. Vermutlich ahnten die fünf, dass sie auf ihre Befreiung nur noch wenige Monate zu warten hatten.

Helmuts Unschuld erwies sich, vor allem durch Barbaras nachdrücklich abgegebenes Zeugnis. Auch Friedel Brake hatte ihn nicht belastet. Der Junge lag noch im Krankenhaus, von den Nationalsozialisten als Held gefeiert. Wenn ihn sein Vater besuchte, verhielt er sich schweigend und verstockt. Nach der Entlassung begab Helmut sich sofort ins *Morgenblatt*. Dort überhäufte der Chefredakteur ihn mit Vorwürfen:

«Sie sind ein Narr! Journalisten haben in Strassenkämpfen nichts zu suchen. Sie haben uns da ums Haar eine böse Suppe eingebrockt!»

«Wieso Ihnen?»

«Weil die Regierung nur darauf wartet, Vorwände zum Eingreifen gegen die linke Presse zu bekommen. Im Grunde sind Sie jetzt für uns nicht mehr tragbar.»

Der Wink war überdeutlich, aber diesmal setzte Helmut sich zur Wehr. Er betonte seine erwiesene Unschuld, ja, er forderte eine unmissverständliche Rehabilitierung. Das verblüffte den nicht sonderlich charakterfesten Taschen so, dass er Helmut neuerlich den Parlamentsbericht übertrug. Aber, wie er hastig hinzusetzte:

«Nur versuchsweise! Bis auf weiteres!»

Nachher erfuhr Helmut durch Radegast und ein paar jüngere Kollegen, was

sich inzwischen im Blatt ereignet hatte: Es wurde über einen Verkauf verhandelt – an eine im Wesentlichen rechtsgerichtete Gruppe von Geldleuten. Daher also wehte der neue Wind. Einigermassen niedergeschlagen begab er sich zu Barbara, in der Hoffnung auf einen herzlicheren Empfang. Sie aber begrüßte ihn mit trockener Ironie:

«Nun sind Sie wohl mächtig stolz? Na ja, wer etwas auf sich hält, wird in Zukunft auf die glorreiche Erfahrung des Eingesperrtseins nicht verzichten dürfen.»

«Möge sie Ihnen dennoch erspart bleiben.»

«War's so schlimm?»

«Gar nicht. Nur langweilig.»

Sie goss Kognak ein:

«Trinken wir drauf, dass es bei der Langeweile im Prison bleibe. Aber ich fürchte, das wird sich bald ändern.»

Eine Weile später stritten sie schon wieder lebhaft miteinander. Der Anlass war die soeben bekanntgegebene Begnadigung jener fünf zum Tode verurteilten SA-Mörder aus Oberschlesien. Helmut entrüstete sich darüber. Barbara aber meinte, sie sei unbedingt gegen die Todesstrafe. Helmut hatte sich mit dem Problem noch nie gründlich befasst und fand, diese viehischen Kerle seien kaum der rechte Anlass, es aufzuwerfen.

Sie widersprach:

«Als ob es darauf ankäme! Jeder Fall eignet sich dazu! Irgendwann muss einmal Schluss gemacht werden mit dem Mord von Staats wegen – weshalb also nicht diesmal?»

«Na, hören Sie – Papen ist gewiss kein Gegner der Todesstrafe.»

«Dennoch bleibt das Rechte immer das Rechte. Auch wenn es vom Verkehrten getan wird. Und meinerwegen aus irrigen Motiven.»

«Das ist eine sonderbare Logik – Sie sind eben doch eine Frau, Barbara.»

Ihre Stimme wurde abweisend:

«Soll das ein Kompliment sein? Sie sind töricht, Helmut. Lassen Sie doch diese albernen männlichen Winkelzüge.»

«Müssen wir uns eigentlich immer in den Haaren haben?»

«Hoffentlich!» brummte sie. Da musste er lachen. Sie versöhnten sich rasch, und sie versprach, mit ihm in die nächste Reichstagssitzung zu kommen, am 12. September.

In diesen Tagen besuchte Hermann Rauschnig, nationalsozialistischer Senator in Danzig, seinen Führer auf dem Obersalzberg. Er wurde etwas Merkwürdiges gefragt:

«Besteht eigentlich zwischen Ihrer Freien Stadt und dem Reich ein Auslieferungsvertrag?»

Das klang, als wolle Hitler wissen, wo er untertauchen könne, falls seine Partei verboten würde.

Hatte Papen solche Pläne? Vielleicht. Weit mehr beschäftigten ihn aber andere Ideen, vor allem die einer Reichsreform. Durch die Schaffung einer von Hindenburg ernannten Peers-Kammer sollte das Präsidialregime verewigt werden. Dabei stiess Papen auf wachsenden Widerstand bei Schleicher, der immer häufiger Föhlung zum Strasser-Flügel der NSDAP – wie zu den Gewerkschaften – suchte.

Hinter Papen standen nach wie vor nur Hugenbergs Deutschnationale und der *Stahlhelm*. Dieser marschierte am 2. September, dem Gedenktag der Sedan-Schlacht, im Berliner Lustgarten auf; neben Papen, Seldte und Hugenberg sah man den früheren Kronprinzen mit zweien seiner Brüder; der österreichische Heimwehrlührer, Fürst Starhemberg, vertrat die Monarchisten des Nachbarlandes. Gegen wen, für wen aber demonstrierten eigentlich die 150'000 Mann? Die Republik befand sich in der Hand Hindenburgs und des von ihm gehaltenen Kabinetts der Barone. Ging es also doch gegen Hitler? Oder wollte man einen neuen deutschen Kaiser – von dem freilich niemand wusste, wie er heissen solle?

Allgemein fiel Schleichers Fernbleiben auf.

Zwei Tage später erliess der Reichspräsident auf Papens Vorschlag neue, einschneidende Notverordnungen: *Zur Belebung der Wirtschaft und zur Vermehrung der Arbeitsgelegenheit*. Abermals wurden das Tarifrecht eingeschränkt und die Sozialgesetzgebung verschlechtert. Papen liess erläutern, das eben sei «eine Wiederherstellung der freien Lohnbemessung» und damit ein Gesundungsprozess. Doch das nahmen ihm nun auch viele vernünftige Unternehmer nicht ab. Reichsbankpräsident Hans Luther meldete Bedenken an und konnte nur schwer beschwichtigt werden.

Dunkle Wolken zogen auf, und beim Wiederzusammentreten des Reichstages entlud sich das Gewitter.

Kaum war die Sitzung eröffnet, erteilte Präsident Göring sogleich dem Kommunisten Ernst Torgler das Wort zur Geschäftsordnung. Dieser beantragte: das hohe Haus solle, als Protest gegen die unerhörten neuen Notverordnungen, in Abänderung der Tagesordnung der Regierung das Misstrauen aussprechen.

Überraschenderweise wurde von keiner Partei Widerspruch erhoben; das hätte genügt, um den Antrag für den Augenblick unwirksam zu machen. Göring stellte fest, dass die Tagesordnung geändert sei. Die unbekümmerte Forscheit des Fliegerhauptmanns a.D. erschreckte selbst seine eigenen Parteifreunde. Frick beantragte schleunigst eine Unterbrechung von dreissig Minuten. In dieser Pause wurde hastig hin und her verhandelt, ohne rechtes Ergebnis.

Papen aber gewann Zeit, sich zu retten.

Er hatte schon vorher auf alle Fälle von Hindenburg eine Vollmacht zur Auflösung des Parlamentes ausstellen lassen. Sie lag in der Reichskanzlei

bereit. Durch den turbulenten Sitzungsbeginn zunächst überrumpelt, liess Papen nun eilig das Dekret herbeischaffen.

Als die Sitzung wieder eröffnet wurde, erschien er mit der allgemein bekannten roten Mappe unter dem Arm und verlangte das Wort, was ihm als Regierungschef jederzeit ausser der Reihe zustand. Göring aber blickte absichtlich nach der anderen Seite und verkündete:

«Die Abstimmung über den vorhin gestellten Antrag kann jetzt sofort erfolgen.»

Bleich vor Zorn trat Papen heran und legte, während Göring ihn auch weiterhin hartnäckig übersah und im Saale die Abstimmung begonnen hatte, die bewusste Mappe auf den Präsidententisch.

Dann verliess er den Saal.

Gleich darauf stellte Göring triumphierend fest, das Haus habe mit 512 gegen 43 Stimmen der Reichsregierung sein Misstrauen ausgesprochen. Und, als wenn er nun erst die Mappe bemerke, fügte er hinzu: eine etwa beabsichtigte Reichstagsauflösung sei hinfällig, da sie von einer bereits gestürzten Regierung gar nicht mehr ausgesprochen werden könne!

Das hörte sich grossartig an, war aber nur ein Rückzugsgefecht. Papen dachte nicht an Demission, also konnte dieser Reichstag nicht wieder zusammentreten, und jeder wusste das.

Am Abend sprach Papen im Rundfunk über den «unerhörten Missbrauch der parlamentarischen Institution». Goebbels aber schrieb in sein Tagebuch:

«Die furchtbarste parlamentarische Niederlage, die es je für eine Regierung gegeben hat...»

Beide hatten auf ihre Art recht. Jedenfalls, wieder musste gewählt werden, zum fünften Male in diesem Jahre. Das traf die NSDAP schwer, ihre Kassen waren leer. Diesmal stand fast alles im Kampf gegen Hitler, auch Hugenberg's Blätter schlugen nun scharfe Töne an.

Goebbels musste für den Wahlkampf die letzten Möglichkeiten mobilisieren. Zum ersten Male rechnete er selber mit Stimmenverlusten. Papens Rechnung schien aufzugehen: Offen diskutierte man, wie viele Wahlen noch nötig sein würden, um die Nazis zu zermürben.

Inzwischen wurde Ende Oktober über die Klage der im Juli abgesetzten preussischen Regierung vor dem Staatsgerichtshof verhandelt – länger liess sich das beim schlechtesten Willen nicht hinausschieben. Es erging ein salomonisches Urteil: Zwar seien Braun und Severing Rechtsens nicht mehr im Amt, aber nach aussen hin und vor ihrem Parlament seien sie nach wie vor befugt, das Land zu vertreten.

Es gab also nun zwei preussische Regierungen.

Das führte zu mancherlei grotesken Vorfällen. So erhielt der Dichter Gerhart Hauptmann zu seinem 70. Geburtstag einunddieselbe Medaille vormittags vom abgesetzten Kultusminister Adolf Grimme, abends noch einmal vom Reichskommissar Papens, Dr. Bracht, verliehen.

Dieser an sich tüchtige Beamte entwickelte nachgerade ein besonderes Geschick, komische Effekte zu erzielen. Am 2. Oktober erliess er eine Verordnung gegen Gefahren, die er offenbar für besonders bedrohlich hielt. Darin hiess es:

«Frauen dürfen öffentlich nur baden, falls sie einen Badeanzug tragen, der Brust und Leib vollständig bedeckt, unter den Armen fest anliegt sowie mit angeschnittenen Beinen und einem *Zwickel* versehen ist. Männer dürfen öffentlich nur baden, falls sie wenigstens eine Badehose tragen, die mit angeschnittenen Beinen und einem *Zwickel* versehen ist.»

Bis dahin kannten nur Trikotagenspezialisten den Begriff des *Zwickels*; nun wurde er innerhalb weniger Tage populärer als sämtliche Massnahmen der Papenregierung in fünf Monaten. Kurz danach erhielt Bracht eine förmliche Dankadresse der Berliner Kabarettisten für die Lieferung eines unerschöpflichen Themas. Im Lachen über den *Zwickel* fanden sich alle Richtungen, von den Nazis bis zu den Kommunisten.

Dann aber erlebte Berlin plötzlich eine Verbrüderung von Braun und Knallrot auf einem anderen, bedrohlicheren Gebiet.

Unmittelbar vor der Wahl nämlich brach ein wilder Verkehrsstreik aus. Die Gewerkschaften suchten zu bremsen, aber Papens forsche Herrenritte über alle Hürden der Sozialgesetze hatten die Arbeiter bis aufs Blut gereizt. Und zur allgemeinen Überraschung standen an den Depots der Strassenbahnen Kommunisten und SA-Männer einträchtig Streikposten.

Die erstaunliche Verbrüderung von Todfeinden, die einander sonst allnächtlich zu killen suchten, wirkte verwirrend. Unsicher wurden gerade die ehrlichsten Anhänger beider radikalen Parteien. Noch häufiger als bisher wechselten ganze SA-Trupps zu Rotfront hinüber, und rote Schläger wurden über Nacht zu braunen Kämpfern.

In alledem sahen alte Sozialdemokraten wie Karl Radegast Vorzeichen einer beginnenden Zersetzung in der Hitlerpartei. Damit hatten sie nicht ganz unrecht, soweit das Berlin und ein paar Grossstädte betraf. In Kleinstädten und auf dem Lande wuchs die NSDAP unaufhaltsam; dort wurde kein Aufhebens gemacht von der seltsamen Liga mit den Untermenschen.

Barbara und Helmut aber waren, gleich vielen republikanisch gesinnten Intellektuellen, ausserstande zu begreifen, weshalb die Kommunisten dieses Spiel mitspielten. Der Überblick ging verloren, jede politische Gruppierung wurde unsinnig. Offensichtlich hatten die Verteidiger der Republik resigniert, das wusste man seit dem Frühsommer. Jetzt schienen sich auch die radikalen Bewegungen zu entwerten. Es verbreitete sich ein allgemeines Misstrauen, ja ein förmlicher Ekel gegen die Politik überhaupt.

Die Selbstschutzgruppen lösten sich nach und nach auf. Niemand glaubte mehr an einen Handstreich Hitlers gegen Berlin; aber ebensowenig glaubhaft erschienen die Kommunisten, die im Ernstfall wohl doch nicht kämpfen

wollten. Tatsächlich wurden aus Moskau stammende Parolen bekannt, die besagten: Lassen wir die Nazis ruhig erst mal an die Macht! Sie werden sehr schnell abwirtschaften – und dann kommt der grosse Zusammenbruch und damit unsere Chance!

Papen konnte mit der steigenden politischen Apathie zufrieden sein. Wahrscheinlich wünschte er sie geradezu.

Goebbels aber schrieb in diesen Tagen eigentümlich resigniert in sein Tagebuch:

«Uns blieb eigentlich nichts anderes übrig – wenn wir uns diesem Streik entzogen hätten, wäre unsere Position im arbeitenden Volk ins Wanken geraten. Hier haben wir die Gelegenheit, zu zeigen, dass unser anti-reaktionärer Kurs von innen heraus gemeint ist.»

Das Kunststück des unverfrorenen Stimmenfangs misslang. Am 6. November erlebte die NSDAP ihre erste Wahlniederlage seit Jahren.

Zwar gebot Hitler noch immer über die weitaus grösste Partei, aber er verlor über zwei Millionen Stimmen und fiel von 37 auf 32 Prozent zurück. Im neuen Reichstag würden statt 230 nur noch 196 Braunhemden sitzen. Gewinner waren zum Teil die Kommunisten, aber auch Hugenberg. Papen atmete auf. Seine Methode schien sich zu bewähren. Schon dachte er an ein Verbot beider extremer Parteien, an eine baldige Auflösung des eben erst gewählten Parlaments. Dass die Masse des Volkes weiter im Elend der Arbeitslosigkeit dahinlebte, machte ihn nicht irre.

Doch während einer Kabinettsitzung am 17. November geschah etwas für den Kanzler völlig Unerwartetes. Schleicher bat ihn beiseite und sagte fast genau dieselben Worte wie ein halbes Jahr zuvor zu Groener, nur mit anderer Begründung:

«Herr von Papen – Ihre Pläne werden mehr und mehr zu einem Hindernis für die Einigung aller nationalen Kräfte. Und diese ist oder war doch der Sinn Ihrer Kanzlerschaft? Mir scheint, Sie provozieren geradezu einen Bürgerkrieg. Soll die Reichswehr dann gegen Kommunisten und Nationalsozialisten zugleich kämpfen? Oder wie denken Sie sich das?»

Papen rang nach Worten, aber schon fuhr der General kühl und nüchtern fort:

«Ich muss es Ihnen also wohl sagen: Sie haben nicht mehr das Vertrauen der Reichswehr!»

In den letzten Wochen des Jahres 1932 überkam den Dr. Werner Grautz häufig das Gefühl, in einer Zwickmühle zu stecken. Die Deutschnationalen gehörten zu den Siegern vom November, und im Scherlhause hiess die Parole nach wie vor: Kurs auf eine starke nationale Regierung! Doch wie sollte die aussehen? Darüber gab es verschiedene Auffassungen.

Hugenberg selbst hüllte sich in Schweigen. Manche glaubten zu wissen, dass *er* an Papen zweifelte. Von Hitler, dem einstigen Verbündeten von Harzburg, erwartete er sicherlich keine Wunder mehr. Oder wartete der «Silberfuchs» nur ab? Es gab leitende Männer im Verlage, die offensichtlich die Beziehungen zur NSDAP pflegten. Zu ihnen gehörte Hecht, der jetzt seinen jungen Schützling Grautz wieder stärker heranzog.

Werner nämlich galt nach wie vor als eine Art Verbindungsmann zur Berliner Gauleitung Hitlers. Dabei hielt er sich zurück, lavierte vorsichtig und hätte in Wahrheit am liebsten nichts mehr mit Politik zu tun gehabt.

Eines Tages tauchte der halb vergessene Jugendfreund Hugo Unschein bei ihm auf.

«Muss mich mal mit dir beraten», meinte er etwas verkniffen. «Meine Eltern wollen offenbar nicht mehr von Übersee zurückkommen, die Wohnung soll geteilt und vermietet werden. Tja – was nun? In der Ufa hat man keine Arbeit für mich – offen gestanden geht's mir ziemlich mässig.»

Werner verschluckte eine Frage nach Leonore, sie selbst hatte ihn hinreichend merken lassen, wie hoffnungslos es um diese sinnlose Ehe stand. Hugo fuhr zögernd fort:

«Tja – und nun ist mir etwas angeboten worden, an der Nationalen Bühne. Und ich weiss nicht recht...»

«Mir kein Begriff.»

«Dahinter steht der Dr. Goebbels. Die Sache hat Susi für mich angeknüpft.»

«Dein alter Schwarm!»

«Ja. Sie tritt dort auf, unter ihrem Mädchennamen natürlich. Ehe ich annehme, wollte ich doch noch einen letzten Versuch bei dir machen.»

«Was für einen Versuch?»

«Du hast doch die nötigen Verbindungen in Babelsberg. Könntest du nicht ein bisschen nachhelfen?»

«Selbst wenn ich das könnte ...» Werner wurde ernst: «Hugo – ich will offen reden. Das geht nun so seit Jahr und Tag mit dir. Mal hier, mal dort – nirgends wird was Rechtes draus.»

Ein ziemlich gleichgültiges Schulterzucken Hugos, dann brummte er:

«Du lässt mich also auch im Stich wie alle. Wie Zepernik. Na schön. Muss ich eben in den sauren Apfel beißen. Da ist nur eine dumme Sache dabei – Leonore...»

Werner horchte auf:

«Was soll das heissen?»

«Na – ihre Abstammung. Verschweigen kann ich sie nicht. Also muss ich mich scheiden lassen.»

«Du bist verrückt!» Werner war ehrlich entrüstet: «Wir leben noch nicht im Dritten Reich!»

«Oh – ich dachte, du wartest nur darauf!»

Sie sahen einander in feindseligem Schweigen an. Dann ging Hugo.

Am 17. November trat Papen zurück.

Kaum jemand war sich darüber klar, dass nun der Todeskampf der Republik begann. Im Gegenteil, überall mehrten sich die Stimmen, die behaupteten, das Schlimmste sei überstanden. Nicht einmal Hitler selbst, der seit Jahren dem «fluchwürdigen System von Weimar» den nahen Untergang prophezeite, glaubte jetzt an einen raschen Sieg.

Draussen im Lande interessierte die Kabinettskrise kaum. Es gab noch immer sechs Millionen Arbeitslose. Die Deutschen waren seit zwei Jahren daran gewöhnt worden, durch Notverordnungen regiert zu werden. Die vielen Wahlen änderten nie etwas. Daher ging jede lebendige Teilnahme am staatlichen Leben mehr und mehr verloren. Politik wurde zum Glauben an Parteidogmen, und da gab es einen wesentlichen Unterschied: Während Demokraten und Sozialisten meist nur unverbindliche Lippenbekenntnisse ablegten, wünschten die radikalen Fanatiker zu handeln.

Im luftleeren Raum, hoch über den Köpfen der Menge, wurde um die Macht gekämpft. Das sonderbare war: Dieses Ringen spielte sich keineswegs geheim ab. Die Zeitungen und der Rundfunk berichteten über fortwährende neue Wendungen. Aber nur wenige Eingeweihte durchschauten, was wirklich gespielt wurde.

Adolf Hitler residierte wieder im *Kaiserhof*. Seine Anhänger jubelten ihm zu, wenn er die paar Hundert Meter hinüber zum Kanzlerpalais fuhr. Dort wohnte jetzt Hindenburg, das Präsidentenpalais wurde seit dem Sommer renoviert. Mit wohlüberlegter Höflichkeit hatte Papen seinen Amtssitz geräumt und begnügte sich mit einem Gartenflügel.

Wieder einmal wurde Hitler vom Präsidenten empfangen, als Führer der stärksten Fraktion hatte er ein Recht darauf. Die Begegnung verlief genauso ergebnislos wie die früheren. Hitler forderte die Kanzlerschaft mit allen Vollmachten. Hindenburg stellte die Gegenforderung:

«Bringen Sie mir eine Mehrheit im Reichstag – dann berufe ich Sie.»

Das war unerfüllbar. Dafür war nicht einmal Hugenberg zu haben. Dessen Blätter begannen nach dem Scheitern Hitlers, schroff gegen die Ansprüche der NSDAP Stellung zu nehmen. Vielleicht sollte dadurch Papens Stellung gestärkt werden.

Er amtierte provisorisch weiter. Und jetzt schlug er Hindenburg einen Staatsstreich vor: Auflösung des Reichstags, diesmal ohne Neuwahlen; dazu Erlass eines neuen Gesetzes über Bildung einer zweiten Kammer.

Schleicher erschien und warnte, das bedeute den offenen Kampf gegen Rechts und Links zugleich. Der Marschall seufzte: «Ich bin ein alter Mann und fühle mich einem Bürgerkrieg nicht mehr gewachsen.»

Es lag nahe, den General mit der Regierungsbildung zu betrauen. Aber auch das gefiel dem Alten nicht.

«Man will mir den Mann meines Vertrauens wegnehmen und einen Kanzler aufzwingen», murrte er. Wie merkwürdig! Da war nun dieser junge General jahrelang der vertraute Ratgeber des Präsidenten gewesen. Sollte sich das ändern – just in dem Augenblick, da er an die Spitze des Staates trat?

Dieser Widerspruch war bezeichnend für die ganze verfahrenere Lage. Schliesslich wurde Schleicher doch ernannt. Dem scheidenden Papen aber schenkte Hindenburg ein Bild mit der eigenhändigen Widmung: *«leb hatt' einen Kameraden.»*

Es stand fortan auf dem Tisch des Gestürzten in jenem Gartenbau, wo er nach wie vor wohnte. Schleicher ahnte, welche Gefühle den einstigen Freund erfüllten. Er hätte ihn gern als Botschafter nach Paris abgeschoben, doch Papen lehnte ab. Er blieb und hatte jederzeit Zutritt zu den Räumen des Marschalls.

Dafür sorgte einer, der bis vor kurzem Schleichers wichtigster Helfer gewesen war: Oskar von Hindenburg, der Sohn. Die beiden waren einander entfremdet. Man munkelte, es habe da vor Monaten eine private Kränkung gegeben. Keiner äusserte sich je darüber. Aber der «in der Verfassung nicht vorgesehene Sohn des Präsidenten» hatte dem alten Regimentskameraden seine Huld entzogen.

Papa Hindenburg liess den «jungen Freund», wie er Schleicher nach wie vor titulierte, deutlich fühlen, dass er den Sturz Papens missbillige. Selber treulos, wie nicht nur Groener richtig erkannt hatte, verlangte er von anderen die Befolgung seines Lieblingsspruches: «Die Treue ist das Mark der Ehre.» So stand Schleicher von vornherein auf schwankendem Boden. Seine politischen Absichten mussten dem stockkonservativen alten Herrn, dem Besitzer von Neudeck und heimlichen Statthalter der Monarchie, verdächtig sein. Nach wie vor verfolgte Schleicher den Plan, eine neue Linke zu bilden aus den sozialistischen Gewerkschaften und dem Strasser-Flügel der NSDAP. Die Voraussetzungen dafür schienen jetzt günstiger als vor ein paar Monaten. Bei der Sozialdemokratie hatten einige jüngere Köpfe die hoffnungslose innere Schwäche des Präsidialregimes erfasst. Allmählich raffte man sich aus der tatenlosen Verzichtstimmung auf. In der Hitlerpartei aber entwickelte sich hier und da einiger Zweifel an der Unfehlbarkeit des Führers; besonders waren grosse Teile der SA seit dem Abblasen des Augustputsches enttäuscht. Gregor Strasser wurde immer offensichtlicher der Wortführer dieser Unzufriedenen.

Susis etwas heisere, spröde Stimme krächte keck den Refrain eines Spottliedes:

«So danken wir dem lieben, guten Onkel Bracht,
weil er den schönen Zwickel sich hat ausgedacht.»

Im weiten, von Rauchschwaden durchzogenen Saal prasselte der Beifall los. Susi war selig.

Endlich stand sie wieder auf den geliebten Brettern, wenn es auch vorerst nur die Podien der Ballsäle von Ost- und Nordberlin waren. Goebbels hatte vor der Wahl aus arbeitslosen Schauspielern kleine Truppen gebildet, die mit frech zusammengehauenen Texten loszogen. Susi ergriff die Gelegenheit, diesmal konnte Bob nicht nein sagen, es ging um die Sache.

Als er dann erlebte, wie seine Männer Susi zujubelten, war er der erste, der ihr sagte:

«Ich sehe ein, das ist deine Welt. Mach nur weiter!»

Dabei hatte die schmeichelhafte Anerkennung ihrer Leistungen durch den Gauleiter mitgeholfen. Auch nach der Wahl trat sie weiter bei Parteiveranstaltungen auf; und jetzt hatte Goebbels sie aufgefordert, in jener kleinen Bühne eine ernsthafte Rolle zu übernehmen: jene Eleonore Prochaska, die als Lützowscher Jäger 1813 in den Krieg zog und erst bei ihrer tödlichen Verwundung als Mädchen erkannt wurde.

Die knappsitzende schwarze Uniform mit den Verschnürungen stand Susi grossartig. Das fand auch Hugo Unschein, der in der Klosterstrasse Dramaturg spielte. Ihr war es lieb, den alten Freund in der Nähe zu haben; wenn ihr danach zumute war, durfte er ihr ein wenig den Hof machen; er war verschwiegen und nahm alles genauso wenig ernst wie sie selbst.

Heute Abend aber passierte etwas Dummes. Hugo brachte sie nach dem Parteabend zurück ins Theater, wo die vorhin unterbrochene Probe fortgesetzt werden sollte. Während sie sich wieder als Heldenmädchen umzog, blieb er ungeniert in ihrer Garderobe, dann schlenderten sie Arm in Arm zur Bühne hin.

Auf einmal räusperte sich jemand. Sie fuhr herum und erkannte Tamberti, der sie spöttisch musterte. Erschrocken liess sie Hugo los, besann sich dann, dass gerade diese Geste ein Zeichen schlechten Gewissens sei, und hängte sich wieder bei ihm ein. Tamberti beobachtete das alles schweigend, dann rief er laut:

«Brigadeführer – hier ist Ihre Gattin!»

Und schon war Bob da, musterte sie und fragte hastig:

«Ist mit dir was los?»

Ihr fiel nichts Besseres ein als die Allerweltsausrede:

«Nur ein bisschen Kopfweh.»

«Nimm dich zusammen und komm mit! Ja – so, wie du bist.»

Schon sass sie neben ihm im Stabswagen, gleich musste ein höchst unangenehmer Auftritt kommen – aber zu ihrer Erleichterung hörte sie:

«Wir sind in den *Kaiserhof* geladen. Du musst irgendwas aus deinem Repertoire vortragen – der Doktor hat sich das ausgedacht als Überraschung für den Führer.»

Ebenso wie zwei Kolleginnen und ein pathetisch deklamierender Schauspieler produzierte sich Susi dann vor Hitler und einigen seiner Unterführer. Ausser Goebbels und Göring waren Röhm, Ley, Helldorf, Gregor Strasser und Schaub dabei. Nachher wurden alle reich bewirtet. Hitler ging ganz auf in seiner Rolle als Schirmherr der Künste. Huldvoll plauderte er mit Susi, die ihren Schock längst überwunden hatte.

Bob stand bei Hitlers Adjutanten, schaute sich staunend in den pompösen Räumen um und meinte naiv:

«Donnerwetter – muss allerhand kosten.»

Julius Schaub brüstete sich unbefangen:

«Kann man wohl sagen. Jede Woche ...»

Da sah er Bobs Gesicht und verschluckte die hohe Zahl doch lieber. Eifrig erläuterte er:

«Sehen Sie, das muss sein. Erstens repräsentieren wir die grösste deutsche Partei. Zweitens ...», er deutete aus dem Fenster: «... haben wir hier den Feind zu jeder Stunde im Auge. Die Herrschaften dort drüben in der Reichskanzlei werden langsam nervös. Na, und dann gibt's noch einen besonderen Grund.» Schaub lächelte verschmitzt: «Das Hotel liegt innerhalb der Banneile. Hier stört uns weder Rotfront noch Reichsbanner. – Na – prost!»

Bob war nachdenklich geworden. Da drüben hofieren sie nun meiner Frau. Die passt hierher – ich nicht. Seine Mutter fiel ihm ein, die brave kleine Frau in Eberswalde, die nichts mehr von ihm wissen wollte. Seit Jahren hatte er sie kaum mehr gesehen. Weit hatte er es gebracht, nicht weit genug, um zu vergessen, woher er kam.

Mit halbem Ohr hörte er hin, als sich drüben das Gespräch politischen Fragen zuwendete. Dann wurde er aufmerksam. Gregor Strasser hatte das Wort genommen und sprach lebhaft, in seinem rauhen bayerischen Dialekt, vom deutschen Sozialismus, der kommen müsse:

«Was will denn das Volk?» rief er. «Unbestechliche Beamte! Und vorbildliche Leistungen der führenden Männer! Es ist erfüllt von einer tiefen antikapitalistischen Sehnsucht!»

Merkwürdig erregt widersprach Hitler:

«Das ist Unsinn. Das Volk will Erfolge sehen. Es will gross und mächtig sein – und es will Opfer bringen. Es betet den Starken an. Das weiss ich besser, Strasser. Davon verstehen Sie nichts, Sie Idealist.»

Ringsum lachten die Paladine beifällig. Goebbels schaute mit feindseligem

Ausdruck zu Strasser hin. Bob fing den Blick auf und erschrak. Er hatte immer geglaubt, zwischen seinem Gauleiter und Strasser bestünde ein besonders gutes Einvernehmen. Weshalb fallen sie alle über Gregor her? dachte Bob. Da komme ich nicht mehr klar.

Als er mit Susi heimfuhr, war sie aufgedreht und munter wie nach einer erfolgreichen Premiere, er dagegen schweigsam und nachdenklich.

Am 4. Dezember erlitt die NSDAP eine neue bittere Niederlage. Bei der Wahl in Thüringen verlor sie gegenüber dem Sommer vierzig Prozent ihrer Stimmen. Das sah nun schon aus wie der Beginn eines Zusammenbruchs. Goebbels hatte allen Grund, in seinem Tagebuch zu klagen:

«Die Lage im Reich ist katastrophal. – In der Organisation herrscht schwere Depression. – Die Finanzlage ist trostlos. – Verrat, Verrat...»

Der Verräter war natürlich Gregor Strasser. Lind er war es, weil sein «deutscher Sozialismus» die Bemühungen Hitlers um die Mächtigen der Wirtschaft immer fühlbarer störte. Die Geldfrage wurde noch entschiedener als früher zur Existenzfrage der Partei.

Einige Tage später notierte Goebbels nach einem Besuch bei seinem Herrn und Meister:

«Er geht stundenlang mit langen Schritten im Hotelzimmer auf und ab. –

Er ist verbittert. – Einmal bleibt er stehen und sagt nur: ‚Wenn die Partei zerfällt, dann mache ich in drei Minuten mit der Pistole Schluss‘...»

Der kleine Doktor sah verbissen vor sich hin. Sein Mephistohirn stellte zynisch fest: Falls keine Wendung einträte, würde sich binnen weniger Monate zeigen, ob Hitlers Drohung nur eine Phrase war oder ein ernsthafter Beschluss.

Indessen – die Wendung kam. Eingeleitet war sie eigentlich schon seit Wochen durch den Mann, von dem Goebbels notierte:

«Schacht ist einer der wenigen, die ganz konsequent zum Führer stehen.»

Der Dr. Hjalmar Schacht wurde zum ersten jener Retter, die Hitler und seine Partei um die Jahreswende vor dem Untergang bewahrten. Andere würden dazukommen: Franz von Papen – Oskar von Hindenburg. Aber Schacht war der erste.

Auf seine Anregung hatten im Zusammenhang mit der Kanzlerkrise führende Männer der Wirtschaft eine Denkschrift an den Reichspräsidenten gerichtet. Darin hiess es:

«Durchdrungen von heisser Liebe zu Volk und Vaterland bejahen wir mit Ew. Exzellenz die Notwendigkeit einer vom parlamentarischen Parteiwesen unabhängigen Regierung. Gegen das bisherige Parteiregime sind nicht nur die Deutschnationale Volkspartei, sondern auch die NSDAP eingestellt. Wir erachten es deshalb für unsere Gewissenspflicht, Ew. Exzellenz ehrerbietigst zu bitten, dass die Umgestaltung des Reichskabinetts in einer Weise erfolgen möge, die die grösstmögliche Volkskraft hinter das Kabinett bringt. Die

Übertragung der verantwortlichen Leitung eines Präsidialkabinetts an den Führer der grössten nationalen Gruppe wird die Schwächen, die jeder Massenbewegung notgedrungen anhaften, ausmerzen und Millionen, die heute abseits stehen, zu bejahender Kraft mitreissen.»

Das bedeutete in nüchternen Worten:

Lieber wäre es uns ja gewesen, wenn Papen ohne parlamentarische Kontrolle weiterregiert hätte. Leider hat sich das als unmöglich erwiesen. Ehe wir zu demokratischen Verhältnissen zurückkehren, beissen wir lieber noch in den sauren Apfel – und stellen uns hinter diesen Hitler, der wenigstens seine Millionenpartei in die Waagschale werfen kann. Hoffentlich geht der Kelch einer wirklichen, durchgreifenden Erneuerung aller Verhältnisse so noch einmal an uns vorüber.

Der Absender dieses Dokuments war Freiherr Kurt von Schröder, ein Kölner Privatbankier. Unterschrieben hatten ausser ihm und Schacht auch Fritz Thyssen, Hitlers alter Gönner; Graf Kalckreuth vom Landbund; der Bankier Reinhart und der Hamburger Reeder Woermann. Aus der Ruhrindustrie liessen Vogler, Springorum und Reusch den alten Hindenburg wissen, sie stünden durchaus hinter dem Memorandum, wünschten sich aber nicht zu exponieren.

Andere hatten die Unterschrift abgelehnt: so Cuno und Sloman von der Schifffahrt, Krupp und Haniel von der Ruhr, Siemens und Bosch aus der Elektroindustrie.

Noch war die Front für Hitler keineswegs geschlossen. Seine Gönner würden da noch manches tun müssen.

Und sie taten es.

Kurz vor Weihnachten lud Oberleutnant von Peters den Dr. Grautz wieder einmal in den *Herrenclub* ein, wo ein Vortrag des Herrn von Papen angekündigt war.

Ehe der offizielle Teil des Abends begann, assen die beiden jungen Herren zusammen. Werner von Alvensleben schlenderte in seiner nonchalanten Art heran und begrüßte Peters:

«Na, Ihr Chef hat ja gestern Abend sein Volk durch den Funk angeredet. Sehr gescheit, sehr witzig – aber voller Illusionen.»

Sofort ereiferte sich der Offizier:

«Wieso? – Er bittet, zu vergessen, dass er Soldat ist. Er will die Preise für Kohle und Fleisch strenger kontrollieren. Er wird die Arbeitslosigkeit mit neuen Methoden bekämpfen ...»

«Er wird, er wird ... Das hört sich gut an, sicher, aber was für Methoden sollen das sein?»

«Beispielsweise: Herabsetzung der Einfuhrzölle.»

«Eben. Dazu ein neues Siedlungsprogramm für den Osten, ungefähr ä la Brüning. Damit fordert er die Landwirtschaft heraus. Er wird sich wundern ...» Schon war der Hagere weitergegangen. Peters schüttelte ärgerlich den Kopf:

«Alter Stänkerer – ich weiss nicht, was der General an ihm findet. Solche Leute sollte er sich lieber fernhalten. Nie bekommt man heraus, wo dieser Alvo eigentlich steht.»

Grautz überlegte. In den letzten Wochen waren ihm, wie vielen Menschen seiner Umgebung, immer stärkere Zweifel am Erfolg der Nationalsozialisten gekommen. Er formulierte vorsichtig:

«Auch Herr von Alvensleben wird sich wohl keiner Täuschung darüber hingeben, dass es mit Hitler, sagen wir, nicht gerade aufwärtsgeht.»

«Der sackt ab, sage ich Ihnen!» Peters nickte zufrieden: «Die Nazis machen ja einen Fehler nach dem andern. Wie der alte Trottel, der General Litzmann, neulich Hindenburg im Reichstag attackiert hat! Ihm verdanke der den Marschallstab! Lachhaft!»

«Damit verschaffen die Braunen sich kaum Sympathien.»

«Oder jetzt dieser Amnestierummel! Um ein paar ihrer Leute aus dem Prison zu kriegen, drücken sie gemeinsam mit der Kommune einen Haufen Entlassungen durch. Sogar notorische Landesverräter wie dieser Ossietzky werden wieder frei rumlaufen! Der Reichstag richtet nur Unheil an.»

«Deshalb bleibt er vorläufig ja auch vertagt.»

«Wenn nur die Schwatzbude überhaupt nicht wieder zusammenträte!»

Darauf erhob Peters sein Glas.

Nachher sprach Papen vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft. Zuerst äusserte er sich vorsichtig, dann mit zunehmender Schärfe gegen Schleicher.

Der hätte nun also verschiedene Notverordnungen wieder aufgehoben. Er wolle die Tariffreiheit wiederherstellen – wozu? Er wolle wohl um gut Wetter bitten bei SPD und Gewerkschaften. Aber sein Paradepferd Gregor Strasser habe ja gleich bei der ersten Hürde verweigert.

Dieser pferdesportliche Vergleich des alten Herrenreiters erregte beifälliges Schmunzeln. Viele Anwesende wussten schon: Statt mannhaft gegen Hitler aufzutreten, war Strasser überstürzt von allen Parteiämtern zurückgetreten. Er spielte den Gekränkten, er verschwand auf Urlaub in den Süden, er war nicht mehr zu erreichen. Hitler war den Rivalen los.

Ein Reinfall für Schleicher, ohne Frage. Was nun? Es hiess, er nehme Führung auf mit Groener, sogar mit Brüning. Glaubte er an ein Bündnis mit den ehemaligen Gegnern? Oder war er so hilflos, dass er nach jedem Strohalm griff? Ohne sich ganz so deutlich auszudrücken, liess Papen durchblicken, dass er Schleichers Chancen schon nach wenigen Wochen für verspielt ansehe.

Er deutete auch an, was nach seiner Meinung jetzt nötig sei: ehrliche Angebote an Hitler.

Darüber erregte sich Peters:

«Als ob das einen Sinn hätte! Papen selber hat sich früher gehütet, solche Angebote zu machen. Er will Revanche an Schleicher nehmen, um jeden Preis. Das trübt den Blick.»

Und der junge Offizier brach auf, um seinem Chef zu berichten. Werner blieb noch. Er beobachtete, dass auch hier im *Herrenclub* die Meinungen unsicher und geteilt waren.

Nachher holte Alvensleben ihn an einen Tisch, wo er zu seiner Überraschung zum erstenmal seinem Brotgeber begegnete. Hugenbergs Biedermanns Gesicht mit der Borstenfrisur darüber zeigte ein schlaues Lächeln, als er Grautz fragte:

«Na – was machen Ihre Beziehungen zur Hedemannstrasse?»

Werner erschrak und wehrte ab: Das sei lange her – fast nicht mehr wahr.

«So? Sie sollten das ruhig pflegen. In diesem Winter kann sich der Wind noch ein paarmal drehen.»

Über diese beunruhigende Bemerkung musste Werner später noch oft nachdenken.

Beim Weggehen sah er den Herrn von Papen abseits im Gespräch mit einem Unbekannten. Dessen Name wurde eben von einem herantretenden Dritten genannt: Freiherr von Schröder. Das sagte dem Dr. Grautz nichts, und so ahnte er nicht, dass er Augenzeuge, wenn auch nicht Mitwisser einer wichtigen Verabredung gewesen war.

Als er am andern Morgen seiner Mutter einiges erzählte, beschlich ihn ein eigentümliches Gefühl der Distanz gegenüber den mächtigen Männern in diesem Club. Er wünschte noch immer, zu ihnen zu gehören. Er beneidete sie, gewiss, aber er verhehlte sich nicht, dass er eine Art leise Verachtung für sie empfand – die Verachtung des Gesunden für die Kranken. Es schien ihm ziemlich sicher, dass diese da nicht mehr das Heft in der Hand hielten.

Aber auch Hitlers Stern war im Sinken. Wer also war Herr der Stunde? Hatte Peters am Ende recht? Würde der Sieger dieses Winters Schleicher heißen?

Der General hörte die Schilderung seines jungen Vertrauten ohne sonderliche Beunruhigung. Nun ja, Papen war nicht mehr sein Freund. Aber was war von dem geschlagenen Rivalen noch zu fürchten? Die Huld des Marschalls gehörte, so meinte Schleicher, doch wohl ihm selbst. Bewies das nicht zu Weihnachten ein überaus herzliches Handschreiben des Alten? Darin wurde dem «jungen Freunde» gedankt, dass er dem Alten die ruhigsten Tage seiner langen Amtszeit verschafft habe. Der General war voller Zuversicht, das neue Jahr begann unter günstigen Vorzeichen.

Ihm war bekannt, dass die Schwierigkeiten innerhalb der NSDAP trotz

Strassers unerwartetem Rückzug andauerten. Da hatte etwa Goebbels in seiner Gauleitung die Gehälter abbauen müssen, um über den Jahreswechsel zu kommen. Er entwarf verzweifelte Pläne, um durch neue Erfolge die Thüringer Scharte auszuwetzen.

Jetzt hatten die Braunen beschlossen, alle Energie auf das winzige Ländchen Lippe zu richten, wo ganze 90'000 Stimmberechtigte am 15. Januar einen neuen Landtag wählen sollten. Das Unternehmen erschien lächerlich, es war von vornherein als eine neue Blamage abgestempelt. So wurde es auch von den demokratischen Blättern der Hauptstadt angesehen. Man wollte immerhin Reporter in die kleinen Orte am Teutoburger Wald schicken, wenn in den nächsten vierzehn Tagen Hitler und seine Paladine dort in Dorfgasthäusern losdonnern würden wie sonst in Massenversammlungen. Das müsste Stoff für amüsante Glossen geben.

Das *Morgenblatt* aber würde keinen eigenen Berichtersteller nach Lippe schicken.

Die Zeitung war nun tatsächlich in neue Hände übergegangen. Dr. Taschner steuerte einen noch vorsichtigeren Kurs und hatte sich von vielen bisherigen Redakteuren getrennt. Auch Helmut war zum Jahresende ausgeschieden. Er konnte höchstens noch hoffen, hier und da als freier Mitarbeiter beschäftigt zu werden, wenn er sich hinreichend farblos ausdrückte.

Seine Abende verbrachte er auch jetzt meist mit Barbara oder Radegast. Sie alle waren missgestimmt und tatenlos. Selbst Radegast war von der allgemeinen Unlust angesteckt; bis zum Frühjahr würde es so weitergehen, und, wer weiss, vielleicht kam es wahrhaftig zu einem Bündnis der Gewerkschaften mit Schleicher. Barbara zuckte bei solchen Äusserungen nur die Schultern und meinte:

«Ihr habt alle schon kapituliert.»

Helmut fühlte sich ihr gegenüber auf unklare Weise schuldig. Das bedrückte ihn und machte ihr Zusammensein oft unerfreulich. Er wusste nicht, wie er das ändern könnte. Tagsüber hockte er, aus alter Gewohnheit, stundenlang im *Café Adler* herum.

Dort boten zwei Kollegen von der *Täglichen Rundschau* ihm an, eine Autoreise nach Westdeutschland mitzumachen. So konnte er dem *Morgenblatt* ein paar Reportagen über den Lippeschen Wahlkampf anbieten, ohne Fahrtspesen zu verlangen. Er bekam den Auftrag.

Doch unterwegs änderte er seinen Plan.

Kurz vor Silvester hatte Goebbels seinem Tagebuch anvertraut:

«Es besteht die Möglichkeit, dass der Führer in einigen Tagen eine Unterredung mit Papen hat. Da eröffnet sich eine neue Chance ...»

Mit solchen Möglichkeiten wurde auch anderwärts gerechnet. Es war bezeichnend für die gesamte politische Lage, dass in diesen Wochen eigentlich nichts geheim blieb. Jede Gruppe hatte ihre Späher überall, viele wussten vieles, es war nur die Frage, was für Schlüsse sie daraus zogen.

Schleicher wurde von verschiedenen Seiten gewarnt, vor allem durch Hans Zehrer, mit dem er sich inzwischen wieder ausgesöhnt hatte. Am Kopf der *Täglichen Rundschau* stand seit dem 1. Januar neben den alten Parolen *Für sachliche Politik und deutsches Volkstum* ein neues, drittes Schlagwort: *Für christliche Kultur*. Zehrer zeichnete jetzt als Herausgeber. Allgemein galt das Blatt als offiziöse Stimme der Regierung.

Noch immer besoldete Zehrer's Redaktion insgeheim den bewussten SS-Mann aus Hitlers Leibwache. Durch ihn wurde bekannt, dass der Führer am 4. Januar unter strengster Tarnung nach Köln fahren und dort mit Papen Zusammentreffen werde – im Hause jenes Bankiers von Schröder.

Schleicher fand diese Information nicht allzu aufregend. An eine förmliche Verschwörung Papens mit Hitler glaubte er nicht recht. Immerhin, es war vielleicht ganz gut, wenn Zehrer die Begegnung durch seine Leute unauffällig überwachen liess.

So reisten die beiden Reporter los und nahmen Helmut Hagenow mit. Unterwegs machten sie vage Andeutungen über den Zweck ihrer Fahrt. Er fragte, und schliesslich weihten sie ihn ein.

Hatte er nicht im vergangenen Sommer zu den tätigsten Helfern gehört, als Schleicher der *Täglichen Rundschau* so plötzlich den Geldhahn abdrehte? Auf ihn war Verlass, er konnte ihnen sogar nützlich sein, sechs Augen sahen mehr als vier.

Statt sich im Lippischen absetzen zu lassen, fuhr er mit bis Köln. Dort kam am nächsten Tage Adolf Hitler an.

Dabei rollte ein ganzer Detektivfilm ab. Angeblich befand sich der Führer in Lippe, doch war er am Vorabend unauffällig verschwunden. Mit dem Zuge kam er frühmorgens in Bonn an. Von da ging es im bereitstehenden Wagen zunächst nach Bad Godesberg, wo Herr Dreesen, Besitzer des *Rheinhotels*, dem ihm wohlbekannten Gast ein Frühstück richten liess.

Dann setzten einige Begleiter sich in den offenen Wagen. Otto Dietrich, durch eine grosse Autobrille unkenntlich gemacht, nahm den üblichen Platz Hitlers neben dem Fahrer Julius Schreck ein. So fuhr man nach Köln, durch die ganze Stadt hindurch und wieder hinaus auf die Düsseldorfer Chaussee. Dort wurde nach ein paar Kilometern gehalten. Stundenlang warteten sie im kalten Regenwetter.

Hitler hatte inzwischen einen anderen, geschlossenen Wagen benutzt, gemeinsam mit Hess, Himmler und dem Ingenieur Keppler, einem seiner Wirtschaftsfachleute. So erreichte auch diese Gruppe Köln. Vor dem Hause des Herrn von Schröder wurde gehalten. Alle begaben sich hinein, völlig unbeachtet, wie sie glaubten.

Zuerst sprach Hitler mit dem Hausherrn. Das Thema lag auf der Hand: Was hatte der Führer einer Partei, die in Geldnöten steckte, wohl mit einem Bankier zu reden, der als Gesinnungsfreund erprobt war?

Gegen Mittag erschien Papen, in heller Aufregung. Als *er vor* dem Hause aus einem Taxi stieg, war er fotografiert worden; von irgendeinem Detektiv oder Agenten, zweifellos im Auftrage Schleichers, wie er sogleich argwöhnte. Nun war nichts mehr zu ändern, man war einmal zusammen, die Besprechung begann, von der Papen in seinen Memoiren nach vielen Jahren schreiben würde, sie habe ihm «mehr Ungelegenheiten bereitet als sonst irgend etwas im Leben».

Jetzt freilich war er bald wieder bester Laune. Die anderen hatten sich diskret zurückgezogen, er sass Hitler in Schröders Arbeitszimmer allein gegenüber und entwickelte seine Pläne. Um sich an Schleicher zu rächen, war er entschlossen, Hitler an die Regierung zu bringen. Ein Hindernis musste überwunden werden: die Abneigung Hindenburgs gegen den Volkstribunen. Dafür hatte Papen sich eine neue Taktik zurechtgelegt. Hitler sollte erst einmal auf die immer wieder geforderte Kanzlerschaft verzichten; aber er würde auch niemanden über sich haben. Es sollte überhaupt keinen Reichskanzler mehr geben, sondern ein Duumvirat, etwas in Deutschland noch nie Dagewesenes.

Nun beging Papen einen Fehler, der beinahe alles zum Scheitern brachte. Er erläuterte dem Halbgebildeten aus Braunau hilfreich das Wort Duumvirat, das die gleichberechtigte Herrschaft zweier Männer bedeute, ähnlich wie bei den alten Römern, wo es stets zwei Konsuln gab.

Hitler zuckte zusammen. Es kränkte ihn bitter, dass an seinem historischen Wissen gezweifelt wurde. Doch schluckte er die Wut herunter, es stand zu viel auf dem Spiel. Eines Tages würde er es dem hochmütigen Herrn Baron schon heimzahlen.

Selbstverständlich sollte, nach Papens Vorschlag, Hitler einer der Duumviren sein. Der andere aber? Kein Zweifel, dass er an sich selbst dachte, wenn er das später auch lebhaft abstreiten würde. Indessen, der ganze Plan fiel gleich unter den Tisch, weil Hitler hartnäckig die alleinige Führung der Regierung für sich forderte. Bald merkte er, dass diesmal bei seinem Partner kein allzu starker Widerstand mehr zu überwinden war. Als Verschworene beendeten sie das Gespräch; die Ereignisse der nächsten Wochen bewiesen das.

Alle assen noch gemeinsam, dann wurde aufgebrochen. Als Hitler und Papen beim Verlassen des Hauses sich die Hände schüttelten, wurden sie abermals fotografiert.

Helmut und seine beiden Verbündeten konnten mit dem Erfolg ihrer Fahrt zufrieden sein.

Auf der windigen Düsseldorfer Landstrasse traf Hitler bald darauf seine wartenden Getreuen und stieg in den eigenen offenen Wagen um, der ihn schleunigst nach Lippe in den Wahlkampf zurückbringen sollte. Er war in denkbar bester Stimmung. Dr. Dietrich spürte, dass der Führer mit dem Erfolg seines geheimnisvollen Abstechers ausserordentlich zufrieden war. Goebbels aber schrieb, durch seinen Meister über alles informiert, klipp und klar nieder.

«Wenn dieser Coup gelingt, dann sind wir nicht mehr weit von der Macht entfernt.»

Es war also ein Coup. Und niemand konnte sich darüber täuschen, was er bezweckte. Überdies blieb das Geheimnis keine vierundzwanzig Stunden gewahrt.

Vor Schleicher lagen die Schnappschüsse aus Köln. Papen ahnte das. Da nichts mehr zu verbergen war, richtete er eilends einen Brief an den Kanzler, in dem er alles als gänzlich harmlos erklären wollte. Er habe, meinte er, den Nazi-führer zufällig getroffen, auf einer Reise zu seiner eigenen Mutter.

Die *Tägliche Rundschau* erschien am 5. Januar mit der Schlagzeile:

HITLER UND PAPEN GEGEN SCHLEICHER!

Das Geheimnis von Köln wurde gelüftet und folgendermassen kommentiert: «Papens Ehrgeiz benutzt jetzt Hindenburgs Sohn. – Hinzu kommt das Misstrauen gewisser Wirtschaftskreise um Hugenberg gegen Schleicher. – Die Gegnerschaft gegen ihn bildet anscheinend die Brücke, auf der man den Weg zu Hitler fand.»

Das stimmte aufs Haar. Offenbar konnte der General einer Auseinandersetzung nicht mehr ausweichen. Zwischen ihm und dem früheren Freunde herrschte offener Krieg. Die Presse übernahm in grosser Aufmachung die Sensation des Tages.

Nun gab auch Papen seine Darstellung an die Zeitungen. Und zum Überfluss liess Hitler eine eigene, verärgerte und deshalb aufschlussreiche Erklärung vom Stapel. Im *Völkischen Beobachter*, dem Parteiblatt, das seit dem 1. Januar eine besondere norddeutsche Ausgabe in Berlin herausbrachte, hiess es: Wenn jemand behauptete, der Führer habe seine Partei an die Wirtschaft verraten, dann sei das erstunken und erlogen!

Wahrhaftig, nun war eigentlich gar nichts mehr rätselhaft und dunkel.

Auch stiess die *Tägliche Rundschau* immer wieder nach. Am 7. Januar sprach das Blatt von einer «grauen Front» der Frondeure von rechts gegen den Kanzler. Am nächsten Tage überschrieb Hans Zehrer seinen Leitartikel:

POLITIK OHNE CHARAKTER!

Es sah so aus, als sei der «Coup» misslungen, der Plan Papens verpufft, die Gefahr gebannt.

Helmut Hagenow glaubte mit einigem Stolz, für ein paar Stunden im Mittelpunkt der Ereignisse gestanden zu haben. Doch im *Morgenblatt* interessierte man sich nicht für seinen schwungvollen Bericht über die Affäre von Köln. Hier hielt man sich an Papens Version.

Die nächste kalte Dusche bekam er von Radegast. Der Setzer fand, das Geplänkel der hohen Herren sei unwichtig. Zum hundertsten Male belehrte er seinen jungen Freund über die allein wesentliche Rolle der Massen.

«Und wenn diese Masse sich nicht rührt, sondern untätig beiseite steht?» fragte Helmut ärgerlich.

«Dann war die Situation eben doch noch nicht reif.»

Es schien dem Jüngeren, als sei das eine verflucht lasche Auslegung der Dinge. Er begleitete den Alten in sein SPD-Lokal und erlebte dort eine Diskussion, die ihn tief enttäuschte.

Einige Genossen traten dafür ein, sich nun endlich mit den Kommunisten zu verbünden. Wilder Widerspruch erhob sich:

«Kommt nicht in Frage!»

«Die wollen ja, dass Hitler an die Macht kommt!»

«Bündnis mit unseren Todfeinden? Unmöglich!»

«Aber mit dem General wollt ihr gehen!» murrte einer.

«Sicher. Er bietet uns, über die Gewerkschaften, immerhin einen Teil der Macht an.»

«Genau wie dem Strasser! Und dem Kronprinzen! Das ist doch alles nur Bluff.»

«Ausserdem ist und bleibt er ein General. Im Ausland verhandelt er über Rüstungsgleichheit. Mit so einem Zusammengehen?»

Radegast meinte bedächtig:

«Wir können abwarten. Eins ist doch ziemlich klar: Hitler kommt nun nicht mehr.»

«Na, na ...»

Jemand fragte ironisch, ob der Alte zuviel in der *Frankfurter Zeitung* gelesen habe. Das alte bürgerliche Demokratenblatt nämlich verkündete seit Jahresbeginn, Deutschland sei jetzt über den Berg.

Enttäuscht ging Helmut heim. Diese da würden gar nichts tun, das war deutlich.

Barbara sah er erst ein paar Tage später. Sie bestärkte ihn in seinen Zweifeln. Nach ihrer Meinung war die Hitlergefahr keineswegs vorüber. Aber vielleicht bestand die Möglichkeit, sie jetzt ein für allemal zu bannen? Dazu müssten sich alle Gutwilligen und Klarblickenden resolut zusammenschliessen und handeln.

«Wie stellen Sie sich das vor?»

«Kann ich nicht sagen. Jedenfalls dürfte es kein Paktieren mit dem Überlebten, dem Gewesenen geben. Auch nicht mit Schleicher.»

«Warum nicht? Wenn ich ins Wasser falle, greife ich nach jeder Hand, ohne lange nach dem Charakter des Helfers zu fragen.»

«Und wenn er nicht hilft, sondern einem auf den Kopf tritt?»

«Selbst dann kann ich mich noch an seinen Fuss klammern.»

«Hm ... Ein hübsches Bild für Opportunismus um jeden Preis.»

Er ärgerte sich:

«Schlagen Sie etwas Besseres vor! Sollen wir auf die Barrikaden gehen? Wer ist das: Wir? Und gegen was, für was sollen wir kämpfen? Das schlimme ist doch, dass wir gar nichts tun können. Es wurstelt sich alles so hin.»

Sie suchte das letzte Heft der *Weltbühne* heraus und zeigte ihm Ossietzkys Leitartikel. Da wurde gefordert, alle linken Kräfte sollten sich gegen die verschiedenen Drohungen der Reaktion zusammenschliessen, auch über die Köpfe der Parteibürokratien hinweg. Das richtete sich an Kommunisten, Sozialdemokraten und radikale Liberale gleichermaßen.

«Mir kommt das vernünftig vor – also möglich!» rief sie.

Er bewunderte sie für ihren Schwung, den er nicht zu teilen vermochte.

Aber er konnte ja einmal eine Darstellung seiner Kölner Erlebnisse mitsamt der nötigen Nutzenanwendung ausarbeiten und Ossietzky anbieten.

Darüber verging eine Reihe von Tagen. Da er bisher wenig Gelegenheit gehabt hatte, sich an grossen Themen zu versuchen, überschätzte er die Bedeutung seiner bescheidenen Kenntnisse und vergass, dass sie längst nicht mehr aktuell waren.

Inzwischen hatte schon die Wahl in Lippe stattgefunden. Sie brachte Hitler einen unzweideutigen Erfolg. Goebbels schlachtete ihn nach Kräften aus. Und die unsichere deutsche Öffentlichkeit fiel auf das Triumphgeschrei der Braunen herein. Dabei half die rechtsbürgerliche Presse kräftig nach, vor allem Hugenbergs Materndienst, der jetzt wieder Vorspanndienste für Hitler leistete. Die allgemeine Meinung schlug um – vielleicht war es doch voreilig gewesen, mit dem unaufhaltsamen Rückgang der NSDAP zu rechnen?

Als Helmut zu Ossietzky kam, feilte der kleine kränkliche Mann in dichtem Zigarettenqualm und bei mörderisch starkem Kaffee am nächsten Leitartikel. Sieben Monate Haft hatten ihn ein wenig angegriffen, doch sein Wille zum Widerstand war ungebrochen – zum Widerstand gegen jede Form der ungesetzlichen Herrschaft. Also auch gegen Schleicher, dessen Regierung er keine lange Lebensdauer mehr gab:

«Er schwimmt schon ums Leben. Das beweisen seine sinnlosen Rettungsversuche: Den abgetakelten Strasser hat er dieser Tage zu Hindenburg geschleppt! Mit Otto Braun verhandelt er, der in seiner eigenen SPD keinen Rückhalt mehr hat. Nein – der Intrigant Schleicher wird bald den Intrigen der Papen und Oskar Hindenburg erliegen.»

«Und dann?»

«Kommt vermutlich wieder Papen, mit Hitler gemeinsam. Wer dabei den andern an die Wand drückt, wird sich zeigen.»

Helmut verzichtete darauf, seine verspätete Analyse der Kölner Vorgänge anzubieten. Er fragte zaghaft, wie man sich überhaupt nützlich machen könne.

Ossietzky lächelte skeptisch:

«In unserm Lande ist die linke, die freie Intelligenz in einer üblen Lage. Die übergrosse Mehrheit der sogenannten geistigen Berufe hat sich verkauft – an die Macht, die frühere, oder die, welche nun bald kommt.»

«Hitler ... Sie rechnen mit seinem Sieg?»

«Wer will ihn aufhalten?» Lange zog Ossietzky an seiner Zigarette, wurde dann wieder lebhaft: «Frühzeitiger hätte etwas geschehen müssen. Ich selbst gehöre keiner Partei an, war immer stolz darauf. Heute frage ich mich, ob das nicht verkehrt war.»

«Soll man sich der SPD anschliessen, der KPD?»

«Zu spät. Wir hätten vor zehn Jahren beginnen müssen, die starke Linke zu bilden. Jetzt können wir uns nur darauf vorbereiten, die – grossen Zeiten zu überstehen, die unweigerlich über uns kommen werden ...»

Ossietzky brach ab, er hatte zu tun. Vielleicht würde man sich einmal im Schriftstellerverband sehen, dessen Berliner Gruppe jetzt recht lebendig sei.

«Dort wenigstens gibt es noch Auseinandersetzungen zwischen allen Richtungen – bis zu Herrn Walter Bloem von den Nazis hin!»

Helmut notierte, dass in den Kammersälen, Teltower Strasse, am übernächsten Montag eine Zusammenkunft stattfände. Dann ging er, recht niedergeschlagen vom kargen Ergebnis eines Besuchs, auf den er grosse Hoffnungen gesetzt hatte.

Welcher Teufel hatte ihn geritten, sich ins Labyrinth der Politik zu wagen? Es gab wichtigere Dinge. Barbara war ihm näher als Hitler oder Schleicher. Aber gerade Barbara würde ihn fragen, wie es bei Ossietzky gewesen sei. Er nahm sich vor, ihr in den nächsten Tagen nach Möglichkeit auszuweichen.

Doch Barbara lud ihn überraschend ein, an einer kleinen Feier teilzunehmen. Der Anlass war die Beendigung eines grösseren Auftrages; sie hatte das Reisebüro eines südlichen Landes Unter den Linden eingerichtet, dessen Leiter ihr in der alten Weinstube Habel ein Essen gab. Der dunkeläugige, sehr mittelmeerische Herr versprach sich davon offenbar eine Annäherung an die von

ihm umworbene junge Innenarchitektin. Barbara durchschaute die Absicht und fragte in letzter Minute, ob sie ihren Verlobten mitbringen dürfe. Diese Rolle hatte sie Helmut zgedacht. In übermütiger Stimmung, die er bei ihr noch nie erlebt hatte, malte sie sich das kleine Spiel im Vorhinein aus, riss ihn mit zu munterer Laune, und so wurde dann alles auch aufs heiterste durchgeführt.

Der Gastgeber machte gute Miene dazu. Er hatte, wie sich herausstellte, mit einem ausdauernden Zusammensein gerechnet und sogar zwei Karten für die Oper besorgt, aber nun die Lust verloren. Er entschuldigte sich mit Geschäften und bot die Billetts den beiden an. So waren sie für den Rest des Tages allein miteinander und bummelten durch die Innenstadt, um die Zeit hinzubringen.

Es war an diesem 22. Januar bitterkalt. Wieder einmal marschierte die SA, diesmal zum Bülowplatz, wo die KPD ihr Hauptquartier hatte. Die frierenden Braunhemden machten einen recht kläglichen Eindruck, zumal sie durch ein grosses Polizeiaufgebot zu Fuss, zu Pferd und in Überfallwagen begleitet oder vielmehr bewacht wurden. Es kam zu keinen Zwischenfällen. Der Anblick dieser kümmerlichen Demonstration erinnerte die beiden Spaziergänger unweigerlich wieder daran, in welcher Zeit sie lebten. Nachher im Café Kranzler kamen sie wieder ins Politisieren. Helmut entdeckte, dass seine Begleiterin das fruchtlose Murren und Aufbegehren ebenso satt hatte wie er selber. Sie stimmten auch darin überein, dass sie bei solch einem Eingeständnis ein schlechtes Gewissen hatten.

Barbara sagte:

«Wir versäumen unser Leben – in lauter Erwartung sogenannter grosser Erlebnisse.»

«Ausserdem», sagte er, «sind wir im Grunde nicht dafür verantwortlich, dass unsere Eltern uns eine ungeordnete Welt hinterlassen haben.»

«Dasselbe könnten unsere Kinder von uns sagen», lachte sie.

«Was könnten wir dagegen tun, ausser zu nörgeln – und ihnen unsere Nörgelei weiterzugeben?»

«Zum Beispiel: jeder bei sich selbst anfangen.» Sie wendete sich ihm zu und blickte ihn herausfordernd an: «Nimm dich zum Beispiel. Deine ganze Arbeit ist ein einziges Ausweichen, ein Provisorium. Dir fehlt jeder Plan. Und – verzeih – es fehlen wohl auch die nötigen Grundlagen.»

«Zweifellos. Wie soll ich das ändern?»

«Du könntest noch studieren.»

«Bisschen spät, mit bald dreissig.»

«Das ist heute kein Ausnahmefall.»

«Hm... Und wovon leben? Mein Vater würde nicht schlecht staunen, wenn ich...»

«Unsinn! Du kannst ja trotzdem Weiterarbeiten. Ausserdem gibt es noch eine andere Möglichkeit...» Sie unterbrach sich, gab sich dann einen Ruck und

sprach es gelassen aus: «Zum Beispiel – könnten wir uns zusammentun. Ich verdiene ja nicht schlecht.»

«Das sind ja tolle Zukunftspläne!» lachte er beklommen.

Sie wurde ärgerlich:

«Darf ich sie etwa nicht aussprechen – so wie die Dinge nun mal liegen? Gefällt dir das vielleicht nicht?»

«Doch!» rief er. «Sogar sehr, Barbara!»

Sie sah ihn lange an, fragte dann tonlos:

«Ist das – etwa gar offiziell?»

Er nickte stumm. Plötzlich strahlte sie, zog ihn ausgelassen zu sich heran und gab ihm einen Kuss.

Dann war es Zeit fürs Theater.

Es wurde an diesem Abend eine selten gespielte Wagneroper gegeben: *Das Liebesverbot*. Barbara nahm Helmut's Arm und zog ihn lächelnd an sich:

«Der Titel ist fast allzu passend für uns – oder? Im übrigen mache ich mir nichts aus Wagner.»

«Ich verabscheue ihn geradezu.»

«Gott sei Dank! Endlich so was wie eine Übereinstimmung zwischen uns!» neckte sie ihn.

In der Pause raunten ringsum im Parkett die Leute und schauten nach der Regierungsloge. Helmut erläuterte Barbara:

«Da ist Hindenburgs Sohn. Und Meissner, der Staatssekretär – der massive Herr mit den Schmissen. Na, es sieht nicht so aus, als würde heute Abend etwas über unser Schicksal beschlossen. Wir sind gerechtfertigt. Die hohen Herren privatisieren auch.»

Doch Helmut irrte sich.

Kaum nämlich war es wieder dunkel geworden, als die beiden Gestalten in der Loge sich erhoben. Ihre Damen blieben, offenbar auf Verabredung, ruhig auf ihren Plätzen.

Die beiden verschwanden unbemerkt und bestiegen draussen ein Taxi, das sie nach Schmargendorf brachte.

In einer Villa an der Lcntzeallee wurden sie bereits erwartet. An der Einfahrt las man auf einem Metallschild das seltsame Wort *Impogroma*. Dieser Name kennzeichnete in der Champagner- und Kognakbranche den Import grosser Marken.

Der Hausherr hiess Joachim von Ribbentrop. Seinen Adel führte er erst seit einigen Jahren.

Aufgewachsen als Sohn eines bürgerlichen Offiziers und einer Engländerin, lebte er vor 1914 jahrelang in Kanada. Bei Kriegsausbruch gelang ihm das Wagnis der Heimkehr. Er wurde Offizier. Nach 1919 ergriff er den standesgemässen Beruf eines Sektvertreter's, wobei er gegenüber adligen Kollegen

spürbar im Nachteil war. Noch ärgerlicher empfand er dieses Manko, als er sich um die Tochter des altrenommierten Sekthauses Henkell bewarb. Dort legte man Wert auf einen Schwiegersohn von Adel. In solchem Falle liess man sich nicht selten adoptieren, auch der junge Herr Ribbentrop tat das.

Dabei entwickelte er ein besonderes Geschick, indem er ein älteres Fräulein auftrieb, das seinen eignen Namen trug mitsamt dem begehrten Adelsprädikat. Sie lebte in Naumburg. Er begann sie förmlich zu belagern, wobei er sich Dritten gegenüber als ihr Neffe ausgab. In Wahrheit handelte es sich um zufällige Namensgleichheit. Seine Beharrlichkeit siegte, tatsächlich nahm ihn die Dame schliesslich an Sohnes Statt an, ohne dafür das sonst übliche Entgelt zu fordern. Um endlich Ruhe vor dem Nichtsnutz zu haben – wie sie verwunderten Freunden erklärte.

Nun war die Bahn frei, er heiratete Anna Henkell, zog nach Berlin und wurde in den nächsten Jahren recht wohlhabend. Gleich anderen etwas faden und törichten Männern glaubte der eitle Ribbentrop sich zu Höherem berufen. Er begann, sich mit Politik zu befassen, wozu vielleicht die Tatsache den Anstoss gab, dass er über seine Mutter entfernt mit jenem Oswald Mosley verwandt war, der in England ab und zu ebenso lärmende wie erfolglose faschistische Exzesse startete. In Deutschland waren die Chancen wesentlich besser.

Ribbentrop lernte Hitler kennen, trat 1932 in die Partei ein und spielte sogleich eine Rolle als Experte für die angelsächsische Welt. Der Führer fand Gefallen an dem anscheinend welterfahrenen Mann, der ihm devot nach dem Munde redete und ihn im Glauben an seine primitive Politik der Gewalt bestärkte. Wie es scheint, wurde der Sektreisende schon damals einer der wenigen Vertrauten, denen Hitler das ganze Ausmass seiner mörderischen Pläne anvertraute.

Vorerst aber bot sich die Villa Ribbentrop als neutraler Ort für diskrete Verhandlungen mit den Männern der herrschenden Schicht an, die Hitler auf seinen Leim locken wollte. Und so trafen an diesem Abend der Präsidentensohn und der Präsidentenberater dort auf Hitler und Göring, die sicherheits halber durch die Garageneinfahrt eingelassen wurden. Bald danach erschien auch der unvermeidliche Papen.

Er setzte sich mit Göring zusammen und beriet mit ihm, jetzt schon ganz offen, wie die kommende gemeinsame Regierung aussehen sollte.

Auch Hugenberg war endlich dafür gewonnen. Schleicher hatte den Fehler begangen, ihn abzuweisen, als er anbot, in das jetzige Kabinett einzutreten. Göring lachte breit:

«Kann ja auch nicht, der Schleicher! Der rechnet doch immer noch mit den Gewerkschaften, und auf die wirkt der Silberfuchs wie das rote Tuch.»

Die Harzburger Front schien sich an diesem Abend von neuem zusammenzufinden. Göring spielte den zurückhaltenden Realpolitiker und erklärte,

seine Partei wolle ausser den Kanzlerposten für Hitler nur zwei weitere Minister. Als Papen staunte, erklärte er mit biederem Augenaufschlag:

«Sie sehen, wir sind gar nicht so machtgierig.»

Nebenan sprachen Hitler und der Präsidentensohn unter vier Augen.

Hier ging es wohl weniger humorig zu. Hitler erreichte alles, was er wollte. Mit welchen Methoden, das blieb ein Geheimnis. Später wurde immer wieder vermutet, Oskar von Hindenburg sei erpresst worden. Er selber bestritt das stets. Die Möglichkeit dazu bestand zweifellos, da Hitler Kenntnis hatte von einigen damals noch ziemlich unbekanntem und für das Haus Hindenburg recht belastenden Tatsachen.

Gut Neudeck war mit Staatsmitteln saniert und durch eine bedenkliche Manipulation schon bei Lebzeiten des Alten auf den Sohn überschrieben worden, um die Erbschaftssteuer zu sparen. Solche Umgehung des Gesetzes war beim ersten Mann des Reiches immerhin auffallend.

Oskar von Hindenburg war nicht dieser Ansicht und würde noch zwanzig Jahre später jeden unerlaubten Zusammenhang nachdrücklich abstreiten. Ja, er würde beteuern, er habe seinem Vater von dem ganzen Gespräch mit Hitler überhaupt nichts berichtet.

Wenn das stimmte, war es doppelte Pflichtverletzung: des Adjutanten und des Sohnes. Aber stimmte es?

Meissner jedenfalls bekundete nachmals wiederholt eine Äusserung des Obersten von Hindenburg, die zumindest beweist, dass dieser seine Meinung über Hitler an diesem Abend recht plötzlich änderte. Bisher hatte er ihn, genau wie sein Vater, als untragbar für die Führung des Reiches angesehen. Doch nun, während der gemeinsamen nächtlichen Heimfahrt, sagte er düster zu seinem Begleiter Meissner:

«Ich fürchte, wir werden um diesen Hitler nicht herumkommen.»

Geheim blieb auch das Treffen im Hause Ribbentrop nicht. Am andern Morgen fragte Schleicher ironisch am Telefon, wie es Meissner gestern Abend bei dem Sektreisenden geschmeckt habe.

Der Nachrichtendienst des Kanzlers, sei es nun der militärische oder der journalistische, hatte noch einmal geklappt. Und jetzt wurde es offenbar höchste Zeit für ihn, zu handeln. Denn er war in Zeitdruck. Am 31. Januar sollte der Reichstag zusammentreten, in dem es für ihn keine Mehrheit geben konnte.

Die Woche verging, die Zeitungen waren voll von immer neuen Kombinationen. Dann verbreitete sich ein Gerücht: der Kanzler habe von Hindenburg ausserordentliche Sondervollmachten verlangt, um den Staatsnotstand zu erklären und ohne Parlament weiterzuregieren. Doch sei er mit solchen Forderungen abgewiesen worden.

Tatsächlich hatte zwei Stunden lang ein Gespräch über derartige und andere Pläne stattgefunden. Vielleicht hatte Schleicher selbst die Nachricht lanciert?

Wollte er die noch ungefestigte Front Papen-Hugenberg-Hitler unter Druck setzen? Hoffte er gar, SPD und Zentrum würden ihn entschiedener unterstützen, um solch einem Ausnahmezustand zu entgehen? Dann waren beide Berechnungen falsch. Die Rechte schloss sich nun um so rascher zusammen. Und demokratische Parteiführer erschienen beim Marschall und warteten ihn ernst vor allen etwaigen Staatsstreichplänen.

Papen aber unterrichtete das Haus Hindenburg über den günstigen Stand der Verhandlungen, die er nun seit Wochen eifrig betrieb. Diesmal würde es gelingen, Hitler so fest an die Leine zu legen, dass er keine Extratouren reiten könne. Eine Regierung, gestützt auf Deutschnationale und NSDAP, würde noch die eine oder andere Gruppe der Mitte zu sich herüberziehen und so eine Mehrheit in diesem Reichstag bekommen – ohne neue Wahlen, die Hindenburg verabscheute.

Nur zu gern liess der Alte sich von Papen und von seinem Sohn ein gutes Gewissen sozusagen einimpfen. Als Schleicher sich neuerdings beim Präsidenten meldete, war im Grunde schon alles gegen ihn entschieden.

Dieses letzte Gespräch fand am 28. Januar statt, einem Sonnabend.

Schleicher erbat die gleiche Vollmacht zur eventuellen Reichstagsauflösung, die Papen im September gehabt hatte. Sie wurde ihm verweigert, und Hindenburgs Begründung liess sich schwer widerlegen: Schleicher wolle also dieselbe Methode anwenden, die er seinem Vorgänger als schweren Fehler angekreidet habe? Dazu sei er schliesslich nicht ernannt worden! Oder sehe er irgendeine Chance, die Parlamentsmehrheit hinter sich zu bekommen?

Das war offener Hohn. Mit Mühe hielt Schleicher an sich und erklärte, an irgendeine Mehrheit sei nicht zu denken. Jetzt nicht – und ebensowenig nach einer Neuwahl. Daher müsse er entschieden darauf dringen, an die Spitze einer vom Parlament unabhängigen, durch das Vertrauen des Präsidenten allein getragenen Regierung gestellt zu werden.

Hindenburg schüttelte besorgt den Kopf:

«Das wäre der Bürgerkrieg – ich bin zu alt dafür.»

Nun gab es keine andere Antwort mehr als das Angebot des Rücktritts. Es wurde angenommen.

Kaum war Schleicher fort, erhielt Papen den formellen Auftrag, über eine neue Regierungsbildung zu verhandeln.

Er war am Ziel.

An diesem Sonnabend fand in den Festsälen des Zoologischen Gartens der traditionelle Presseball statt.

Werner Grautz besuchte ihn gemeinsam mit Oberleutnant von Peters und dessen Frau. Zum erstenmal erlebte er diese Parade der grossen Gesellschaft, in die aufgenommen zu werden er noch immer heiss begehrte. Das Bild war nicht ganz so prächtig wie in manchem vergangenen Jahr. Viele Berühmtheiten von Politik, Kunst und Film waren nicht erschienen. Leer blieb auch die Regierungsloge.

In vorgerückter Stunde erst tauchten dort zwei Herren im Frack auf: Reichskanzler Schleicher und sein Freund Oberst von Bredow, Chef des Ministeramtes im Wehrministerium. Fritz von Peters machte im Vorübergehen seine Reverenz, die von Schleicher nur flüchtig erwidert wurde.

Wenige Minuten später, kurz nach Mitternacht, verbreitete sich mit Windeseile überall die Kunde, soeben habe der Rundfunk den Rücktritt Schleichers bekanntgegeben; Papen sei mit der Regierungsbildung beauftragt.

Nun drängte alles zur Loge hin, neugierig starrte die Menge auf die beiden einsamen Männer. Da erhob Schleicher sein Glas, es wurde still, er rief mit unbewegter Miene in den Saal:

«Na, denn prost, meine Damen und Herren!»

Er trank aus. Beide verliessen das Fest.

Peters war tief betroffen. Er hatte wohl von den Schwierigkeiten der letzten Wochen manches bemerkt. Dass es so kommen musste, ahnte er nicht.

Ebenso verwirrt war Werner. Was war das gewesen: die grosse Geste eines guten Verlierers – oder der Zynismus des Spielers, der noch nicht aufgegeben hatte? So fragte er den Freund. Doch Peters blieb einsilbig und erklärte, als sie dann bald aufbrachen, er werde natürlich morgen früh ins Amt gehen und versuchen, mehr zu erfahren.

Den Sonntag verbrachte Werner mit seiner Mutter im Gespräch über Zukunftspläne. Durch ein Immobilienbüro hatte er Bescheid bekommen, dass er am 1. April eine der drei kleinen Wohnungen beziehen könne, die durch Aufteilung der Unscheinschen Etage entstehen sollten. Der Papierladen stand vor dem Verkauf, endlich konnte alles nach Wunsch geordnet werden.

Gegen Abend läutete es Sturm. Mit hochrotem Kopf erschien Sanitätsrat Brake und bat den Bundesbruder zu sich. Schon auf der Treppe fragte er flüsternd: «Weisst du irgendwas von Fritz?»

Oben wartete dessen Frau in lebhafter Sorge. Ihr Mann war morgens in die Bendlerstrasse gefahren und nicht wiedergekommen. Am Telefon war er unerreichbar.

«Und wir können uns denken, weshalb!» rief Brake. Die junge Frau winkte ihm unwillig, zu schweigen, doch der Arzt war nun in Fahrt: «Ach was! Die

halbe Stadt spricht schon davon! Es ist schrecklich.» Da erst bemerkte er Werners verständnislose Miene: «Die Reichswehr ist alarmiert! Die Potsdamer Garnison marschiert auf Berlin! Schleicher will Hindenburg festnehmen!»

«Das – ist doch unmöglich!»

Werner stand schon am Telefon:

«Ich frage im Verlag nach.»

Dort kannte man das Gerücht gleichfalls, konnte aber nicht sagen, was daran wahr sei.

Es war nur ein Gerücht, ein tolles, unglaubhaftes Gerücht. Aber viele glaubten es – und viele wollten es glauben.

Und es gab ein paar Leute, die es anfachten und absichtsvoll lenkten.

Ganz aus dem Nichts entsteht so etwas niemals. Ein Rätsel blieb nur, wie das Gerücht sich ausbreiten konnte.

Dies war der erste Anstoss: Schleicher beriet sich am Sonntagvormittag mit Bredow und dem Armeechef, General von Hammerstein. Sie waren besorgt, weil sie erfahren hatten: Ohne Wissen Schleichers hatte Hindenburgs Kanzlei nach Genf telegraphiert und den General Werner von Blomberg dringend nach Berlin beordert. Der war zurzeit Sachverständiger bei den Rüstungsverhandlungen, sonst Wehrkreiskommandeur in Königsberg.

Es war die Person Blombergs, die den drei Männern Bedenken machte. Äusserlich ein Siegfried, blond und hochgewachsen, galt er bei Kameraden als ebenso weich wie geltungssüchtig – eine fatale Mischung. Zudem wurden ihm und seinem Stabschef Reichenau Neigungen zum Nationalsozialismus nachgesagt, seit der Divisionspfarrer Ludwig Müller ihn mit Hitler bekannt gemacht hatte. Mit Hindenburg war der General aus Ostpreussen besonders vertraut. Es war also ziemlich klar, was das Telegramm bedeutete. Hammerstein hielt es für einen Schachzug Papens und sprach offen aus, dass die Armee nun eingreifen, den Reichsnotstand erklären und schlimmstenfalls den Präsidenten in Ehrenhaft nehmen müsse. Damit wollte er nicht etwa eine Kanzlerschaft Hitlers gewaltsam verhindern; ihm war vielmehr, gleich anderen hohen Offizieren, der Gedanke unerträglich, dass Papen noch einmal von Hindenburgs Gnaden gegen 93 Prozent des Volkes regieren könnte. Hitler an die Macht – aber unter Kontrolle der Reichswehr: das war seine Absicht. Schleicher lehnte entrüstet die Idee ab, den Marschall zu arretieren.

«Das können wir dem alten Herrn nicht antun! Und alle Welt würde uns dafür verachten.»

Eine einzige Massnahme ordnete er an: Ein Adjutant sollte Montag früh Blomberg auf dem Bahnhof abfangen und sogleich zu ihm bringen.

Das war alles.

Wahrhaftig nicht das Verhalten eines Putschisten.

Hammerstein blieb unzufrieden. Vielleicht war ihm das anzumerken, als er kurz darauf im Ministerium jenen Obersten von Reichenau traf, Blombergs Adjutanten.

Was tat der in Berlin? Der Argwohn des Generals war von neuem erwacht. Er handelte auf eigene Faust.

Zunächst begab er sich kurz entschlossen zu Hindenburg. Dort trug er die Bedenken der Armee gegen Schleichers Entlassung vor. Diese völlig unpreussische Art der Beschwerde missfiel dem Feldmarschall heftig. Er brummte, der General solle sich lieber um die Ausbildung seiner Truppe kümmern statt um Politik. Beim Oderübergang, im Herbstmanöver, habe verschiedenes ganz und gar nicht geklappt.

Hammerstein ging verärgert und nun erst recht entschlossen, etwas zu riskieren. Im Hause jener Frau Bechstein, die Hitler seit Jahren protegierte, traf er den Naziführer. Lebhaft warnte er ihn vor der Heimtücke Papens, der möglicherweise alle gegeneinander ausspielen wolle. Das machte kaum Eindruck auf Hitler, der eins nun genau spürte: Die Führung der Reichswehr war unsicher! Diese einzige gefährliche Gegnerin brauchte man nicht mehr zu fürchten. Schleunigst fuhr er zu Goebbels, um die nächsten, die letzten Schachzüge zu beraten.

Hammerstein indessen liess sich bei dem Reitturnier sehen, das aus Anlass der *Grünen Woche* stattfand. Dort traf er Meissner, einen begeisterten Pferdefreund. Franz von Papen aber, der alte Reiter, fehlte. Er hatte Wichtigeres zu tun.

Bei ihm gingen die Ministerkandidaten aus und ein.

Er hatte sich damit abgefunden, dass Hitler Kanzler werden musste. Nun, man würde eben den bedrohlichen Volkstribunen mit zuverlässigen, konservativen Männern dicht umstellen.

Papen selbst würde Vizekanzler und Staatskommissar für Preussen sein, Hugenberg Wirtschaft, Ernährung und Landwirtschaft in seiner Hand vereinen, als unüberwindliche Bastion gegen etwaige sozialistische Experimente der Nazis.

Auch die anderen Fachminister sollten Deutschnationale sein. Nur zwei Nazis sässen dann neben Hitler im Kabinett: Frick im Innenministerium, das nie eine grosse Rolle spielte, und Göring in einem neu zu gründenden Luftfahrtministerium, dem rechten Tummelplatz für sein Geltungsbedürfnis. Ihn übrigens gedachte Papen grossmütig zu seinem Stellvertreter in Preussen zu machen. Eine nette kleine Zugabe, so dachte sich's der Plänemacher. Was vermochten drei Nazis gegen sieben Konservative? Ja, und da war ja auch noch Schleicher! Dass der Wehrminister bliebe, hielt Papen für sicher.

Nicht einmal ihm, dem eifrigsten Diener, hatten die beiden Hindenburgs verraten, was das Telegramm an Blomberg bezweckte.

Während eines Kaffeestündchens bei Goebbels am Reichskanzlerplatz traf Hitler seine letzten Entscheidungen.

Hier tauchte, erwartet oder unerwartet, auch Werner von Alvensleben auf, der emsige Zuträger. Wichtigsterisch erörterte er:

«Wenn nun am Ende Hindenburgs Umgebung doch nur Scheinverhandlungen mit Ihnen führte, Herr Hitler? Wäre es nicht am besten, die Armee griffe ein und schaffte Ordnung?»

Goebbels lächelte vielsagend. Er hatte diesen unmassgeblichen Herrn nicht nötig, um das nützliche Gerücht von einem drohenden Reichswehrputsch in die Welt zu setzen. Aber es konnte ganz gut sein, wenn die Sache weiter herumgetratscht wurde.

Alvensleben durfte sich einige Stunden lang in dem Glauben wiegen, er spiele eine wichtige Rolle. Wenige Tage später dokumentierte er seinen flotten Grössenwahn in einer öffentlichen Erklärung, wo schwarz auf weiss zu lesen war:

«Wenn durch diese meine Unterhandlungen der Entschluss des Reichspräsidenten, Herrn Hitler zum Reichskanzler zu ernennen, gefördert worden ist, so ist in der Tat das erreicht worden, was meiner Überzeugung nach erreicht werden musste.»

Göring, der «aufrechte Soldat mit dem Kinderherzen», wie Goebbels ihn zu nennen pflegte, eilte in die Wilhelmstrasse und warnte dort vor Schleichers finsternen Plänen. Meissner hielt das gewiss für dummes Zeug. Papen wusste nicht genau, ob nicht doch etwas Wahres daran sei. Die beiden Hindenburgs aber hatten kein ganz ruhiges Gewissen, vielleicht erschranken sie wirklich?

Jedenfalls einigte man sich jetzt rasch über die endgültige Kabinettsliste. Hitler wurde für Montag, elf Uhr, zur feierlichen Ernennung geladen.

Und Goebbels schrieb abends in sein Tagebuch:

«Nun heisst es Nerven bewahren. – Nichts wird unterlassen, um den morgigen Tag sicherzustellen.»

So sah diese Sicherstellung aus: Graf Helldorf alarmierte die Berliner SA, sich in den Sturmlokalen bereit zu halten. Göring aber, der erst am Montag stellvertretender Reichskommissar für Preussen werden sollte, griff ein wenig vor: Auf seinen Befehl stellte der Polizeimajor und heimliche Pg Wenke mehrere Bataillone Schupo bereit. Für alle Fälle, zum Schutze des Reichspräsidenten. Bis fünf Uhr morgens blieb Hitler mit den engsten Vertrauten beisammen. Diesmal durfte nichts mehr dazwischenkommen – sonst lief die Partei rettungslos auseinander. Zu oft waren die alten Kämpfer enttäuscht worden.

Mag sein, dass Hitler geradezu hoffte, Schleicher würde doch Ernst machen. Dann konnte man in letzter Minute das Steuer herumwerfen und den andern, den nicht ganz so legalen Weg wählen – den Weg der brutalen Macht.

Die Stunden vergingen. Es kam keine neue Nachricht über irgendwelche Massnahmen der Armee.

Noch immer ging Hitler auf und ab, mit langen Schritten.

Papen schlief, von keinen Vorahnungen gequält. Er hielt sich für den Sieger.

Eine ruhige Nacht verbrachte wohl auch Hugenberg. Ohne den Kopf allzu weit hervorzustecken, hielt der alte Fuchs seine Beute schon in den Fängen. Vor dem innern Auge des einstigen Kruppdirektors stieg der Traum von einem neuen, mächtigen Wirtschaftsimperium Deutschland auf. Er würde es bauen. Und vielleicht streifte ihn auch der befriedigende Gedanke, dass nun sein Scherlverlag die grossen demokratischen Konkurrenten Mosse und Ullstein leicht an die Wand drücken könne.

Hindenburg aber, der fast Sechsendachtzigjährige – er mochte in dieser Nacht vielleicht doch noch einmal schwer mit sich ringen. Heftig hatte man ihn in den letzten Tagen von allen Seiten bedrängt. Es kam anders, als er wollte. Die Erfüllung seines Herzenswunsches würde er nicht mehr erleben – die Erneuerung der Hohenzollernmonarchie! Welch eine Zeit! Der Sohn seines Kaisers, Prinz August Wilhelm, marschierte im Braunhemd hinter dem böhmischen Gefreiten! Dem hielt nun auch der eigene Sohn Oskar die Stange. Da gab es nichts mehr zu ändern, morgen würde der windige Mensch aus Braunau ernannt werden – zum Nachfolger Bismarcks!

Nun, Papen war da. Der musste aufpassen.

Noch einer fand wenig Schlaf.

Kurt von Schleicher führte ein nächtliches Telefongespräch mit Köln. Seinem Freunde, dem Eisengrosshändler Otto Wolff, schilderte er alles, was in den letzten beiden Tagen geschehen war.

Wolff bot ihm ein ihm gehörendes Haus in Babelsberg als neuen Wohnsitz an. Als Schleicher das Gerücht von seinen angeblichen Putschplänen erwähnte, wurde es am andern Ende der Leitung merkwürdig still. Dann räusperte sich der Vertraute:

«Und weshalb machen Sie nicht Ernst damit?»

Eine lange Pause. Dann erwiderte Schleicher leise:

«Zu spät!»

Er legte den Hörer auf.

Mit dem Knacken des Apparats war die letzte Möglichkeit vorüber, das Schicksal Deutschlands noch zu wenden.

Denn wer sonst hätte diesem Schicksal in den Arm fallen können?

Die republikanischen Parteien? Sie waren seit Jahren zahm und zaghaft geworden. Sie erschöpften sich in wirkungslosen Protesten und Deklamationen. Sie hatten die Entmannung Preussens hingenommen, wer durfte hof-

fen, dass sie sich einer Umwandlung des Staates widersetzen würden, wenn nur die äusseren Formen der Legalität gewahrt blieben?

Die Gewerkschaften? Sie waren nicht mehr das mächtige Bollwerk von einst, seit Millionen von Arbeitslosen jedes Interesse am üblichen Lohnkampf verloren hatten und blindlings jede Hoffnung auf irgendeine Besserung ihrer jammervollen Lage begrüssten.

Die Kommunisten? Sie waren am allerwenigsten bereit, diese Republik zu verteidigen. Sie wünschten den Zusammenbruch, ganz im Banne des Schlagworts von ihrer Chance durch das Chaos, dessen Wegbereiter Hitler sein sollte.

Nein, niemand würde sich dem Verhängnis mehr in den Weg stellen. Und so schliefen die Millionen wie in jeder anderen Nacht. Manche träumten von einer besseren Zukunft. Viele lagen wach, bedrückt durch ihre Sorgen.

Im Hause Herderstrasse 58 war es nicht anders. Leonore war bei ihrem Vater geblieben, der ihr abends wie so oft vorgejammert hatte:

«Das Geschäft geht immer schlechter. Wär' ich nur längst fort! – Aber wie? Ohne Devisen? Dieser Brüning ...»

Für den alten Schrinitzer war das der Verderber, seit jenem Julitag vor zwei Jahren. Die Tochter strich ihm über den Kopf:

«Nun lass doch ... Uns trifft's besser als die meisten. Mein Kram verkauft sich wie eh und je.»

«Jaja – bis du Hakenkreuze machen musst.»

So stellte Leon sich das Dritte Reich vor, weiter ging seine Phantasie nicht. Leonore spielte die Unbekümmerte:

«Dann wohnen wir eben in Österreich oder in der Schweiz. Ich habe Verbindungen, den Schmuck kann ich überall anfertigen lassen.»

Doch der Vater schien heute bekümmert als sonst. So blieb sie bei ihm, denn Mama litt wieder einmal unter irgendwelchen Anfällen. Von Hugo war nicht die Rede; aber nun, allein, überlegte sie: Ich muss endlich die Scheidung beantragen. Er ist wieder in Berlin, Barbara hat ihn neulich gesehen. Ich muss mit ihr sprechen. Morgen nicht, sie hat zu tun, am Ersten zieht Helmut zu ihr ins Atelier, die beiden werden ein neues Leben miteinander anfangen, mag es draussen aussehen wie immer – recht haben sie.

Helmut Hagenow war schon wach und grübelte, tief mit seiner Lage unzufrieden. Musste er sich nicht einen andern Beruf suchen? So ging's nicht weiter. Ob er sich heute Abend, auf der Schriftstellertagung, irgendeinen nützlichen Tip holen könnte? Kaum anzunehmen. Morgen zog er hier aus, und fast zwei Monatsmieten war er der Prachvogel noch schuldig. Wieder ein Pump bei Barbara?

Er horchte, in der Wohnung rührte es sich.

Urian stand heute früh auf. Im Polizeipräsidium war etwas im Gange. Der Kommissar ahnte ungefähr, was gespielt wurde. Während er sich im Bade-

zimmer rasierte, erwog er zum hundertsten Mal: Wenn *jene* wirklich kommen, was dann? Ich sollte den Abschied nehmen. Wie kann ich, Mann der Ordnung, den Erzfeinden aller Ordnung dienen! Oder muss ich nun erst recht bleiben, um zu retten, was zu retten ist?

Zwei Stockwerke tiefer schlich Friedel Brake sich aus der väterlichen Wohnung. Heute sollte marschiert werden. Da gehörte er in Reih und Glied. Der Alte würde wieder ausser sich sein, na klar.

Leise tappte er die Treppe hinab, klopfte ans Portierfenster. Clärchen Klamke reichte ihm die insgeheim aufbewahrte HJ-Uniform hinaus. Im eiskalten Flur zog er sich hastig um und eilte fort in den dunklen Morgen.

Die Klamke humpelte zu ihrem Bett zurück. Voller Verachtung sah sie, wie fest ihr Mann schlief. Ohne jedes Gefühl für die Grösse der Zeit. Na, bald würde er sich wundern – er und sein Kumpan Radegast. Jetzt ging's zu Ende mit den elenden Sozis.

Clärchen versank in wirre Träume, voll von wunderbarer, gestaltloser Herrlichkeit. Gleich einem gestiefelten Erzengel beugte Bob Schulz sich über sie und sagte etwas, es klang wie: *Stehe auf und ivandle!* Da hatte sie auf einmal wieder zwei gesunde Beine. Er forderte sie zum Tanz auf.

Hugo wurde vom Wecker hart aus dem Schlaf gerissen. Was denn? Ach ja, verdammt – heute musste er hier ausziehen. Der Wohnungsumbau begann. Alles Mist! – Na, wenigstens eine Hoffnung hatte er: Vor ein paar Tagen war es ihm endlich gelungen, Zepernik zu sprechen. Der Jud musste helfen! Vielleicht konnte man ihm ein bisschen drohen? Das blöde Theater bot doch keine Chance, weiterzukommen. Ein Trost, dass er dort Susi traf – war ein netter Käfer, die Kleine.

Susi wälzte sich wohligh im Halbschlaf. Wie angenehm, allein zu liegen. Ihr Mann war wieder mal fort. Dieser Angeber! Heute sollte der *Tag der Tage* sein ... Wer's glaubt, wird selig. – Und wenn es wirklich mal klappte, sie merkte es schon beizeiten. Ob der kleine Doktor sich dann um ihre Karriere kümmerte? Susi sah sich auf einer riesengrossen Bühne stehen. Oder im Babelberger Atelier, Mittelpunkt eines Monstrefilms... Tiefer sank sie in Schlaf. Überall in Berlin eilten die Menschen in Werkstätten und Büros. Wer keine Arbeit hatte, drehte sich noch mal auf die andere Seite, um das Frühstück zu sparen.

Der Morgen des 30. Januar zog herauf, grau und kalt. Ein Wintertag wie tausend andere.

Pünktlich 8.30 Uhr rollte der Fern-D-Zug in den Anhalter Bahnhof ein. General von Blomberg stieg aus. Schleichers Adjutant eilte auf ihn zu und bat, sofort mit ins Wehrministerium zu kommen.

Auf einmal stand neben ihnen die hochgewachsene Gestalt des Obersten von Hindenburg. Er überbrachte den Befehl seines Vaters, sich umgehend in der Wilhelmstrasse zu melden.

Blomberg zögerte keinen Augenblick. Nach alter preussischer Militärordnung blieb ein Generalfeldmarschall bis an sein Lebensende aktiver Soldat. Er stand im Rang allemal über einem simplen General. Blomberg wusste also, wem er zu gehorchen hatte. Ganz abgesehen davon, wem er gehorchen wollte.

Kurz darauf stand er vor Hindenburg. Der hielt sich nicht mit langen Erklärungen auf, sondern befahl dem verdutzten Besucher, sich auf der Stelle vereidigen zu lassen. Als neuer Reichswehrminister.

Das geschah. Dann dröhnte die Stimme des Alten mahnend:

«Halten Sie die Armee aus Politik und Machtkampf heraus!»

So war Blomberg einziger bereits amtierender Minister eines Kabinetts, das noch gar nicht bestand. Er ging zunächst noch einmal zu Oskar von Hindenburg, vor dessen Zimmer ein Posten unter Gewehr stand. Ganz sicher fühlte man sich hier durchaus noch nicht.

Blomberg meinte, er müsse nun wohl zu Hammerstein und Schleicher fahren. Der Oberst winkte ab:

«Da werden Sie verhaftet.»

Vielleicht erst in diesem Moment begriff Blomberg, was für eine wichtige Rolle er nun spielte.

Drüben im Gartenflügel bei Papen versammelten sich alsbald die künftigen Minister. Hugenberg, Seldte, Eltz-Rübenach, Schwerin-Krosigk waren schon da, auch Duesterberg, der zweite Stahlhelmführer. Er war zwar kein Ministerkandidat, sollte aber offenbar Rückhalt gegenüber Hitler gewährleisten. Übrigens hatte er eine jüdische Grossmutter und war deshalb im Wahlkampf von den Nazis oft aufs gemeinste angepöbelt worden.

Hitler fuhr mit Göring und Frick vom *Kaiserhof* die wenigen Hundert Meter hinüber zur Reichskanzlei.

Die Wilhelmstrasse war von einer zum grossen Teil erwartungsvoll schweigenden Menge erfüllt. Ein paar Unentwegte brüllten: «Führer, bleibe hart!» Hitler grüsste mit unbewegtem Gesicht.

In Meissners Zimmer trafen dann alle zusammen

Auch Blomberg war nun dabei. Jeder begrüßte den bereits vereidigten Wehrminister, als sei die Form seiner Ernennung völlig selbstverständlich. Hitler

schien nicht im mindesten erstaunt. Blomberg war ja sein Mann, er verstärkte die Nazifront gegen die Deutschnationalen.

Vor allem bedeutete seine Ernennung den Todesstreich für Schleicher, den einzigen Gegner, den Hitler bis zu diesem Augenblick insgeheim noch fürchtete. Mit allen anderen gedachte er bald fertig zu werden.

Es fiel kaum jemandem auf, dass Hitler und Göring auch Duesterberg gerührt die Hand schüttelten. Überall hörte man grosse Worte von nationaler Einigkeit.

Unmittelbar vor elf Uhr kam es beinahe noch zu einem Zwischenfall, der alles wieder in Frage stellte.

Mit grösster Seelenruhe erwähnte Hitler, dass er natürlich den Reichstag auflösen und Neuwahlen ausschreiben werde. Erregt widersprach Hugenberg. Das sei gegen jede Abrede! Er fürchtete mit Recht, dass solche Wahlen hauptsächlich Hitler zugutekommen müssten.

Nun ereiferten sich alle. Und der Geheimrat wurde immer energischer. Er protestierte dagegen, dass Göring allzu grosse Machtbefugnisse in Preussen bekomme. Hin und her wogte der Streit. Verzweifelt flehte Meissner, sich zu einigen, da der Präsident schon warte.

Hugenberg blieb bockig. Viel zu spät und aus welchen Gründen immer war er in diesem allerletzten Augenblick der einzige, der widerstrebte. Die übrigen hatten es einfach satt und wollten zu Ende kommen.

Heftiger mahnte Meissner: die Zeit sei schon überschritten – man wisse doch, wie Hindenburg jede Unpünktlichkeit hasse!

Papen griff ein und fiel dem Geheimrat in den Rücken. Er bedrängte ihn, die grosse gemeinsame Sache nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen.

Hugenberg wollte nicht nachgeben.

Aber nun schickte Hindenburg wirklich nach Staatssekretär Meissner und erkundigte sich ärgerlich bei ihm, weshalb man ihn warten lasse. Meissner eilte zurück und fand Hugenberg und Hitler noch immer im Streit.

Sollte man unverrichteter Dinge wieder fortgehen?

Hitler schlug eine Volte.

Feierlich gab er sein Wort, dass sämtliche Minister in ihren Ämtern bleiben sollten – ganz gleich, wie die von ihm geforderte Wahl ausgehen würde.

Alles wartete auf Hugenbergs Antwort. Unmutig knurrte er:

«Überlassen wir die Entscheidung dem Feldmarschall.»

Damit hatte auch er halb und halb kapituliert.

In grösster Eile, Hitler voran, ging es in den Empfangssaal.

Dort stand Hindenburg mit gewohnter Pose, im Gehrock, auf seinen Stock gestützt.

Papen stellte die Herren vor. Aber der Präsident las sogleich, ohne die einzelnen zu begrüssen, mit seinem grollenden Bass die Eidesformel vor.

Ohne Stocken hob Adolf Hitler die Hand. Der Trommler, der Marschierer, der Rebell, der Mann der Gewalt sprach pathetisch die Worte nach:

«Ich schwöre: Ich werde meine Kraft für das Wohl des deutschen Volkes einsetzen – die Verfassung und die Gesetze wahren – die mir obliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen – und meine Geschäfte unparteiisch und gerecht gegen jedermann führen!»

Dann schworen sie, einer nach dem andern. Jeder bekam seine Ernennungsurkunde. Alles war vorüber.

Da erhob sich unerwartet die röhrende Stimme Hitlers.

In einer kurzen Ansprache betonte er noch einmal seine besondere Treue zum Präsidenten und zur gesetzlichen Staatsform.

So viel Eifer hatte niemand von ihm verlangt.

Aber keiner wunderte sich.

Und Hindenburg rief, ehe er hinausging:

«Nun, meine Herren – vorwärts mit Gott!»

Von einem Fenster des *Kaiserhof* spähte Ernst Röhm mit dem Feldstecher ungeduldig zur Reichskanzlei hinüber.

«Endlich!» murmelte er.

Aus dem Vorhof rollte der Wagen des Führers. Brausend schwollen die Heilrufe an.

Adolf Hitler war Kanzler des Deutschen Reiches.

«Es ist fast wie ein Traum. Die Wilhelmstrasse gehört uns. – Wir stehen oben am Fenster, und Hunderttausende ziehen im lodernden Schein der Fackeln am greisen Reichspräsidenten und jungen Kanzler vorbei...»

Ganze Seiten im Tagebuch des Dr. Goebbels sind erfüllt von Jubel und Triumph. Mit besonderer Genugtuung vermerkt er:

«Wir sprechen zum ersten Male über alle deutschen Sender.»

Nach endlosen siegestrunkenen Tiraden kommt dann die unzweideutige Drohung:

«Nun aber wird ausgeräuchert. In ein bis zwei Monaten haben wir Ruhe und Ordnung in Deutschland wiederhergestellt... Die deutsche Revolution beginnt!»

Viele aber glaubten, damit sei alles vorüber, es habe nichts stattgefunden, was den Namen Revolution verdiene.

Noch am selben Tage begann sich für den neuen Zustand ein neues Wort einzubürgern, auslegbar so oder so, schillernd und scheinbar harmlos: Eine *Machtergreifung* habe sich ereignet, so hiess das nun, und dabei blieb es.

Immerhin liess sich selbst daraus erkennen, dass jemand nach der Macht ge-griffen hatte; nur blieb ein paar Wochen hindurch unklar, wer das war: Papan, Hugenberg oder Hitler.

Der Dr. Grautz zum Beispiel hielt seinen Chef, den Geheimrat Hugenberg, für den wahren Sieger des Tages. Er war recht froh, sich nicht voreilig an Hitlers Partei gebunden zu haben. Doch da riss jemand die Tür seines Büros auf, der grosse Gönner Hecht trat strahlend ein, am Rockaufschlag blinkte das Hakenkreuz. Er sah Werners Verblüffung und lachte:

«Da staunst du, was? Wirklich nichts geahnt? Na, nun wird's höchste Zeit für dich! Wollen das rasch erledigen.»

Dabei griff er in die Tasche, ein zweites Abzeichen kam zum Vorschein, dazu ein rotes Kalikobüchlein:

«Rückdatiert auf November. Los, unterschreibe mal!»

Werner war voller Bedenken:

«Ich weiss nicht... Ob das grade heute der richtige Moment ist...»

«Der letzte Moment!» entschied Hecht. «Jetzt kommen die Konjunkturritter. Darf bei dir nicht so aussehen! Du hast Verdienste um die Bewegung. Ich bin befugt, dich aufzunehmen. Also los!»

Hin und her liefen Werners Gedanken. Musste er, als anständiger Mensch, sich nicht weigern? Aber schliesslich, wem nutzte, wem schadete er, wenn er's tat? Hecht war ein *Vorgesetzter*. Das entschied die Sache. Schon hatte er unterschrieben, schon steckte der andere ihm das *Spiegelei* an und meinte mit vertraulichem Zwinkern:

«Wer wird am grössten Tag deutscher Geschichte mit nackter Brust herumlaufen.»

Von der historischen Grösse des Tages war auch Arno Zepernik tief durchdrungen.

Gemeinsam mit einem Produktionsleiter der Ufa kam er nachmittags aus einem grossen Kino am Kurfürstendamm. Sie hatten der Probevorführung des neuen Films *Tapfere Herzen* beigewohnt, der morgen Premiere haben sollte. Es ging darin um die verlorenen Haufen der Baltikumkämpfer, bei denen sich in den ersten Jahren nach dem Kriege so viele nationale Männer sammelten – die später in Hitlers Reihen wiederauftauchten.

Der Filmorganisator, ein ehemaliger Kapitänleutnant der Kaiserlichen Marine, strahlte, als sie bei Mampe noch einen Kognak tranken:

«Goldrichtig liegen wir, mein Bester! Das ist der Film der Stunde! Ich gratuliere Ihnen. Das konnte nur einer schreiben, der aus deutschem Herzen die Schmach jener Jahre erlitten hat. Sie waren dabei, glaube ich?»

Zepernik übergang die allzu direkte Frage nach dem Baltikum und erwähnte nur bescheiden, er sei im Kriege Offizier gewesen und dreimal verwundet.

«Na bitte! Auch das zählt nun wieder.»

Dann kam ein schräger Blick, ein Räuspern:

«Tja – gut wäre es, wenn Sie einiges mit Ihren Papieren ins reine brächten ...»

«Wieso?» Zepernik verstand sofort, das Herz stand ihm still: «Wird das – wirklich eine Rolle spielen?»

«Hm ... Wird nicht alles so heiss gegessen wie gekocht...» Ein Schulterzucken: «Aber sicher ist sicher – wir stellen Sie schliesslich gross heraus. Na, sollte nur 'n freundschaftlicher Wink sein. Wollen uns den Tag nicht verderben lassen.» Der Kapitänleutnant a. D. hob sein Glas: «In der Messe, auf unseren Kähnen, hiess es früher immer: ‚Auf den Tag!‘ Passt auch heute ganz gut, was?»

Zepernik murmelte:

«Auf den Tag ...»

In den *Kammersälen*, Teltower Strasse, verbreitete sich an diesem Abend ein Anwalt ausführlich über die Notwendigkeit, das literarische Nachdruckrecht endlich neu zu ordnen. Unter hundert anderen Schriftstellern sass Helmut.

Auf einmal entstand Unruhe. Man drängte sich um ein paar Zuspätgekommene. Sie brachten die Nachricht mit, die SA veranstalte soeben einen Zug durch die Wilhelmstrasse. Entrüstet rief ein bekannter Kulturpolitiker der SPD:

«Mitten durch die Bannmeile? Das ist ja unerhört! Schläft denn die Polizei?»

«Geschlafen habt ihr!» gellte der Diskant eines wuschelhaarigen Kommunisten. Im Nu war eine verbissene, ungeordnete Diskussion im Gange. Aus einer Ecke sahen zwei als Nazifreunde bekannte Romanschreiber mit ironischem Vergnügen zu: der Verfertiger nationaler Schinken Walter Bloem und der literarische Erotomane Hanns Heinz Ewers.

«Ich beantrage: Schluss der Versammlung!»

Das war die helle Stimme Ossietzkys, den Helmut erst jetzt bemerkte. Um den kleinen Mann scharten sich nun viele, mit ratlos fragenden Gesichtern, als könne er ihnen sagen, was zu geschehen habe.

Und Ossietzky enttäuschte sie nicht:

«Vielleicht sind wir zum letztenmal zusammen. Jetzt wird alles anders werden. Wir müssen fortan klug sein und vorsichtig. Aber eins sollten wir einander versprechen ...»

Es war still geworden, jeder im Saal verstand die letzten Worte:

«... keinen Finger reichen, um denen zu helfen, die nun kommen!»

Dann wendete er sich ab und ging hinaus.

Bei ihm blieb ungefähr ein Dutzend Kollegen. Sie fuhren mit der Untergrundbahn bis zum *Kaiserhof*. Neben der kleinen runden Dreifaltigkeitskirche, in der einst Schleiermacher predigte, stiegen sie hinauf ins Licht des Abends.

Es flackerte hektisch, in Zwölferreihen zogen die braunen Fackelträger vorüber. Ihr brüllender Gesang brandete gegen die Mauern:

«Wenn das Judenblut vom Messer spritzt,
dann geht's noch mal so gut...»

Die Tage vergingen.

Scheinbar war alles wieder wie immer.

Doch die Verwirrung wuchs.

Am 31. Januar erlebte der Oberleutnant von Peters, wie Adolf Hitler in die Kasernen des *Wachregiments Berlin* fuhr und kernige Ansprachen an die Soldaten richtete. Er nannte sie Elite der Nation und Hüter des neuen Geistes.

Andern Tags wurde Bredow als Chef des Ministeramtes durch den Obersten von Reichenau abgelöst. Hitlertroue Offiziere sassen nun an den massgebenden Stellen.

General vom Hammerstein war entrüstet über das selbstherrliche Vorgehen des Zivilisten Hitler. Er machte einen raschen Gegenzug: Am 2. Februar abends lud er den neuen Kanzler mit zahlreichen Offizieren zu einem Empfang ein. Wenn die Absicht bestand, Hitler einzuschüchtern, dann misslang sie völlig. Denn nach anfänglicher Zurückhaltung hielt der röhrende Volkstribun auch hier einen seiner stundenlangen Monologe. Und so geschickt mischte er Schmeicheleien mit Versprechungen, dass er bei den meisten Erfolg hatte. «Vorbei sind die Zeiten, da schwache Regierungen die Armee als ein notwendiges Übel betrachteten und mit Misstrauen behandelten. Von nun an sind Sie, meine Herren, wieder Träger der Staatsgewalt! Garanten einer neuen, entschlossenen Aussenpolitik, die uns gross und stark machen wird wie einst! Heer und Partei – das sind fortan die beiden Säulen des neuen Deutschland!»

Das Wort Krieg fiel nicht. Aber mehr als einer der Anwesenden begann seit diesem Abend, von solcher künftigen Krönung seines Lebens zu träumen.

ENDLICH!

Das Wort stand über dem Text des Leitartikels, den Dr. Taschner soeben hinüber in die Setzerei geschickt hatte. Karl Radegast überflog die Blätter, immer finsterer wurde sein Ausdruck. Doch er begann zu setzen:

IM JUBELRAUSCH DIESER ERLÖSUNGSTAGE VERSCHWINDEN ALLE SINNLOSEN

GEGENSÄTZE. JEDER EHRliche ...

Mitten in diesem Wort gab es einen harten Klang. Lina, die alte Setzmaschine, blieb stehen. Diesmal für immer. Da half keine sanfte Ohrfeige ihres Bändigers, auch der herbeigeholte Mechaniker konnte nichts ändern. Lina hatte ihren Geist aufgegeben.

«Sie will nicht mehr.»

«Wundert's dich?»

Eine böse Stimme krächte:

«Was wollen Sie damit sagen?»

Der Obmann der NSBO, der Nationalsozialistischen Betriebsorganisation, schob sich heran. Eilig erklärte der Monteur:

«Sie hat eben ausgedient. Is doch klar, wa?»

«So?»

Misstrauisch glotzte der braune Funktionär auf Radegast, der ihn nicht zu beachten schien.

Zwei Tage darauf war der alte Setzer entlassen. Nun hatte er viel Zeit und sass meist im Parteilokal am Savignyplatz herum. Dort sprachen die Genossen immer noch davon, dass endlich etwas geschehen müsse. Aber keiner glaubte daran.

Dann rief die Partei doch noch auf zu einer Kundgebung im Lustgarten, am 6. Februar.

Dorthin nahm Radegast Helmut mit.

Der war seit zwei Tagen allein im Atelier. Barbara hatte plötzlich zu einem Auftraggeber nach Süddeutschland fahren müssen.

Inmitten von Hunderttausenden erlebte Helmut, wie Otto Wels, erster Vorsitzender der SPD, eine *entschlossene, massvolle Opposition* ankündigte und die neue Regierung vor *Übergriffen* warnte. Das konnte keine Begeisterung erwecken. Brav und gesittet strömte die Menge wieder ab, Umzüge waren verboten.

Einige Hundert junge Leute formierten dennoch eine Kolonne, die sich in Richtung Wilhelmstrasse in Marsch setzte. Fast durch Zufall schlossen Helmut und Radegast sich an. In der Behrenstrasse stand eine Polizeikette. Geduldig mahnten die Beamten:

«Auseinandergehen!»

Es waren die alten Diener der Republik, und man gehorchte ihnen. Doch nun erschienen Trupps von SA-Männern und brüllten ihre Schlagworte.

«Lasst euch nicht provozieren!» rief Radegast. Ein braunhemdiger Bursche schrie Helmut ins Ohr:

«Juda – verrecke!»

Gellend kam die Antwort:

«Hitler – verrecke!»

Sie standen einander gegenüber, starteten sich an, im nächsten Moment begann die Keilerei. Polizei trennte die Gegner. Nachher wusste Helmut nicht recht, ob er sich ärgern oder stolz sein sollte. In einem ausführlichen Brief beschrieb er Barbara das Erlebnis.

Der Februar ging hin, die Ereignisse häuften sich.

Der Reichstag war aufgelöst, am 5. März sollten Neuwahlen stattfinden. Die SA wurde zur Hilfspolizei erklärt und nun auch offiziell bewaffnet. Göring erliess eine Anweisung:

«Polizeibeamte, die in Ausübung ihrer Pflicht von der Schusswaffe Gebrauch machen, werden ohne Rücksicht auf die Folgen des Waffengebrauchs von mir gedeckt. Wer hingegen in falscher Rücksichtnahme versagt, hat dienststrafrechtliche Folgen zu gewärtigen.»

Ein Freibrief für Mord. Die Meute war losgelassen. Allenthalben im Lande begann der kleine, bösartig-private Terror. Aus jahrelangen Fehden von Haus zu Haus kannte die SA ihre Feinde. Nun drang sie in Wohnungen ein, prügelte, verhaftete und verschleppte. Menschen verschwanden spurlos über Nacht.

Bald wurde gemunkelt von abgelegenen Folterkellern, von unmenschlichen Grausamkeiten. Laut wagte niemand zu reden. Der Schrecken legte sich über Berlin, über Deutschland.

Doch noch immer liess sich das alles erklären als gelegentlicher Zufall, als Exzess, als Ausschreitung, die von der Obrigkeit bald abgestellt sein würden. An ein Leben im Ordnungsstaat gewöhnt, vermochten viele nicht daran zu glauben, dass dies alles ein absichtsvolles System sei – und nur der Beginn grösserer Schrecken.

Der meistgehasste Gegner der Nazis, Vizepolizeipräsident Dr. Weiss, der «Vi-Po-Prä», befand sich auf Urlaub im Ausland. Dort las er, man werfe ihm Diebstahl amtlicher Akten vor. Das wollte er als altgedienter, korrekter Beamter nicht auf sich sitzenlassen, reiste nach Haus und ging in seine Diensträume am Alexanderplatz. Zu seinem Glück gab es noch Männer, die zwar unter den neuen Herren weiterdienten, sich aber einiges Empfinden für Anstand und Humanität bewahrten. Einer von ihnen war zweifellos der ehrgeizige Rudolf Diels, der seit seiner zwielichtigen Rolle beim Sturz der preussischen Regierung durch Papen starke Sympathien bei Göring genoss und jetzt rasch Karriere machte. Er überzeugte Weiss, dass er in Lebensgefahr sei, und half ihm, zu entkommen.

Stennes aber, der Rebell gegen Hitler vom Frühjahr 1931, fiel in die Hände seiner Feinde. Sie schlugen ihn halbtot. Wiederum griff Diels ein; auf seinen Rat liess Göring den einstigen Parteifreund ausreisen. Er wurde später Kommandeur der Leibwache beim chinesischen Marschall Tschiang-kaischek.

Kommunistische und sozialistische Gegner des neuen Staates kamen nicht so glimpflich davon.

Am 27. Februar spätabends brannte der Reichstag, an vielen Stellen zugleich. Es wurde alsbald ein halb nackter, jämmerlicher Junge aus Holland ergriffen, der als einzigen Ausweis ein kommunistisches Mitgliedsbuch bei sich hatte. Der Fall war also klar – allzu klar. Auch erschienen in kürzester Frist Hitler, Göring und Goebbels am Tatort und erklärten den eilig herbeigerufenen ausländischen Presseleuten:

«Das ist das Signal zum kommunistischen Aufstand! Jetzt wird erbarmungslos durchgegriffen!»

Noch in der Nacht wurden, nach sorgfältig bereitgestellten Listen, Tausende von Kommunisten verhaftet, aber auch zahlreiche andere Hitlergegner. Unter ihnen Carl von Ossietzky – Helmut und die eben heimgekehrte Barbara hörten es tief erschrocken am Radio.

Am 28. Februar unterzeichnete Hindenburg eine ihm vorgelegte *Notverordnung zum Schutze von Volk und Staat*.

Darin wurden alle wesentlichen Grundrechte des deutschen Bürgers ausser Kraft gesetzt. Es hatte nun ein Ende mit der Freiheit von Person, Meinungsäusserung, Presse, Versammlung und Vereinigung. Es gab kein Postgeheimnis mehr, von Amts wegen. Beschlagnahme und Beschränkung des Eigentums waren fortan gesetzlich möglich. Für politische Delikte wurde die Todesstrafe eingeführt, auch dann, wenn dabei niemand umgekommen war. In einem besonders wichtigen Artikel wurde die Reichsregierung ermächtigt, dies alles notfalls selbst in den Ländern durchzuführen.

Diese Notverordnung war ein nahezu vollkommenes Instrument zur Errichtung der uneingeschränkten Diktatur.

Sie war die eigentliche Grundlage der Hitlerherrschaft, für zwölf Jahre und zwei Monate.

Denn niemals wurde sie aufgehoben. Alles, was dann noch kam an Ermächtigungen und Erlassen, Scheinwahlen und Ausführungsbestimmungen, war nur Floskel und Beschönigung. Seit dem 28. Februar 1933 konnte Hitler machen, was er wollte.

Unter dem ungeheuerlichen Druck dieser Notverordnung wurde am 5. März gewählt. Es war geradezu ein Wunder, dass die NSDAP auch jetzt noch nicht die Mehrheit errang, nur 44 Prozent stimmten für sie. Erst mit Hugenberg's Deutschenationalen zusammen kam Hitler auf etwas über fünfzig Prozent. Und noch immer gab es 81 KPD-Abgeordnete.

Zwar verkündete Goebbels im Leitartikel seines *Angriff* stolz:

DAS VOLK WILL ES!

Aber ihm war genau wie Hitler klar, dass die Lage kritisch blieb. Man war, nach endlosem Hin und Her, doch noch legal ans Ruder gelangt; nun wurde diese Legalität hinderlich. Eine Zweidrittelmajorität war nötig, um die Verfassung zu ändern, und das sollte nun schleunigst geschehen. Aber wie? Göring polterte los:

«Ganz einfach. Ich werde ja wieder Reichspräsident und provoziere Zwischenfälle. Dann schliesse ich so viele linke Abgeordnete aus, dass wir das richtige Verhältnis kriegen.»

Hitler ging anders vor, erheblich wirksamer. Zunächst einmal wurden die 81 KPD-Mandate kurzweg für ungültig erklärt. Staatsfeinde hätten im deutschen Parlament nichts zu suchen.

Dann begann unter zunehmenden Drohungen das Verhandeln mit den bürgerlichen Mittelparteien. Klipp und klar notierte sich Goebbels:

«Wir dürfen keine Rücksicht mehr kennen. Denn wir haben die Macht, um sie zu gebrauchen.»

Am 21. März wurde der Reichstag eröffnet; nicht in der Krolloper, die an Stelle des ausgebrannten Wallotbaues als Sitzungssaal bestimmt wurde, sondern in Potsdam, in der Stadt altpreuussischer Herrlichkeit. In einem gewaltigen Schauspiel wollte Hitler den uralten Präsidenten an sich ketten, der Armee schmeicheln und aller Welt Wesen und Macht des neuen Staates vor Augen führen. So wurde aus der Parlamentseröffnung eine militärische Siegesfeier. Draussen waren SA, SS, Stahlhelm und Reichswehr aufmarschiert. Die Orgel spielte den Choral von Leuthen: *Nun danket alle Gott!* Hindenburg verlas eine auffallend kurze Ansprache, die ohne Federlesen verkündete:

«In der Wahl hat sich unser Volk mit einer klaren Mehrheit hinter diese durch mein Vertrauen berufene Regierung gestellt.»

Vielleicht empfand der Alte selbst, wie fraglich diese Behauptung war.

Hitler kannte keine Scheu. Voller Pathos erging er sich über Freiheit und Einigkeit, Frieden und Gesetz. Danach verneigte sich der *unbekannte Gefreite des Weltkrieges* tief vor dem Marschall.

Der stieg allein hinab in die Gruft seiner Könige und legte dort Kränze nieder.

Am Nachmittag gegen fünf Uhr begann die erste Sitzung in der Krolloper. Göring wurde wieder zum Präsidenten gewählt. Ein paar dröhnende Worte, dann vertagte man sich bis zum übernächsten Nachmittag. Auf der Tagesordnung stand: Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung; Beratung und Annahme eines Ermächtigungsgesetzes.

Jeder wusste, was das bedeutete: die Legalisierung der Notverordnungen vom 28. Februar.

Noch immer war Hitler unsicher, ob sich nicht doch im Reichstag Widerstand regen könnte.

Um unmissverständlich anzukündigen, dass er nicht mit sich spassen liesse, erging noch am Tage von Potsdam eine neue Notverordnung. Darin wurden *heimtückische Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung* mit Zuchthaus und Todesstrafe bedroht. Hingegen galt eine Amnestie für alle, die sich «im leidenschaftlichen Ringen um die Durchsetzung des nationalen Gedankens hatten zu Handlungen hinreissen lassen, die gegen die Strafgesetze verstießen».

Sondergerichte wurden eingesetzt, gegen die es kein Rechtsmittel gab.

Und, als sei es damit noch nicht genug der Einschüchterungen, wimmelte beim Zusammentritt des Reichstags am 23. März die Krolloper von uniformierten Parteigarden, die jeden Zivilanzug misstrauisch musterten.

Im Saal fehlten nicht nur die 81 Kommunisten; auch 26 der 120 Sozialdemokraten waren abwesend, teils im Gefängnis, teils schon über die Grenzen ins Ausland geflohen. Ein Antrag der SPD, die verhafteten Mitglieder freizulassen, wurde abgelehnt. Ein Naziabgeordneter höhnte:

«Es ist unzweckmässig, die Herren des Schutzes zu berauben, der ihnen durch die Haft zuteil wird!»

Dann erteilte Göring seinem Führer das Wort. Minutenlang raste Jubel durchs Haus. Auch die Tribünen stimmten ein, gegen jeden parlamentarischen Brauch – auf solche Feinheiten kam es schon nicht mehr an.

Hitler begann ruhig, leise, mit einem Rückblick auf «vierzehn Jahre der Schmach». Bald steigerte sich seine Stimme: «Nunmehr hat die nationalsozialistische Bewegung, im Verein mit anderen nationalen Verbänden, die herrschenden Mächte beseitigt und in einer Revolution die Gewalt übernommen.»

Betroffen sah mancher Abgeordnete der Mitte seinen Nachbarn an: Also doch eine Revolution? Kam sie erst jetzt? Oder sollte alles nur so aussehen?

In Umrissen gab Hitler sein Programm bekannt. Dann kündigte er sein *Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat* an. Darum ging es, das sollte heute beschlossen werden. Bellend schloss er:

«Die Regierung bietet den Parteien die Möglichkeit einer Verständigung. Aber sie ist ebenso entschlossen, die Ansage des Widerstandes entgegenzunehmen. Mögen Sie selbst die Entscheidung treffen – über Frieden oder Krieg!»

Es wurde unterbrochen, damit die Fraktionen beraten könnten. Was gab es da viel zu beraten? Jeder Abgeordnete hatte den Text. Er enthielt fünf Artikel. Der erste ermächtigte die Regierung, Gesetze ohne Mitwirkung des Reichstags zu erlassen.

Der zweite legte fest, dass solche Gesetze von der geltenden Verfassung abweichen könnten.

Drittens fertigte fortan allein der Kanzler Gesetze aus und verkündete sie. Laut Artikel 4 bedurften auch Verträge mit anderen Staaten keiner parlamentarischen oder sonstigen Zustimmung.

Nach Paragraph 5 sollte dies Gesetz sofort in Kraft treten und bis zum 1. April 1937 gelten.

Eine klare, runde Sache. Der Selbstmord der gewählten Volksvertretung. Mit der Annahme dieser fünf Artikel drückte sie selbst ihrem Henker das Beil in die Hand.

Das war so unzweideutig, dass sich sogar unter Hugenbergs Mannen hier und da Bedenken regten. Dass die SPD ablehnen würde, war gewiss.

Doch da war das Zentrum, die mächtige alte Bastion des politischen Katholizismus; zusammen mit der bayerischen Schwesterpartei verfügte es über 92 Sitze. Blieb man hier fest, dann würden die kleinen Mittelgruppen sich anschliessen. Mehr als 200 Neinstimmen stünden dann den 340 Abgeordneten der Regierung gegenüber – also keine verfassungsändernde Mehrheit für Hitler.

Im Zentrum aber hoffte man, dem unerbittlichen Gegner mit den jahrelang geübten Methoden des Verhandels, des Kuhhandels, beikommen zu können. Sogar auf deutschnationale Hilfe rechnete man. Jetzt in der Pause stellte sich das als Illusion heraus. Erregt wogte der Streit im Fraktionszimmer hin und her. Vergebens warnte Heinrich Brüning.

Schliesslich verlangte man von Hitler wenigstens, er müsse die letzten unerhörten Notverordnungen zurücknehmen. Das war, als wenn ein zum Tode Verurteilter unterm Galgen forderte, die Schlinge nicht zu fest zuzuziehen. Hitler und Frick gaben in einem kurzen Brief das Versprechen, dies Verlangen zu erfüllen. Wer konnte glauben, dass sie sich daranhalten würden? Die Mehrheit des Zentrums aber fand, man müsse fair sein und nunmehr für das Gesetz stimmen. Demokraten und Volksparteiler folgten dem Beispiel. Resignierte Bemerkungen waren zu hören:

«Ist ja doch schon alles gleichgültig. – Es ändert sich nichts mehr, ob wir mit Ja oder Nein stimmen. – Er hat die Macht...»

Ganz gewiss, Hitler hatte sie. Und würde sie gebrauchen, so oder so.

Aber es war immer noch ein gewaltiger Unterschied, ob er sich von nun an auf eine legitime Ermächtigung berufen konnte – oder nur auf die Gewalt. Daran dachten zu wenige in dieser Stunde – der eigentlichen Todesstunde der deutschen Demokratie.

Sechs Uhr abends. Die Plenarsitzung wurde fortgesetzt.

Zunächst sprach Otto Wels, der Sozialistenführer. Er stand auf verlorenem Posten, aber er wollte in aufrechter Haltung untergehen.

Zuerst erinnerte er Hitler an dessen eigenes Wort vom «Aberwitz der Theorie von den ewigen Siegern und Besiegten». Das gelte auch in der Innenpolitik! Dann forderte er Wiederherstellung der Rechtssicherheit und schloss:

«Wir bekennen uns in dieser geschichtlichen Stunde feierlich zu den Grundsätzen der Menschlichkeit. Kein Ermächtigungsgesetz gibt Ihnen die Macht, Ideen zu vernichten, die ewig und unzerstörbar sind. Wir grüssen alle Verfolgten und Bedrängten! Ihre Standhaftigkeit verdient die Bewunderung der ganzen Welt!»

Schöne, mutige Worte – doch sie kamen zu spät. Und daran war die Partei des Redners nicht ganz schuldlos. Er selber wusste es, und Hitler wusste es, der Herr dieser Stunde. Schon stand er wieder auf dem Podium und schrie:

«Ich will gar nicht, dass Sie dafür stimmen! Deutschland soll frei sein – aber nicht durch Sie!»

Gedämpft, schamhaft klangen die kurzen Erklärungen, die dann von Sprechern des Zentrums, der Bayrischen Volkspartei, der Demokraten abgegeben wurden. Schliesslich baute Göring sich noch einmal breit und patzig hin und proklamierte:

«Es gibt keine Greuelthaten! Die Andeutungen des Herrn Wels sind Verleumdungen! Es gibt keine Plünderungen, keine Foltern. Fragen Sie doch die Führer der Kommunisten, ob ihnen das geringste geschehen ist! Friedlicher ist Deutschland nie gewesen!»

In diesem Augenblick verröchelten Hunderte unter den Hieben, Tritten und Stichen ihrer Peiniger.

In diesem Augenblick vegetierten Tausende dahin, in dumpfen Kellern zusammengepfercht, voll entsetzlicher Angst, was die nächste Stunde an neuen Qualen bringen würde.

In diesem Augenblick war die Einrichtung grosser Zwangslager in Dachau, Oranienburg und an einem Dutzend anderer Stellen in vollem Gange.

Doch es gab keine Greuelthaten.

Friedlicher war Deutschland nie gewesen.

So wurde denn abgestimmt. Göring verkündete triumphierend:

«Das vorgelegte Gesetz ist mit 441 gegen 94 Stimmen angenommen. Damit ist die für Verfassungsänderungen erforderliche Zweidrittelmehrheit weit überschritten.»

Die Nazis sprangen auf. Minutenlang brüllten sie ihre Heilrufe. Dann sangen sie das Horst-Wessel-Lied.

Draussen fielen SA und SS ein. Der Triumph steigerte sich immer noch, als die Mitglieder des *Hohen Hauses* die Krolloper verliessen. Sie mussten sich durch dichte Haufen halbwahnsinniger, jauchzender, grölender Rabauken zwingen.

Es war vorüber.

In allen Strassen dröhnte es bis in die Nacht hinein:

VOLK ANS GEWEHR! VOLK ANS GEWEHR!

VOLK ANS GEWEHR!

Aus allen Lautsprechern plärrt nun die heroische Parole. Sie wird dem Volk eingetrichtert mit Schlagzeilen, eingehämmert in markigen Reden, eingebleut durch immer neue, immer härtere Gesetze. Erst ist das Gewehr nur ein Symbol. Dann dürfen die Menschen es wirklich in die Hand nehmen. Eines Tages werden sie damit schiessen müssen.

VOLK ANS GEWEHR!

Die *tausend Jahre* gehen dahin wie – nun, nicht wie ein Tag, gewiss nicht. Doch sie gehen dahin. Mit dem ganzen Deutschland wird das Haus Herderstrasse 58 immer neue *historische Tage* erleben bis zu jenem, an dem es zum rauchenden Schutthaufen wird.

Bis dahin haben seine Bewohner bei so manchem *geschichtlichen Ereignis* mitzuwirken. Ob sie wollen oder nicht, sie alle lernen ihre Lektion.

1. APRIL 1933: JUDENBOYKOTT

Als «machtvolle Antwort auf die schamlosen Greuelthaten des internationalen Judentums» wird eine erste Probe von Pogromgreueln veranstaltet. Die Logik der *Herrenrasse*.

Auch vor dem Bettenhaus Schrinitzer stehen Posten, ein SA-Mann vom Sturm 90 und Friedel Brake.

Eben fährt Brigadeführer Schulz vor, um die Aktion zu inspizieren, da betritt Barbara den Laden, ohne die beiden Wächter zu beachten.

Wütend brüllt Bob. Friedel saust heran, gibt Auskunft über die Volksverräterin.

Die bemüht sich drinnen um die gänzlich verwirrten Schrinitzers. Vorhin hat man Leon zugerufen, er solle schleunigst abhauen. Und das will er nun tun! Morgen wird Leonore ihn und die Mama von hier wegbringen.

Barbara ist ausser sich und Helmut fast noch mehr, als sie ihm alles erzählt. Er findet, man brauche sich solche Übergriffe nicht gefallen zu lassen. Da gibt es noch Möglichkeiten.

Sogleich will er über den Bodengang ins Vorderhaus, zu Urian: «Ein anständiger Mann – auch wenn er jetzt beim Sicherheitsdienst Kommissar spielen muss.»

Kaum ist Helmut weg, klingelt es. Drei Braunhemden und der fanatische Friedel drängen an Barbara vorbei. Haussuchung!

Eine Viertelstunde später ist alles durcheinandergeworfen, ohne rechtes Ergebnis. Nur die Bilder erregen Missfallen:

«Den Kulturbolschewismus treiben wir euch noch aus!»

Doch Barbaras entschiedenes Verhalten macht Eindruck. Schon wollen die Burschen gehen, da ruft einer, in Papieren kramend:

«Interessant! – Truppführer, komm mal her!»

Um was es geht, merkt sie erst, als sie angefahren wird:

«Das Schwein ist Ihr Freund, was?»

Helmuts Brief – der einzige, den sie von ihm hat. Die Schilderung der Demonstration vom 6. Februar! Das kommt davon, wenn man in solchen Zeiten sentimental ist! Blitzschnell überlegt sie: Als Unterschrift steht da nur ein gekrakeltes H. Sie lacht überlaut:

«Unsinn! Irgendein dummer Junge, der in mich verliebt war!»

«Name?»

«Tja, ich glaube – Hansen. Oder war’s Hauser ...?»

«Sie wechseln Ihre Liebhaber wohl oft?»

«Ist das verboten?»

Drohend stehen sie ringsum.

«Wo steckt der Kerl?»

«Keine Ahnung. Nicht in Berlin, soweit ich weiss.»

«Na, denn strengen Sie mal Ihr Gedächtnis ’n bisschen an. Den Brief nehmen wir mit. Nachher kommen wir wieder. Versuchen Sie nicht auszukratzen, das Haus ist bewacht.»

Kaum sind auf der Treppe die Tritte der Nagelstiefel verklungen, läuft sie über den Bodengang. Helmut ist noch beim Kommissar. In ihrer wilden Erregung berichtet sie alles. Urian wiegt den Kopf:

«Dumm – sehr dumm – Bruch der Bannmeile – Beschimpfung des Kanzlers... Und hübsch schriftlich! Will sehn, was ich tun kann. Erst mal müssen Sie weg, Hagenow.»

Helmut fährt mit den Schrinitzers, in Leonores Wagen. Bei einem ihrer Heimarbeiter kommt er unter, in Grünhain, nah an der tschechischen Grenze, für alle Fälle. Die Schrinitzers sind am nächsten Tag drüben. Helmut wartet ab. Er sitzt in der ersten Frühlingssonne. Noch immer keine Nachricht von Barbara.

Schritte nähern sich, eine Stimme fragt in schönstem Sächsisch:

«Sin Sie där Schriftställr aus Berlin?»

Zwei SA-Männer. Der eine legt die Hand an die Revolvertasche:

«Mitgomm! Und geene Schberenzchen, mei Freind! Sonst gnallt’s!»
Wochenlang in einem Amtsgerichtsgefängnis. Einen Monat in einem kleinen Lager. Viele Monate in einem grossen. Gründlich lernt er kennen, was Menschen einander antun können.

Fast noch mehr bedrückt ihn, was von draussen an immer neuen *«historischen Ereignissen»* bis hierher dringt:

2. MAI: AUFLÖSUNG DER GEWERKSCHAFTEN

10. MAI: BÜCHERVERBRENNUNG

17. MAI: FRIEDENSREDE ADOLF HITLERS

Stehend hören die Häftlinge sie an. Hinter Stacheldraht klingt die röhrende Stimme noch zehnmal verlogener.

14. JULI: VERBOT ALLER PARTEIEN AUSSER DER NSDAP

Hugenberg, der betrogene Betrüger, scheidet aus dem Kabinett aus. Doch Papen dient Hitler weiter. Und Schacht finanziert mit seinen Künsten das Dritte Reich.

14. OKTOBER: AUSTRIIT DEUTSCHLANDS AUS DEM VÖLKERBUND

Endlich eine Hoffnung! Greift das Ausland ein? Kommt es zum Konflikt?

Nichts geschieht.

Der Winter vergeht. Das Jahr 1934 ist schon drei Monate alt, da wird Helmut unerwartet entlassen.

Nicht ein einziges Mal ist er verhört worden.

Beim Empfang der Papiere und des Fahrgeldes fragt er den Scharführer, einen alten Zahlmeistertyp, ob er nicht erfahren könne, was eigentlich gegen ihn vorgelegen habe. Der Mann runzelt die Stirn, überfliegt eine Akte, richtet dann einen strengen Blick auf den vorwitzigen Frager und sagt:

«Genug, dass du hier nie mehr rauskämst, wenn du das heute machen würdest! Bruch der Bannmeile, Beschimpfung des Führers und Reichskanzlers ...»

Genauso hat es Urian formuliert. Ist es denkbar, dass der Kommissar selber ihn hochgehen liess? Voller Argwohn fährt er nach Berlin.

Als Barbara ihm öffnet, um den Hals fällt – da erhebt sich im Atelier eine Gestalt, kommt auf ihn zu: der Kommissar.

«Gott sei Dank! Hat also geklappt! Sie sind heil und gesund? Gratuliere! Musste mich doch selber überzeugen, nachdem ich ... Na, das erklärt Ihnen Fräulein Sander. Jetzt lass' ich euch allein.»

Finster starrt Helmut ihm nach. Dann erfährt er alles:

Ja, es stimmt – Urian hat ihn damals verhaften lassen – um ihm das Leben zu retten.

Denn als er sich mit dem Fall befasste, entdeckte er, dass sich SS und Sicherheitsdienst aus noch ganz anderen Gründen für Helmut interessierten. Eifrig suchte man nach den Aufzeichnungen, die einst jener arme Teufel über das Privatleben des Führers gemacht und durch Helmut ans *Morgenblatt* gegeben hatte.

Taschner, nach wie vor Chefredakteur, spielte erfolgreich den Ahnungslosen. Immer wieder kamen sie in die Herderstrasse und fragten nach Helmut. Einmal war Barbara tagelang verhaftet. Schliesslich wurde angenommen, der Hagenow sei ins Ausland geflüchtet.

Die Staatspolizei des Dritten Reiches nämlich war in ihren Anfängen zwar brutal, aber ziemlich unfähig. Urian wusste das. Wer in einem sächsischen KZ sass, war für den Berliner SD so gut wie verschollen. Die Zusammenarbeit klappte noch nicht recht.

Mit wachsender Spannung hat Helmut zugehört, nun fragt er:

«Und – wieso bin ich nicht mehr in Gefahr?»

«Tja – Taschner verlor die Nerven... Er hat sich umgebracht. Das führte Urian auf die Spur. Im aufgesprengten Safe fand sich das Dokument. Der Fall ist erledigt. Im SD hält man dich für unbeteiligt. Und jedenfalls uninteressant – solange du nicht wieder auffällst.»

«Da muss ich mich bei Urian also sehr bedanken.»

Er stützt den Kopf in beide Hände. Sie betrachtet ihn liebevoll:

«So – und nun könnten wir uns mal mit uns befassen, was meinst du?»

Er springt auf, zieht sie an sich:

«Barbara – verzeih! Es ist alles – noch ziemlich sonderbar für mich. Also fang du an! Was tun wir nun?»

Sie drückt ihn in den Sessel:

«Wir werden leben. Überleben!»

«Aber wie? Schreiben mag ich nicht. Könnte ich auch nicht, weder Presse-kammer noch Schrifttumskammer nimmt mich auf. Wie ist das eigentlich bei dir?»

«Respekt, mein Herr! Ich bin Mitglied der Reichskammer der bildenden Künste! Das hat mir jemand aus alter Freundschaft gerichtet. Dr. Grautz, den kennst du doch noch?»

«Vom Wegsehen.»

«Ein wichtiger Mann jetzt! Und nicht mal so ganz übel. Sitzt im Promi.»

«Wo bitte?»

«Ach so. Musst du alles lernen. Im Propagandaministerium, Abteilung Film. Als Ministerialrat – vielleicht auch schon ein paar Sprossen höher, er ist ein fabelhafter Kletterer.»

«So, so.»

«Helmut!» Sie jubelt auf: «Du bist ja eifersüchtig! Wunderbar!»

Mit einem Schwung landet sie auf seinem Schoss und küsst ihn ab. Eine Weile lang sind sie still. Dann beginnt sie wieder: «Tja – nun mal zu unseren Plänen. Ich bin jetzt fest angestellt in einer Tapetenfabrik. Und kann mir gut denken, dass sich da ein leidliches Pöstchen fände, wenn ich ein gutes Wort einlege – für meinen Mann.»

«Nein, Barbara!» Er schiebt sie energisch von sich weg. «Reden wir mal vernünftig.»

«Das tue ich ja gerade. Aber Vernunft geht offenbar gegen deine Männerehre. Helmut – in diesem verfluchten männlichen Zeitalter retten wir Frauen, glaube ich, die Vernunft und die Ehre. Was notabene manchmal dasselbe ist, wenn du mir diese undeutsche Bemerkung erlaubst. – Also, wann heiraten wir? Würde dem Herrn d-er Juni recht sein? Dann fahren wir gleich hinterher nach Oberbayern.»

So geschieht es.

30. JUNI 1934; HITLER BESEITIGT DIE OPPOSITION IN DER PARTEI

Teile der SA murren, weil mit dem nationalen Sozialismus nicht Ernst gemacht wird. Es gibt Reibereien mit der Armee. Röhm macht sich zum Sprecher der Unzufriedenen. Sogar Goebbels wird noch einmal schwankend und trifft sich mit dem Stabschef der SA im Münchener *Bratwurstglöckle*. Was dort in einem Hinterstübchen geredet wird, erfährt der Führer wenige Tage später durch Goebbels. Da hat sich bei dem Gewitzten der Wind schon wieder gedreht – und er ist, selbstverständlich, nur als eifriger Kundschafter bei Röhm gewesen.

Am 25. Juni wird die Wehrmacht in Alarmbereitschaft versetzt, jetzt unter dem Befehl des Generals von Fritsch; Hammerstein hat verbittert seinen Abschied genommen.

Am 28. wird «Hauptmann a. D.» Röhm in aller Form aus dem Offiziersbund ausgeschlossen. Er erfährt das vielleicht nie, denn er macht Ferien, in Wiessee, mit einigen seiner Getreuen. Übrigens ist die ganze SA eben für einen Monat beurlaubt worden. Der Berliner SA-Gruppenführer Karl Ernst benutzt das, um zu heiraten. Am nächsten Morgen will er seine Hochzeitsreise zu Schiff antreten, in den Süden.

Das Fest findet im Protzstil der neuen Herren statt. Zu vorgerückter Stunde gibt es ein buntes Programm, dessen Leitung dem Truppführer Tamberti anvertraut wurde. Als Höhepunkt ist das Auftreten der seit neuestem überaus beliebten und erfolgreichen Filmschauspielerin Susi von Staupitz angekündigt. Mit den Kameraden erwartet Bob seine Frau, die er seit Tagen nicht gesehen hat.

Doch Susi kommt nicht. Susi hat Launen. Sie erklärt Tamberti, der zu ihr eilt und sie beschwört, ihn nicht im Stich zu lassen:

«Ich bin eine ernsthafte Künstlerin und nicht dazu da, Rabauken zu amüsieren.»

«Mir scheint, du hast mir gegenüber Verpflichtungen.»

«Wie bitte?»

«Na, habe ich nicht über gewisse Dinge immer geschwiegen?»

Sie richtet sich auf, hoheitsvoll, wie sie es in den Privatstunden bei der Heroine des Staatlichen Schauspielhauses gelernt hat:

«Das werden Sie auch weiter tun. Oder ich spreche mal ein paar passende Worte mit dem Doktor.»

Tamberti weiss, dass Goebbels seine schützende Hand über die neue Diva hält. Da ist nichts zu machen. Er zieht ab und meldet Bob seinen Misserfolg. Der wird von Kameraden aufgezo-gen.

«Was ist ein Brigadeführer? Er kommandiert 2'000 Männer – aber nicht seine Frau.»

Mit viel Alkohol sucht er den Ärger wegzuspülen. Die Wut wird nur grösser. Immer wieder will er von Tamberti wissen:

«Was hat das Luder gesagt?»

Morgens kommt er heim, den dumpfen Schädel voller Rachedgedanken, reisst Susi aus tiefem Schlaf, brüllt sie an:

«Also – ich bin ein Rabauke! Und du bist zu fein für mich! Sieh mal an – früher warst du nicht so zimperlich!»

Sie richtet sich auf:

«Was heisst das?»

«Weisst du ganz genau! – Tamberti, hierher!»

Der Truppführer kommt zögernd herein, erschrickt vor dem Hass in ihrem Blick.

Da erhebt sich draussen Lärm, plötzlich sind schwarze Uniformen im Zimmer, Bob wird ohne weiteres hinausgestossen. Einer fragt barsch:

Tamberti stottert:

«Ich – gehöre zum Stab des Brigadeführers.»

«Mitnehmen!»

Schon wird er abgeführt. Susi hat die Decke über den Kopf gezogen. Als sie hervorluchtet, ist sie allein.

Wenige Stunden später liegen Bob und Tamberti gleich Hunderten anderer erschossen an einer Mauer der SS-Kaserne Lichtenfelde. Dorthin bringt man abends auch den Gruppenführer Ernst. An Bord des Schiffes hat man ihn in Bremerhaven von der Seite seiner Frau weggeholt und im Flugzeug nach Berlin gebracht. Bis zum letzten Augenblick glaubt er das Opfer einer gegen seinen Führer gerichteten Revolte zu sein. Als das SS-Peloton anlegt, ruft er: «Heil Hitler!»

Dann treffen ihn die Kugeln, die Hitler ihm bestimmt hat.

In Bad Wiessee und in München knallen gleichfalls die Schüsse.

Hitler hat zahlreiche SA-Führer telegrafisch zu einer angeblichen Besprechung beordert. Einen nach dem andern fängt er ab, reißt ihnen die Abzeichen herunter, übergibt sie den Henkern der SS. Röhm wird im Gefängnis Stadelheim, nachdem er den Selbstmord verweigert hat, erschossen.

Die Morde in Berlin werden von Göring und Himmler geleitet. Sie nutzen die Gelegenheit und beseitigen möglichst viele, die noch einmal gefährlich sein könnten. Papens engste Berater, von Bose und Klausener, die Leiter der *Katholischen Aktion*, werden in ihren Wohnungen über den Haufen geknallt.

Manche alte Rechnung wird beglichen. Mitschuldige aus früheren Tagen müssen sterben – SA-Männer etwa, die zuviel vom Reichstagsbrand wissen. Erschossen wird Gregor Strasser, der einst bereit war, die Partei zu spalten und in das Kabinett Schleichers einzutreten.

Und dieser Erzfeind selbst entkommt nicht. Gegen Mittag klingeln fünf Männer in Zivil. An der erschrockenen Haushälterin vorbei stürmen sie in die Villa. Der General sitzt am Schreibtisch.

«Sind Sie Schleicher?»

Er nicht. Drei Schüsse fallen.

Schreiend stürzt Frau von Schleicher hinzu. Auch sie wird getötet. Dann entfernen sich die Mörder.

Am selben Tage wie sein Freund kommt auch Bredow um.

Der Tag endet mit einer skurrilen Szene. Mit anderen Verhafteten wird Prinz Auwi Göring vorgeführt. Der schnauzt:

«Sie haben das dämlichste Gesicht, das ich je gesehen habe.»

Dann zeigt er ihm eine angeblich von den *Verschwörern* aufgestellte Ministerliste; darin ist Prinz August Wilhelm als Reichsverweser aufgeführt. Auwi stammelt, er wisse von nichts. Göring fährt ihn an:

«Sind Sie mit Karl Ernst bekannt?»

«Ja.»

«Wann haben Sie ihn zuletzt gesprochen?»

«Ich glaube – neulich – vor seiner Hochzeit.»

«Ihr Glück, dass Sie nicht lügen.» Ein Wink Görings: Man lässt eine Schallplatte laufen, Auwi hört sein ganzes Gespräch mit dem Gruppenführer. Göring lacht geringschätzig:

«Sie wollen sicher ein paar Tage in die Schweiz fahren?»

Töricht schüttelt der Prinz den Kopf:

«Ich? Wieso?»

Göring grinst breit:

«Ich sag's ja – Sie haben das dämlichste Gesicht von der Welt!»

Da endlich kapiert der hohe Herr. Und macht, dass er wekommt.

In ganz Deutschland verbreitet sich dumpfer Schrecken.

Was kommt nun?

Es kommen Gratulationen. Als erster beglückwünscht Blomberg den Führer. Dann telegraphiert Hindenburg – oder wer immer für ihn den schamlosen Text aufgesetzt haben mag – und dankt Hitler für sein «entschlossenes Eingreifen und den tapferen Einsatz seiner Person».

Am 3. Juli beschliesst das Kabinett das *Gesetz über die Massnahmen zur Staatsnotwehr*. Es umfasst zwanzig Worte:

«Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Anschläge am 30. Juni, 1. und 2. Juli vollzogenen Massnahmen sind als Staatsnotwehr Rechtens.»

Am 13. Juli spricht Hitler vor dem Reichstag, dankt der Wehrmacht, überhäuft die Toten mit masslosen Beschimpfungen und endet pathetisch:

«Ich bin bereit, vor der Geschichte die Verantwortung für alles zu übernehmen.»

Gewehr bei Fuss hat die Wehrmacht abgewartet. Ihre Hände sind rein, andere haben die Blutarbeit getan.

Freilich empören sich viele Offiziere über das schmachliche Ende ihres alten Chefs. Unwille regt sich, sogar Widerstand, Beschwerden gelangen bis zu Hindenburg nach Neudeck.

Doch der Marschall liest sie nicht mehr. Er ist zu alt, zu schwach. Am 2. August stirbt er und wird mit einer *gigantischen* Leichenfeier beigesetzt. Im Ehrenmal von Tannenberg.

Später wird der Armee sogar erlaubt, die Ehre des toten Schleicher wiederherzustellen. Es war nur ein bedauerlicher Irrtum.

Damit beruhigt sich das Offizierskorps. Bis auf einige Ausnahmen.

Hitler aber übernimmt auf Grund eines neuen Gesetzes nun auch das Amt des Reichspräsidenten.

Noch wehen die Fahnen auf halbmast, als in allen Garnisonen die Truppen

angetreten stehen und den Eid ablegen auf ihren neuen Obersten Kriegsherrn.

Am 19. August wird das Volk an die Wahlurne getrieben und darf mit neunzigprozentiger Mehrheit bestätigen, was längst vollzogene Tatsache ist. Am Tage darauf erklärt Hitler in einem Aufruf:

DER KAMPF UM DIE STAATSGEWALT IST BEENDET

Als der Danziger Senatsherr Rauschning in diesen Wochen wieder einmal seinen Führer besucht, vertraut dieser ihm seine innersten Gedanken an:

«Ich gehe unbeirrt und ungerührt meinen Weg, sie irren sich alle, sie unterschätzen mich – ich habe noch viele Trümpfe. Ich habe die Rädelsführer vernichten lassen, auch die möglichen Rädelsführer – ich bin zur nächsten Runde fertig.»

13. MÄRZ 1935: VERKÜNDUNG DER ALLGEMEINEN WEHRPFLICHT

Fortan geht es rasch mit den Karrieren in der Armee. Schon ist v. Peters Hauptmann, bald wird er Major sein. Er hat sich, wie fast alle, ausgesöhnt mit dem Regime.

Allmählich wird ihm sein Schwiegervater lästig. Der ist mehr und mehr zum *Nörgler, Kritiker und Miesmacher* geworden. Hat der Dr. Goebbels nicht recht, dass solche Menschen endlich den Mund halten sollten? Es geht mächtig aufwärts mit Deutschland.

Eines Sonntags beim Braten fängt Brake wieder an zu bohren:

«Ich verstehe einfach nicht, dass du das mitmachen kannst, Fritz. Ich an deiner Stelle hätte längst meinen Abschied genommen!»

«Lass doch, Vater ...», bittet seine Tochter.

Aber der Sanitätsrat gibt nicht nach. Er steigert sich in seinem Unwillen: «Die Autobahnen? Strategische Aufmarschlinien! Die KdF-Schiffe? Werden noch mal als Truppentransporter verwendet werden! Hinter dem ganzen Aufbaurummel lauert künftiges Unheil!»

Peters wird ärgerlich:

«Papa, du redest wie ein Feind unseres Volkes!»

«Nein! Ich rede, weil ich mein Volk liebe! Herrgott – seht ihr denn nicht, wohin euch dieser hergelaufene Mensch führt? Wenn nur endlich einer den Mut fände, ihn abzuknallen!»

Alle schweigen betreten. Friedel aber, jetzt Gefolgschaftsführer in der HJ, steht auf und verlässt das Zimmer.

Ein paar Tage später wird Brake in die *Prinz-Albrecht-Strasse* bestellt. Dort erwartet ihn bei der *Geheimen Staatspolizei* ein Herr, den er flüchtig von Ansehen kennt.

Kommissar Urian fordert Brake auf, sich zu setzen. Ernst, doch mit einem Unterton von Wohlwollen, führt er das Verhör: «Es ist da eine Anzeige gegen Sie eingelaufen. Sicher entstellt und aufgebauscht – aber wir müssen ihr nach-

gehen. Es handelt sich um angebliche staatsfeindliche Äusserungen, ja sogar um eine offene Bedrohung des Führers.»

Aus einem Protokoll liest er vor, was der Arzt beim sonntäglichen Mittagessen gesagt hat.

Brake ist aschfahl geworden. Nun räuspert er sich, sagt tonlos:

«Von wem kommt das?»

Urian weicht seinem Blick aus:

«Ich bin nicht befugt, darüber Auskunft zu geben.»

Doch gleichzeitig schiebt seine Hand das Schriftstück ein wenig näher zu seinem Gegenüber hin. Brake kann die Unterschrift lesen.

So heftig springt er auf, dass der Stuhl umfällt. Er schwankt. Urian eilt hinzu – doch schon hat der Arzt sich wieder gefasst.

Die Männer sehen einander an. Dann kehrt der Kommissar an seinen Platz zurück und sagt betont leicht:

«Ich dachte es mir. Kann ja in dieser Form nicht stimmen. Ich fasse unser Gespräch als eine Art Warnung auf. Am besten schaffen Sie die Sache aus der Welt, wenn Sie den – Betreffenden zu einem Widerruf veranlassen.»

Wortlos erhebt sich Brake und geht.

Als Friedel mittags pfeifend vom Dienst kommt, öffnet sich die Tür des Ordinationszimmers, und sein Vater ruft:

«Komm zu mir herein!»

Brake setzt sich hinter seinen Schreibtisch. Die Schublade ist halb offen. Lange blickt er stumm auf den Sohn. Der wird unruhig:

«Was ist denn los? Bist ja mächtig feierlich!»

«Ich muss dich etwas fragen. Antworte mir klipp und klar: Warst du auf der Polizei?»

Friedel zuckt zusammen, dann strafft sich seine Gestalt, verbissen ruft er:

«Jawohl! Das war meine Pflicht!»

«Wirklich? Du hältst es für eine Pflicht, deinen Vater anzuzeigen? Schämst du dich nicht?»

Da wird die brüchige Stimme böse und schrill:

«Ich würde das immer wieder tun! Und – du bist nicht mehr mein Vater, sondern ein Volksfeind!»

Leise, fast traurig kommen Brakes Worte:

«Aber du bist mein Sohn – und sollst es bleiben!»

Seine Hand greift in die Lade, hebt den alten Revolver aus dem Kriege, richtet ihn auf Friedel...

15. SEPTEMBER 1935: NÜRNBERGER GESETZE

«Na, das musste natürlich sein», meint ein Filmregisseur zu Susi. Eben haben sie im Radio die Verkündung des *Gesetzes zum Schutze des Deutschen Blutes und der deutschen Ehre* gehört. «Was brauchen wir die Juden? Wozu Zepernik, wenn wir Unschein haben!»

Er stösst Hugo in die Rippen, der als dritter dabeisitzt und nun unwillig abwehrt:

«Ich kümmere mich wenig um Politik.»

«Ich denke, Sie sind in der Partei?»

Das stimmt. Hugo ist jetzt ein vielbeschäftigter Drehbuchautor. Die anzügliche Frage hat ihn geärgert:

«Susi – reden wir von dieser Szene, die du anders haben willst. Warum eigentlich?»

Susi hat verschiedene Wünsche. Sie möchte besser zur Geltung kommen und entwickelt ihre Ideen. Halb spielt sie den herablassenden Star, halb die alte Bekannte. Allmählich wird Hugo nervös, er merkt, dass da allerlei verlangt wird. Und morgen soll die Szene gedreht werden. Das ist nicht zu schaffen! Susi ärgert sich, der Regisseur will vermitteln:

«Mensch, Unschein – die paar Dialoge schütteln Sie doch aus dem Ärmel! Marsch, nach Haus, bis heut Abend sind sie fertig.»

Hugo ist bockig, er hat überdies irgendeine angenehme Verabredung vor sich:

«Bis morgen Mittag. Mein Wagen ist nämlich kaputt.»

«Quatsch. Faul sind Sie! Nehmen Sie den Produktionswagen, der steht draussen!»

«Ihr Quälgeister...», seufzt Hugo. Und gehorcht unlustig. Dem Chauffeur brummt er zu:

«Friedenau, Ringstrasse.»

«Nummer?»

«Fragen Sie nicht. Fahren Sie.»

Er wirft sich in den Fond des Wagens. Hugo weiss nicht, wie unbeliebt er überall ist. Und wenn er ahnte, dass dieser Fahrer im Dienst der *Gestapo* steht, mit der Überwachung der *Filmschaffenden* betraut, wäre er gewiss etwas freundlicher. So macht der Mann am Steuer schmale Augen und denkt scharf nach: Das dritte Mal schon diese Ringstrasse. Muss mir das mal genauer ansehen.

Er sieht Hugo in ein wenig ansehnliches Haus verschwinden und folgt ihm. Horcht, bis oben eine Tür zugefallen ist, schleicht dann hinauf. Auf dem Türschild irgendein Name, aber darunter ist mit Reisszwecken eine vergilbte Visitenkarte angeheftet: *Dr. Arno Zepernik*.

Also richtig kombiniert! Dieser lausige Unschein tarnt also Juden. – Na, warte!

Zepernik wird zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Hugo erhält wegen besonders ehrlosen Verhaltens Zuchthaus. Es ist selbstverständlich, dass beide danach zur *Umerziehung* ins Lager kommen. Und natürlich wird Hugo aus der Kulturkammer ausgeschlossen.

Die Akte gelangt auf den Tisch des Ministerialdirektors Grautz. Der ist in

einem verborgenen Winkel seines Herzens noch immer das, was er gern sein wollte: ein *honoriger Bursch*. Solange es ihn nicht zu viel kostet. An den Jugendfreund verschwendet er keinen Gedanken, der ist verloren. Aber Zepernik würde er gern helfen, wenn das ohne Aufsehen möglich wäre. Im Sommer 1938 ergibt sich solch eine Möglichkeit. Arno Zepernik kommt frei, erhält zu seiner Verblüffung sogar den Pass zurück und kann ausreisen – wenige Monate vor der *Kristallnacht*.

9. NOVEMBER 1938; SPONTANER VOLKSZORN GEGEN SYNAGOGEN UND JÜDISCHE GESCHÄFTE

Banden von SA-Leuten und Hitlerjungen in Räuberzivil demolieren und plündern, prügeln und verhaften. Entsetzt schaut die Menge zu.

Hugo wird an diesem Abend fürchterlich zerschlagen – nicht zum erstenmal. Er befindet sich jetzt im KZ Gross-Rosen, westlich von Breslau.

Bei der Einlieferung hatte sich die SS den Spass gemacht, seine Lumperei den übrigen Gefangenen bekanntzugeben: «Der Scheisskerl hat heimlich 'nen Juden für sich schuften lassen und ihm beinah nichts dafür bezahlt! Den könnt ihr fertigmachen!»

Aber keiner von den *Politischen* kümmerte sich um Hugo, keiner sprach je ein Wort mit ihm.

Er versuchte, sich bei den *Kriminellen* und *Asozialen* anzubiedern, auch dort ohne Erfolg. Allmählich wurde die Hölle der Erniedrigung und Einsamkeit unerträglich.

Deshalb meldet er sich sofort, als im August 1939 Freiwillige für ein *besonderes Unternehmen* aufgerufen werden. Nur fort von hier, nirgends konnte es schlimmer sein!

Mit einem Dutzend anderer wird er im Lastauto an die polnische Grenze transportiert. Dort steckt man alle in polnische Uniformen. Schwerebewaffnete SS verhindert jedes Gespräch.

Eines Nachts holt man sie, treibt sie quer über Felder auf ein Gebäude zu, dessen Kontur hart vor dem schon hellen Himmel steht. Darüber zeichnet sich das Filigranwerk eines Antennenturms gegen die fahle Frühe ab. Das sieht schön aus und zugleich seltsam kalt und bedrohlich.

Es ist das Letzte, was Hugo Unschein sieht.

Später werden Presseleute zu den Leichen geführt.

In alle Welt gehen ihre Berichte:

Unerhörter Überfall der Polen auf den Sender Gleiwitz!

1. September 1939:

Aus allen Lautsprechern schallt es:

«Seit heute Nacht 4 Uhr 45 wird zurückgeschossen!»

Diesmal gibt es keine allgemeine Mobilmachung wie 1914. Einzelnen werden die Männer durch Briefe der *Wehrkreiskommandos* geholt.

Lange bleibt Helmut davon verschont. Dann fällt solch ein Brief auch durch den Schlitz in der Ateliertür.

Monate hindurch wird er ausgebildet. Er ist noch viel mit Barbara zusammen, alles scheint beinahe harmlos und erträglich.

Dann geht es fort. Eine letzte Nacht zu Haus. Endlose Gespräche darüber, wie alles hätte anders sein können ...

Sie kann ihn zum Bahnhof Grunewald begleiten. Dort am Transportzug der Abschiedstrubel, an den sich alle längst gewöhnt haben. Vom Krieg wird kaum gesprochen. Viele sind lustig. Da kommt das Kommando zum Einsteigen.

«Sag noch was, Barbara! Irgendwas!»

Sie steht stumm mit zusammengebissenen Lippen. Noch als er sie an sich reißt, regt sich nichts in ihr.

Da rollt der Zug an, gleitet schneller, schon poltern die letzten Wagen an Barbara vorüber. Drinnen haben sie Schnaps und singen grölend: *Volk ans Gewehr!*

Eine tiefe Stimme dazwischen:

«Maul halten!»

Plötzlich fällt ihr ein, was sie ihm hätte sagen müssen. Sie sagt es leise hinter dem Zuge her wie eine Beschwörung:

«Leben – überleben!»

In einer Kurve verschwindet das rote Schlussignal.

LITERATUR-NACHWEIS

Zur Vorgeschichte der Machtergreifung durch Hitler findet sich reiches Material in den Tageszeitungen, Zeitschriften und Jahrbüchern jener Epoche. Ferner sind im letzten Jahrzehnt zahlreiche Zeitanalysen, Tagebücher und Memoiren veröffentlicht worden. Soweit sie von verstorbenen oder überlebenden Hauptbeteiligten stammen, ist ihre Glaubwürdigkeit erklärlicherweise sehr verschieden. Durch Vergleich mit anderen Quellen haben aber selbst solche reinen Propagandaschriften wie die Aufzeichnungen von Josef Goebbels ihre Bedeutung.

Dem interessierten Leser seien im Folgenden einige gute, zusammenfassende Darstellungen genannt.

Karl Dietrich Bracher, **Die Auflösung der Weimarer Republik.**

Ring-Verlag, Stuttgart und Düsseldorf

Allan Bullock, **Hitler. Eine Studie über Tyrannei.**

Droste-Verlag, Düsseldorf

Konrad Heiden, **Adolf Hitler. 2 Bände.**

Europa-Verlag, Zürich

Rudolf Olden, **Hindenburg oder der Geist der preussischen Armee.**

Nest-Verlag, früher Nürnberg, jetzt Frankfurt a. M.

John W. Wheeler-Bennett, **Die Nemesis der Macht.**

Die deutsche Armee in der Politik 1918-1945.

Droste-Verlag, Düsseldorf

Walther Hofer, **Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945**

Fischer-Bücherei, Bd. 172

Walter Anger, **Das Dritte Reich in Dokumenten.**

Europäische Verlagsanstalt Frankfurt a. M.

A. E.

VERZEICHNIS DER BILDQUELLEN

Aktuelle Bild-Centrale: Seiten 68 unten; 160 unten; 231

AP.: Seiten 227 oben; 228 oben

Copress: Seiten 68 mitte; 76

Herbert Hoffmann: Seiten 66 unten; 67; 148; 227 unten; 240

Hugo Jaeger: Seiten 157; 239

Privat: Seite 230

Hans Schaller: Seiten 65; 78; 230 oben; 232; 236 unten

Süddeutscher Verlag: Seite 236 oben

Ullstein: Seiten 66 oben; 68 oben; 69; 70 unten; 71 links, rechts;
72 oben, unten; 73 oben, unten; 74 oben, unten; 75; 77; 80; 145;
146 links, rechts; 147 oben, unten; 149; 150; 151 oben, unten;
152 oben, unten; 154 links, rechts; 156; 159; 160 oben; 225;
226 links, rechts; 228 unten; 229; 234; 235; 237; 238

Ullstein-Salomon: Seite 70 oben

Carl Weinrother: Seiten 79; 153 oben, unten; 155; 158; 233